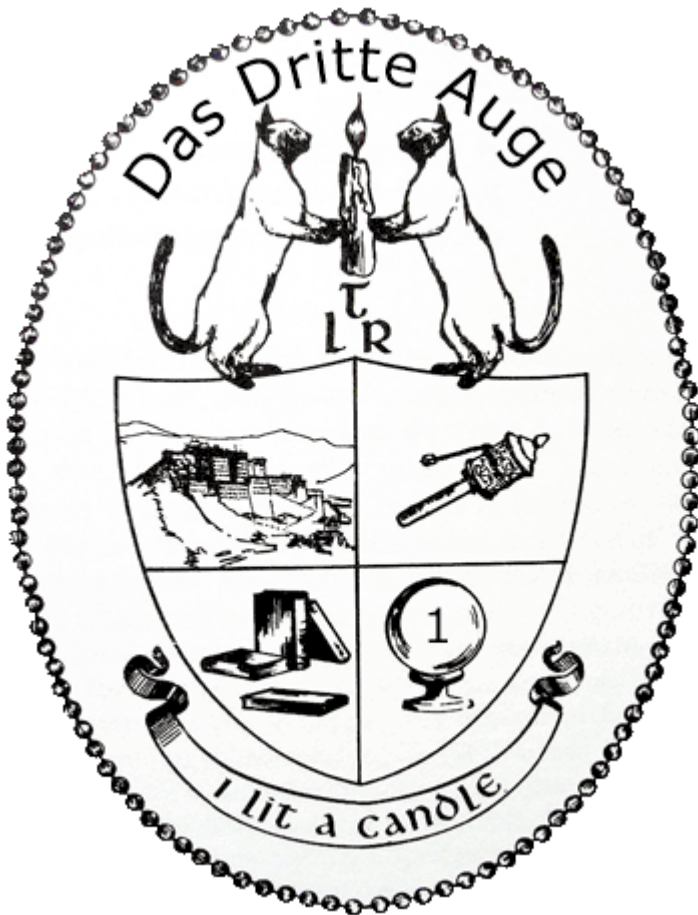


T. Lobsang Rampa



Es ist besser eine Kerze anzuzünden, als die Finsternis zu
verfluchen

Wappen

Das Wappen ist von einem Tibetischen Rosenkranz umsäumt, der aus einhundertacht Perlen besteht. Diese symbolisieren die einhundertacht Bücher des tibetanischen Kangyur. Auf dem persönlichen Wappen sind zwei, auf den Hinterpfoten stehende Siamkatzen abgebildet, die mit ihren Vorderpfoten gemeinsam eine angezündete Kerze halten. In der oberen linken Hälfte des Wappenschildes sehen wir den Potala; in der oberen rechten Hälfte befindet sich eine sich drehende Tibetische Gebetsmühle, was anhand des kleinen Gewichtes über dem Gegenstand sichtbar ist. In der unteren linken Hälfte des Schildes sind Bücher, die das schriftstellerische Talent und das Wissen des Autors symbolisieren, während in der unteren rechten Hälfte eine Kristallkugel die esoterische Wissenschaft darstellt.

Unter dem Wappen können wir das Motto von T. Lobsang Rampa lesen: „Ich zündete eine Kerze an.“

Vorwort des Autors

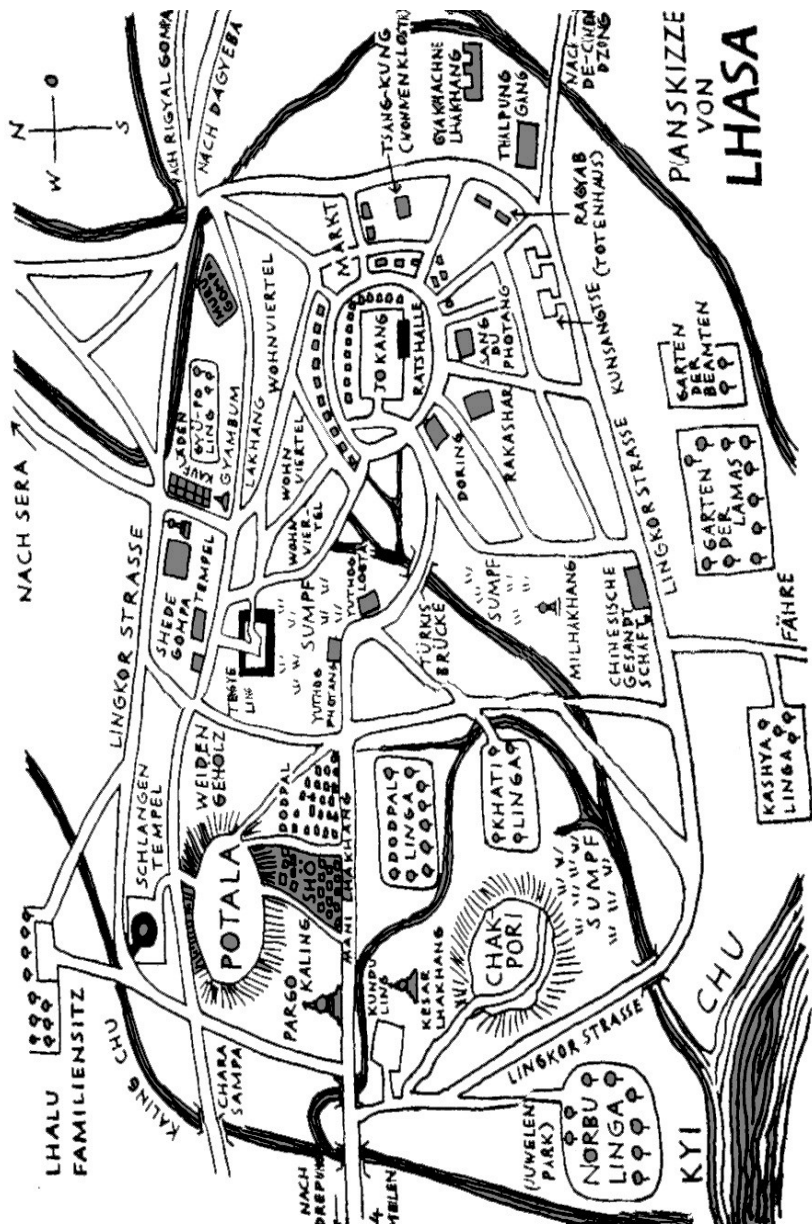
Ich bin Tibeter. Einer der wenigen, die die eigenartige westliche Welt erreicht hat. Der Satzbau und die Grammatik dieses Buches lassen sehr zu wünschen übrig, aber ich habe niemals einen akademischen Unterricht in dieser Sprache genossen. Meine „Englischschule“ war ein japanisches Gefangenenlager, wo ich die Sprache, so gut ich konnte, von meinen Patientinnen, englischen und amerikanischen gefangenen

Frauen, gelernt habe. Das geschriebene Englisch habe ich „Versuch und Irrtum“ gelernt. Jetzt ist meine geliebtes Land – wie prophezeit – von kommunistischen Horden besetzt. Nur aus diesem Grund habe ich meinen wahren Namen und den meiner Freunde verborgen gehalten. Da ich so viel gegen den Kommunismus getan habe, weiß ich, dass meine Freunde in kommunistischen Ländern großes Leid erfahren würden, wenn meine Identität ermittelt werden könnte. Da ich sowohl in den Händen der Kommunisten, als auch in denen der Japaner gewesen bin, weiß ich aus persönlicher Erfahrung, was die Folterung für Folgen haben kann, aber in diesem Buch geht es nicht um Folterung, sondern um ein friedliebendes Land, das so lange missverstanden und weitestgehend falsch dargestellt worden ist.

Einige meiner Aussagen, so wurde mir gesagt, sind nicht glaubwürdig. Das bleibt euch überlassen, jedoch ist Tibet ein Land, das dem Rest der Welt unbekannt ist. Der Mann der einst schrieb, dass „die Leute auf dem Rücken von Meeresschildkröten ritt“ wurde fürchterlich ausgelacht. Das Gleiche geschah denjenigen, die „lebende fossile Fische“ gesehen hatten. Letztere wurden jedoch kürzlich entdeckt und ein Exemplar wurde in einem gekühlten Flugzeug zu Untersuchungszwecken in die USA eingeflogen. Diesen Männern hatte man keinen Glauben geschenkt, doch letztendlich wurde bewiesen, dass sie ganz genau die Wahrheit gesagt hatten, und so wird es auch in meinem Fall sein.

T. Lobsang Rampa

Geschrieben im Jahr des hölzernen Schafes.



Indice:

Wappen	2
Vorwort des Autors	2
Indice:	5
Meine Frühe Kindheit Zuhause	6
Das Ende meiner Kindheit	33
Die letzten Tage Daheim	49
Vor den Toren des Tempels	59
Mein Leben als Chela	77
Das Leben in der Lamaserie	93
Die Öffnung des Dritten Auges	104
Il Potala	112
Der »Wildrosenzaun«	131
Der Tibetische Glaube	145
Trappa.....	170
Kräuter und Drachen	181
Erster Besuch Zuhause	211
Einsatz des Dritten Auges.....	222
Der Geheime Norden und - die Yetis	239
Die Lama-Würde.....	254
Die letzte Initiierung.....	278
Tibet - Lebwohl.....	287

Meine Frühe Kindheit Zuhause



»Oh weh, oh weh! Vier Jahre alt und kann sich noch nicht auf dem Pferd halten! Aus dir wird niemals ein Mann werden! Was wird dein edler Herr Vater dazu sagen?« Damit gab der alte Tzu dem Pony - und dem unglücklichen Reiter - einen derben Schlag auf das Hinterteil und spuckte in den Staub. Die goldenen Dächer und Kuppeln des Potala glänzten im hellen Sonnenschein. Näher im Vordergrund kräuselten sich das blaue Wasser des Schlangentempel-Sees, den Weg der Wasservögel nachzeichnend. Vom steinigen Pfad weiter hinten ertönten die Rufe und Schreie der Männer, die die tragen, eben von Lhasa ausziehenden Yaks zur Eile antrieben. In der Nähe erklang das herzerschütternde »bmmn bmmn bmmn« der tiefen Bassposaunen, die die Musikanten-Mönche in der Einsamkeit der Felder bliesen. Doch ich hatte keine Zeit für solche alltäglichen, gewöhnlichen Dinge. Ich hatte die schwierige Aufgabe zu meistern, mich auf meinem äußerst widerspenstigen Pony zu halten. Nakkim hatte anderes im Sinn. Er wollte frei sein von seinem Reiter, frei, um zu grasen, sich auf dem Rücken zu wälzen und die Beine in die Luft zu strecken.

Der alte Tzu war ein grimmiger und bedrohlicher Aufseher. Sein Leben lang war er streng und hart gewesen, und nun als Hüter und Reitlehrer eines kleinen, vierjährigen Jungen, riss ihm, aufgrund der Anspannung, häufig der Geduldsfaden. Als einer der Männer von Kham, war er, gemeinsam mit anderen, wegen seiner Größe und Stärke auserwählt worden. Er war über zwei Meter groß und dementsprechend breit. Seine dick ausgepolsterten Schultern verstärkten den Eindruck seiner Breite zusätzlich. Im östlichen Tibet gibt es ein Gebiet, in dem die Männer ungewöhnlich groß und stark sind. Viele dieser Männer waren über zwei Meter groß, und man hatte sie dazu auserlesen, in allen Lamaserien als Polizei-Mönche zu wirken. Sie polsterten ihre Schultern, um noch gewaltiger zu erscheinen, sie schwärzten ihre Gesichter, um grimmiger auszusehen, und sie trugen lange Stäbe, die sie gegen jeden unglücklichen Missetäter zu gebrauchen bereit waren. Tzu war ein Polizei-Mönch gewesen, doch nun war er das Kindermädchen eines kleinen Prinzen! Er war viel zu schwer gelähmt, um lange zu Fuß gehen zu können, und legte daher alle seine Wege zu Pferd zurück. Im Jahre 1904 waren die Engländer unter Oberst Younghusband in Tibet eingedrungen und hatten großen Schaden angerichtet. Offenbar dachten sie, dass die einfachste Art sich unsere Freundschaft zu sichern, jene sei, unsere Häuser zu zerstören und unsere Leute zu töten. Tzu war einer der Verteidiger gewesen, und im Gefecht war ihm ein Stück seiner linken Hüfte weg geschossen worden. Mein Vater war einer der führenden Männer in der tibetanischen Regierung. Seine Familie und die meiner Mutter gehörten zu den oberen zehn Familien, daher hatten meine Eltern einen bedeutenden Einfluss auf die Angelegenheiten des Landes. Später werde ich ausführlicher über die Form unserer Regierung berichten. Mein Vater war ein stattlicher Mann, breit gebaut und über einen Meter achtzig groß. Er durfte stolz sein auf seine Stärke.

In seiner Jugend konnte er ein Pony vom Boden hochheben und war einer der wenigen, die es im Ringkampf mit den Männern von Kham aufnehmen und den Kampf gewinnen konnten. Die meisten Tibeter haben schwarzes Haar und dunkelbraune Augen. Mein Vater gehörte zu den Ausnahmen, sein Haar war kastanienbraun und seine Augen grau. Oft hatte er ganz plötzliche Wutausbrüche, ohne dass wir wussten, warum. Wir sahen unsern Vater selten. Tibet durchlitt sehr schwierige Zeiten. Als die Engländer 1904 bei uns einfielen, flüchtete der Dalai Lama in die Mongolei und ließ meinen Vater und andere Mitglieder des Kabinetts zurück, um in seiner Abwesenheit die Regierungsgeschäfte zu führen. 1909 kehrte der Dalai Lama nach Lhasa zurück, nachdem er Peking besucht hatte. Durch den Erfolg des englischen Einmarsches ermutigt, stürmten die Chinesen Lhasa im Jahre 1910. Wieder zog sich der Dalai Lama zurück, diesmal nach Indien. Die Chinesen wurden 1911, in der Zeit der chinesischen Revolution, aus Lhasa vertrieben, doch inzwischen hatten sie furchtbare Frevel gegen unser Volk begangen. Unsere Mutter pflegte zu sagen, Vater habe sich damals sehr verändert. Jedenfalls hatte er keine Zeit für uns Kinder, und wir bekamen seine väterliche Zuneigung nie zu spüren. Vor allem ich schien seinen Unwillen zu erregen und war, wie mein Vater zu sagen pflegte, auf "Biegen und Brechen" dem unbarmherzigen Tzu ausgeliefert. Tzu empfand meine armselige Leistung auf dem Pony als persönliche Beleidigung. In Tibet erlernen die kleinen Jungen der höheren Gesellschaft das Reiten noch bevor sie laufen können. In einem Land, in dem es keinen Verkehr auf Rädern gibt, und die Fortbewegung zu Fuß oder zu Pferd erfolgt, ist die Fertigkeit im Sattel eine wesentliche Voraussetzung. Die Adligen Tibets üben sich Stunde um Stunde, Tag um Tag in der Reitkunst. Sie können auf dem schmalen hölzernen Sattel eines galoppierenden Pferdes stehend zuerst mit dem Gewehr auf eine bewegte Zielscheibe schießen und es dann zu Pfeil und Bogen übergehen. Sehr geschickte Reiter können in Formation quer

über das flache Land reiten und untereinander die Pferde wechseln, indem sie von Sattel zu Sattel springen. Ich allerdings fand es im Alter von vier Jahren schwer, mich in einem einzigen Sattel zu halten! Nakkim, mein Pony, war gescheckt, hatte einen langen Schweif und einen kleinen, intelligenten Kopf. Er kannte erstaunlich viele Tricks, einen unsicheren Reiter aus dem Sattel zu werfen. Einer seiner Lieblingstricks war es, eine kurze Strecke vorwärts zu galoppieren, dann plötzlich stehenzubleiben und den Kopf zu senken. Wenn ich dann hilflos über seinen Nacken und weiter bis zu seinem Kopf hinabglitt, würde er ihn mit einem Ruck wieder hochheben, so dass ich einen regelrechten Purzelbaum schlug, bevor ich den Boden erreichte. Dann würde er dastehen und mich mit geheuchelter Liebenswürdigkeit ansehen.

Tibeter reiten nie im Trab, denn die Ponys sind klein und die Reiter sehen auf einem trabenden Pony lächerlich aus. Meistens genügt ein gemächlicher Passgang, und der Galopp wird zur Übung geritten. Tibet war ein theokratisches Land. Wir hatten keine Verlangen nach dem »Fortschritt« der Außenwelt.

Wir wollten uns nur der Meditation hingeben können und die Grenzen der Körperlichkeit überwinden. Unseren weisen Männer war seit langem klar, dass der Westen die Schätze Tibets beehrte, und sie wussten, dass der Friede das Land verlassen würde, wenn es die Fremden betraten. Nun hat das Eindringen der Kommunisten in Tibet ihnen recht gegeben. Mein Vaterhaus stand in Lhasa in der vornehmen Gegend Lingchor, an der Ringstraße, die rings um Lhasa herumführt, und im Schatten des Berges. Es sind dort drei Straßenringe. Der äußere Ring, Lingchor, wird von den Pilgern viel benützt. Wie alle Häuser in Lhasa war auch das unsere zu der Zeit, als ich geboren wurde, auf der der Straße zugekehrten Seite zwei Stockwerke hoch. Niemand darf auf den Dalai Lama hinabsehen, daher ist die höchste erlaubte Haushöhe zwei Etagen. Da sich das

Höhenverbot jedoch nur auf eine einzige Prozession im Jahr bezieht, haben viele Häuser ungefähr elf Monate lang einen leicht abnehmbaren Holzaufbau auf ihren flachen Dächern. Unser Haus war aus Stein, es hatte die Form eines hohlen Quadrates und umschloss einen großen Innenhof. Unsere Tiere waren im Erdgeschoss untergebracht, und wir wohnten im oberen Geschoss. Wir hatten das Glück eine Treppe aus Steinstufen zu besitzen, die von unten hinauf führte. Die meisten tibetanischen Häuser haben eine Leiter, während man in den Bauernhöfen einen mit Kerben versehenen Pfahl hat, den zu benutzen eine große Gefahr für die Schienbeine darstellt, denn diese eingekerbten Pfähle wurden durch den Gebrauch sehr glatt, und die mit Yakbutter eingefetteten Hände übertrugen das Fett auf den Pfahl, und wenn der Bauer das nicht bedachte, rutschte er mit ungeheurer Geschwindigkeit nach unten auf den Boden unten an.

Während der chinesischen Invasion im Jahre 1910 wurde unser Haus teilweise zerstört und die Innenmauern des Gebäudes waren zertrümmert. Mein Vater ließ es, vier Stockwerke hoch, wieder aufbauen. Es sah nicht über die Ringstraße hinweg und wir konnten während der Prozession auch nicht über den Kopf des Dalai Lama hinwegsehen, daher wurden keine Einwände erhoben.

Das Tor, durch das man unseren Innenhof betrat, war schwer und schwarz vor Alter. Den chinesischen Invasoren war es nicht gelungen die soliden Torpfosten aufzuzwingen, so hatten sie statt dessen eine Mauer niedergerissen. Genau über diesem Eingangstor lag der Raum des Verwalters. Er konnte alle sehen, die ein und aus gingen. Er nahm die Dienstleute auf - und entließ sie - und sah zu, dass der Haushalt richtig geführt wurde. Hierher, zu seinem Fenster, kamen, wenn die Sonnenuntergangsposaunen aus den Klöstern ertönten, die Bettler von Lhasa und erhielten zu essen, eine Stärkung für die Dunkelheit der Nacht. Alle führenden Adligen versorgten die

Armen ihrer Gegend. Oft kamen Missetäter in Ketten, denn es gibt wenige Gefängnisse in Tibet; so wanderten sie durch die Straßen und erbettelten sich ihren Unterhalt. In Tibet verachtet man Missetäter nicht und betrachtet sie nicht als Geächtete. Wir waren uns dessen bewusst, dass die meisten von uns schuldig wären - wenn man uns durchschaute - so wurden die Unglücklichen vernünftig behandelt. In den Zimmern zur Rechten des Verwalters wohnten zwei Mönche; das waren die Hauspriester, die täglich um die göttliche Billigung unseres Tuns beteten. Die weniger adligen hatten nur einen Priester, doch unsere Stellung erforderte zwei.

Vor jedem wichtigen Ereignis wurden diese Priester hinzugezogen, um im Gebet die Gunst der Götter zu erbitten. Alle drei Jahre kehrten die Priester in die Lamaserien zurück und wurden durch andere ersetzt. In jedem Flügel unseres Hauses war eine Kapelle. Dauernd brannten die Butter-Lampen vor den geschnitzten Holzaltären. Die sieben Schalen des heiligen Wassers wurden mehrere Male am Tage gereinigt und neu gefüllt. Sie mussten rein sein für den Fall, dass die Götter kämen und aus ihnen trinken wollten. Die Priester wurden gut gepflegt, sie aßen die gleiche Kost wie die Familie, so dass sie besser beten und den Göttern sagen konnten, wie gut unser Essen war. Links vom Verwalter wohnte der Gesetzkundige, dessen Amt es war, dafür zu sorgen, dass der Haushalt auf rechtmäßige und gesetzlich geordnete Weise geführt wurde. Tibetaner sind gesetzestreu, und mein Vater musste, was die Befolgung der Gesetze anging, ein hervorragendes Beispiel sein. Wir Kinder, mein Bruder Paljör, meine Schwester Yasodhara und ich, wohnten im neuen Teil des Hauses, auf der von der Straße abgewandten Seite des Vierecks. Zu unserer Linken hatten wir eine Kapelle, zur Rechten war der Schulraum, den auch die Kinder der Dienstleute besuchten. Unsere Schulstunden waren lang und abwechslungsreich.

Paljör bewohnte seinen Körper nicht lange. Er war schwächlich und für das harte Leben, das wir beide führen mussten, ungeeignet. Er verließ uns, noch bevor er sieben Jahre alt war, und kehrte in das Land der Vielen Tempel zurück. Yaso war sechs, als er starb, und ich war vier. Ich erinnere mich noch, wie er dalag, eine leere Hülle, als sie ihn holen kamen, und wie die Männer des Todes ihn forttrugen, um ihn der Sitte gemäß zu zerstückeln und den aabfressenden Vögeln zur Nahrung zu geben.

Nun, da ich der Erbe der Familie war, wurde meine schulische Ausbildung intensiviert. Ich war vier Jahre alt und ein sehr mittelmäßiger Reiter. Mein Vater war ein wirklich strenger Mann, und als Kirchenprinz sah er darauf, dass sein Sohn einer straffen Zucht unterlag und seine Erziehung ein Beispiel für die anderer Kinder war. In meiner Heimat ist die Erziehung eines Jungen um so strenger, je höher sein Rang ist. Einige der Adligen begannen zu denken, dass Jungen eine leichtere Kindheit haben sollten, nicht aber mein Vater. Seine Einstellung war die: ein armer Junge hatte keine Hoffnung auf späteres Wohlergehen, daher sollte man ihm Güte und Rücksicht angedeihen lassen, solange er jung war. Ein Junge aus den höheren Ständen hatte in späteren Jahren alle Reichtümer und Annehmlichkeiten zu erwarten, daher sollte man während seiner Kindheit und Jugend hart zu ihm sein, damit er lernt seinen Nächsten zu achten. Dies war auch die allgemeine Meinung im Lande. Dieses System überlebten Schwächlinge nicht, doch diejenigen, die am Leben blieben, konnten nahezu alles überleben.



Tzu bewohnte ein Zimmer im Erdgeschoss, ganz in der Nähe des Haupteingangstores. Jahrelang hatte er es als Polizei- Mönch mit Menschen aller Art zu tun gehabt, und jetzt ertrug er es nicht, zurückgezogen zu leben und all dem fern zu sein. Er wohnte neben den Ställen, in denen mein Vater seine zwanzig Pferde, alle Ponys und die Arbeitstiere hielt . Die Stallknechte hassten es Tzu um sich herum zu haben, weil er aufdringlich war und sich in ihre Arbeit einmischte. Wenn mein Vater ausritt, mussten ihm sechs bewaffnete Männer Geleitschutz geben. Diese Männer trugen Uniformen, und Tzu eilte immer geschäftig um sie herum und vergewisserte sich, dass an ihrer Ausrüstung alles in Ordnung war. Aus irgendeinem Grund reiheten sich diese sechs Männer mit ihren Pferden an einer Wand auf, um dann, wenn mein Vater geritten kam, vorzustürmen und sich ihm anzuschließen. Ich entdeckte, dass ich, wenn ich mich aus dem Fenster eines Vorratsraumes hinauslehnte, einen der Reiter auf seinem Pferd berühren konnte. Eines Tages, ich hatte nichts zu tun, zog ich einen Strick durch seinen festen Ledergürtel, während er an seiner Ausrüstung herumnestelte. Ich machte Schlingen an den beiden Enden und befestigte sie an einem Nagel an der Innenseite des Fensters. In der Unruhe und dem Lärm bemerkte mich niemand. Mein Vater erschien, und die Reiter jagten vor. Fünf von ihnen. Der sechste wurde rückwärts von seinem Pferd herunter gerissen und schrie, dass die Dämonen ihn gepackt hätten. Sein Gürtel zerriss, und in der Verwirrung gelang es mir, den Strick wegzuziehen und mich unentdeckt davonzustehlen. Später machte ich mir einen Spaß daraus zu ihm zu sagen: »Du kannst Dich also auch nicht auf einem Pferd

halten, Netuk!« Unsere Tage waren sehr anstrengend; von vierundzwanzig Stunden am Tag, waren wir achtzehn auf den Beinen. Tibeter halten es nicht für weise zu schlafen, so lange es noch hell ist, denn die Dämonen des Tages könnten kommen und einen packen. Sogar ganz kleine Kinder werden wachgehalten, damit die Dämonen sich ihrer nicht bemächtigen. Auch Kranke müssen wachgehalten werden, und ein Mönch wird dazu herbeigeholt. Niemand wird davon ausgeschlossen, selbst Sterbende müssen so lange wie möglich bei Bewusstsein gehalten werden, so dass sie den richtigen Weg durch die Zwischenreiche zur nächsten Welt finden.

In der Schule lernten wir Sprachen, Tibetanisch und Chinesisch. Das Tibetanische hat zwei verschiedene Ausdrucksweisen, die gewöhnliche und die gehobene Sprache. Wir gebrauchten die Umgangssprache, wenn wir mit Dienern und Leuten von niederem Rang sprachen, und die gehobene mit Leuten von gleichem oder von höherem Rang. Das Pferd eines Höhergestellten musste in der gehobenen Sprache angesprochen werden! Unsere selbstherrliche Katze musste, die im Hof irgendwelchen mysteriösen Tätigkeiten nachging, von einem Diener folgendermaßen angesprochen werden: »Würde die edle Miezkatze ruhen, zu kommen, um von dieser unwürdigen Milch zu trinken?« Doch egal wie die »edle Miezkatze« angesprochen wurde, sie kam immer erst, wenn sie dazu bereit war. Unser Schulzimmer war sehr groß, eine Zeitlang war es als Speisesaal für durchreisende Mönche benützt worden, doch seitdem der neue Teil des Hauses fertig war, war dieser besonders große Raum in eine Schule für unser Gut umgewandelt worden. Ungefähr sechzig Kinder besuchten sie. Wir saßen im Schneidersitz auf dem Boden, an einem Tisch, beziehungsweise einer langen Bank von ungefähr fünfundvierzig Zentimetern Höhe. Wir saßen mit dem Rücken zum Lehrer, so dass wir nicht wussten, wann er uns beobachtete. Das hatte zur Folge, dass wir eifrig arbeiteten. Papier wird in Tibet mit

der Hand hergestellt und ist teuer, viel zu teuer, um es an Kinder zu verschwenden. Wir benützten Schiefertafeln, große, dünne Platten von ungefähr dreißig zu fünfunddreißig Zentimetern. Unsere »Bleistifte« waren eine Art harte Kreide, die in den Tsu-La Hügeln, ungefähr dreitausendsechshundert Meter über Lhasa, gefunden, das selbst schon dreitausendsechshundert Meter über dem Meeresspiegel liegt. Ich versuchte immer rötlich getönte Kreiden zu bekommen, während meine Schwester Yaso zart purpurfarbenen besonders liebte. Es gab eine ganze Reihe von Farben: rot, gelb, blau und grün. Manche der Farben waren, glaube ich, auf das Vorhandensein von metallischen Erzen in dem weichen Kalkboden zurückzuführen. Was immer der Grund gewesen sein mag, wir freuten uns, sie zu haben. Mit dem Rechnen tat ich mich wirklich schwer. Wenn siebenhundertdreiundachtzig Mönche an einem Tag je zweiundfünfzig Tassen Tsampa, und jede Tasse fünf Achtel eines halben Liters enthielt, wie groß musste dann der Behälter für den Wochenvorrat sein? Meine Schwester Yaso konnte solche Aufgaben problemlos bewältigen. Ich, nun, ich war nicht so helle. Ich war in meinem Element, wenn wir schnitzten. Das war ein Fach, das ich liebte und in dem ich recht geschickt war. In Tibet wird alles mit geschnitzten Platten gedruckt, daher betrachtete man das Schnitzen als besondere Fertigkeit. Wir Kinder durften für unsere Schnitzübungen kein Holz verschwenden. Holz war sehr teuer, da es den weiten Weg von Indien eingeführt werden musste.

Tibetanisches Holz war zu hart und hatte nicht die richtige Maserung. Wir benutzten eine Art weichen Seifensteins, den man mit einem scharfen Messer leicht bearbeiten konnte. Manchmal verwendeten wir auch alten Yak-Käse! Etwas, das nie vergessen wurde, war das Aufsagen der Gesetze. Wir mussten sie hersagen, sobald wir das Schulzimmer betraten, und bevor wir es verlassen durften, noch ein zweites Mal. Diese Gesetze lauteten:

- Vergelte Gutes mit Gutem;
- Streite nicht mit gutmütigen Menschen;
- Lies die Heiligen Schriften und verstehe sie;
- Hilf deinem Nächsten;
- Das Gesetz ist hart gegen die Reichen, um ihnen Einsicht und Mitleid zu lehren;
- Das Gesetz ist mild gegen die Armen, um ihnen Erbarmen zu zeigen;
- Zahle deine Schulden pünktlich.

Damit wir sie nicht vergaßen, waren diese Gesetze in Holztafeln eingekerbt und an den vier Wänden unseres Schulzimmers aufgehängt. Dennoch war unser Leben nicht nur von Lernen und Trübsinn ausgefüllt, wir spielten genau so eifrig wie wir lernten. Alle unsere Spiele waren dazu gedacht, uns zu stärken und uns zu ermöglichen im rauen Tibet mit seinen klimatischen Extremen zu überleben. Im Sommer können die Temperaturen zu Mittag ungefähr neunundzwanzig ein-half Grad Celsius erreichen, doch in den Nächten desselben Sommers konnten sie bis auf circa vier ein-half Grad unter Null sinken. Im Winter war es oft noch viel kälter. Das Bogenschießen machte uns viel Spaß, und es stärkte die Muskeln. Wir verwendeten Bögen aus Eibenholz, das aus Indien eingeführt wurde, und manchmal bauten wir Armbrüste aus tibetanischem Holz. Als Buddhisten schossen wir nie auf etwas Lebendes. Versteckte Diener zogen eine Zielscheibe an einer langen Schnur auf und ab, so dass sie unerwartet da und dort auftauchte - wir wussten nie, wo sie zu erwarten war. Die meisten Jungen konnten die Zielscheibe auf dem Sattel eines galoppierenden Ponys stehend treffen. Ich konnte mich nie so lange oben halten!

Weitspringen war etwas anderes. Da musste man sich nicht mit einem Pferd plagen. Wir hielten einen fünf Meter langen Stab in unseren Händen und rannten so schnell wir konnten, und wenn wir dann schnell genug waren, sprangen wir mit Hilfe des Stabes. Ich

pflegte zu sagen, dass die anderen so lange auf ihren Pferden klebten, dass sie keine Kraft in den Beinen hatten, doch ich, der ich die Beine gebrauchen musste, konnte tatsächlich richtig weit springen. Sogar Flüsse konnte man auf diese Weise überqueren, und es war sehr befriedigend für mich, zu sehen, wie die Jungen, die mir zu folgen versuchten, einer nach dem ändern ins Wasser fielen.

Ein anderer unserer Zeitvertreibe war, auf Stelzen zu gehen. Wir verkleideten uns und wurden zu Riesen, und kämpften auf Stelzen - wer herunterfiel, hatte verloren. Unsere Stelzen waren selbst gemacht, wir konnten nicht eben mal zum nächsten Laden gehen, um so etwas zu kaufen. Wir boten unsere ganze Überredungskunst auf, um den Lagerverwalter, der meist der Haushofmeister war, ein paar geeignete Holzstücke abzuschwatzen. Die Maserung musste genau die richtige sein es durften keine Astlöcher darin sein. Dann brauchten wir noch entsprechende keilförmige Stücke als Fußstützen. Da das Holz zu rar war, um es zu verschwenden, mussten wir die passende Gelegenheit warten und im richtigen Augenblick darum bitten. Die Mädchen und jungen Frauen spielten eine Art Federball. Am oberen Rand eines kleinen Holzstückes wurden Löcher gebohrt, in welche die Federn eingefügt wurden. Man hielt den Federball mit Hilfe der Füße in der Luft. Das Mädchen zog den Rock ausreichend hoch, um ungehindert mit dem Fuß stoßen zu können, und gebrauchte von nun an nur noch die Füße; den Federball mit der Hand zu berühren hätte sie disqualifiziert. Ein geschicktes Mädchen konnte den Federball zehn Minuten ununterbrochen in der Luft halten, ehe sie einen Stoß verfehlte.

Die größte Leidenschaft Tibets war jedoch, zumindest im Bezirk Ü, der die Grafschaft von Lhasa darstellte, das Drachen steigen lassen. Man könnte es als einen Nationalsport bezeichnen. Wir durften es aber nur zu bestimmten Zeiten des Jahres betreiben. Man hatte vor Jahren entdeckt, dass es in Strömen regnete, wenn in den

Bergen Drachen aufstiegen; damals hatte man gemeint, die Regengötter seien böse darüber, daher war es nur im Herbst, in der trockenen Jahreszeit Tibets, erlaubt die Drachen steigen zu lassen. Zu gewissen Zeiten des Jahres schreien die Menschen in den Bergen nie laut, da durch den Widerhall der Stimmen die von Indien kommenden schwer gesättigten Wolken, ihre Last zu schnell abstoßen und am falschen Ort Regengüsse verursachen. Am ersten Herbsttag wurde nun also vom Dach des Potala aus ein langer Drachen empor-geschickt, und innerhalb weniger Minuten tummelte sich über Lhasa eine Menge von Drachen in allen Formen, Größen und Farben, sich im heftigen Wind windend und hin und her flatternd. Ich liebte es Drachen steigen zu lassen und sah zu, dass mein Drachen als einer der ersten hoch in die Luft schnellte. Wir alle bauten unsere Drachen selbst und nahmen dazu normalerweise einen Bambusrahmen und bezogen ihn fast immer mit feiner Seide. Wir kamen ohne Schwierigkeiten an dieses gute Material, denn es war ein Ehre für den Haushalt, wenn der Drachen von feinsten Qualität war. Er war kastenförmig und wir versahen ihn mit einem wilden Drachenkopf, mit Schwingen und einem Schweif. Wir lieferten uns gegenseitige Schlachten, bei denen wir versuchten, die Drachen unserer Rivalen herabstürzen zu lassen. Wir steckten Glasscherben in die Drachenschnur, überzogen sie zum Teil mit Leim und bestreuten sie mit Glassplittern in der Hoffnung, die Schnüre der anderen damit durchschneiden und so den stürzenden Drachen erbeuten zu können. Manchmal stahlen wir uns des Nachts ins Freie und ließen unsere Drachen mit einer kleinen Butter-Lampe im Innern des Kopfes und des Körpers aufsteigen. Vielleicht würden die Augen rot glühen und der Körper in verschiedenen Farben leuchtend am dunklen Nachthimmel sichtbar sein. Besonders gerne taten wir das, wenn die riesigen Yak-Karawanen aus dem Lho-dzong-Bezirk erwartet wurden. In unserer kindlichen Unschuld meinten wir, die unerfahrenen Bewohner weit entfernter Orte wüssten nichts von so

»modernen« Erfindungen wie unseren Drachen, und zogen wir aus, um sie mal so richtig zu erschrecken. Eine unserer Erfindungen war es, drei verschiedene Muscheln so in die Drachenkörper zu legen, dass sie, wenn der Wind durchblies, einen geheimnisvoll klagenden Ton hervorbrachten. Wir verglichen ihn mit dem Schrei feuerspeiender Drachen in der Nacht und hofften, er würde den Handelsleuten einen heilsamen Schrecken einjagen. Manch ein köstliches Prickeln lief uns das Rückgrat hinab, wenn wir uns vorstellten, wie diese Männer erschrocken in ihre Decken gehüllt liegen würden, während sich unsere Drachen über ihnen bewegten. Mein Spiel mit den Drachen sollte mir, obwohl ich das zu jener Zeit noch nicht wusste, im späteren Leben sehr zugutekommen, als ich wirklich in ihnen flog. Jetzt war es nur ein Spiel, wenn auch ein sehr aufregendes. Wir hatten ein besonderes Spiel, das recht gefährlich hätte werden können: wir fertigten riesige Drachen von ungefähr zwei bis zweieinhalb Quadratmetern Größe, die nach zwei Seiten hin ausladende Flügel hatten. Wir legten diese auf eine ebene Stelle an den Rand einer Schlucht, wo ein besonders starker Aufwind herrschte. Dann bestiegen wir unsere Ponys, schlangen das eine Ende der Drachenschnur um unsere Hüfte und galoppierten los, so schnell unsere Ponys laufen konnten. Der Drache erhob sich in die Luft und stieg immer höher empor, bis er auf diesen besonderen Aufwind stieß. Dann gab es einen Ruck, und der Reiter wurde plötzlich von seinem Pony emporgehoben, vielleicht drei Meter hoch in die Luft, und sank dann langsam, schwingend, zur Erde nieder. Manche armen Wichte wurden beinahe entzwei gerissen, wenn sie vergaßen ihre Füße aus den Steigbügeln zu ziehen. Ich jedoch, der nie besonders gut ritt, konnte immer vom Pferd loskommen und emporgehoben zu werden war ein Vergnügen. So abenteuerlustig und albern, wie ich war, fand ich heraus, dass ich umso höher kam, je stärker ich im Augenblick des Aufsteigens an dem Strick zog, und dass ich durch weiteres geschicktes Ziehen meine Flüge um Sekunden verlängern

konnte. Einmal zog ich besonders fest, der Wind tat das seine dazu und trug mich auf das flache Dach eines Bauernhauses, auf dem das Brennmaterial für den Winter aufgehäuft war. Tibetische Bauern leben in Häusern, die ein flaches Dach mit einer kleinen Vormauer haben, die den getrockneten, als Brennmaterial verwendeten Yak-Dung vor dem Abstürzen schützt. Dieses Haus aber war nicht, wie es gebräuchlicher ist, aus Steinen gebaut, sondern aus getrockneten Lehmziegeln, und hatte außerdem auch keinen Kamin: eine Öffnung im Dach diente als Abzug für den Rauch, der vom Feuer aufstieg.

Meine plötzliche Landung am Ende einer Schnur Strickes, brachte das Brennmaterial durcheinander und ich wurde über das Dach geschleift, wobei ich den größten Teil davon durch das Loch auf die unglücklichen Bewohner hinunter fegte. Ich machte mich nicht beliebt. Mein Erscheinen, dazu noch durch das Loch, wurde mit Zornesausrüchen begrüßt, und nachdem ich vom wütenden Hausherrn die erste Tracht Prügel bekommen hatte, wurde ich zu einer weiteren Dosis der Besserungsmedizin zu meinen Vater geschleppt. In jener Nacht habe ich auf dem Bauch geschlafen! Am nächsten Tag hatte ich die unangenehme Aufgabe durch die Ställe zu gehen, um Yak-Dünger zu sammeln, den ich zu dem Bauernhaus tragen und wieder auf dem Dach aufschichten durfte. Eine schwere Arbeit, denn ich war noch nicht sechs Jahre alt. Doch alle außer mir waren befriedigt; die anderen Jungen hatten etwas zu lachen, der Bauer hatte das Doppelte an Brennmaterial, und mein Vater hatte bewiesen, dass er ein genauer, gerechter Mann war. Und ich? Ich verbrachte auch die nächste Nacht auf dem Bauch, und ich war nicht vom Reiten wund! Man könnte meinen, das sei eine sehr rauhe Erziehungsweise, doch in Tibet ist kein Platz für Schwächlinge. Lhasa liegt dreitausend Meter über dem Meeresspiegel, und weist extreme Temperaturunterschiede auf. Andere Bezirke liegen noch höher, ihre Lebensbedingungen sind noch härter, und Schwächlinge

könnten andere sehr leicht gefährden. Aus diesem Grunde, und nicht aus einer grausamen Absicht heraus, war das Training so hart.

In noch größerer Höhe tauchen die Leute neugeborene Kinder in eisige Flüsse, um zu prüfen, ob sie stark genug sind, um weiterleben zu dürfen. Sehr oft sah ich in Höhen von mehr als fünftausend Metern über dem Meeresspiegel kleine Prozessionen, die sich solch einem Fluss näherten. An seinem Ufer macht die Prozession halt, und die Großmutter nimmt das Kind. Um sie herum gruppiert sich die Familie: Vater, Mutter und die nächsten Verwandten. Das Kind wird entkleidet, die Großmutter beugt sich vor und taucht den kleinen Körper ins Wasser, so dass nur Kopf und Mund der Luft ausgesetzt bleiben. In der schneidenden Kälte wird das Kind zuerst rot, dann blau, und seine Schreie des Protestes hören auf. Es sieht aus wie tot, doch die Großmutter hat viel Erfahrung in solchen Dingen. Der Säugling wird aus dem Wasser gehoben, getrocknet und eingewickelt. Wenn das Kind am Leben bleibt, dann ist es Gottes Fügung. Wenn es stirbt, ist ihm viel Leiden auf der Erde erspart worden. Das ist gewiss der menschlichste Weg in einem so eiskalten Land. Es ist weit besser, wenn einige wenige Kinder sterben, als wenn sie in einem Land, in dem es nur wenig ärztliche Hilfe gibt, zu unheilbaren Kranken werden.

Nach dem Tode meines Bruders musste ich noch eifriger lernen, denn sobald ich sieben Jahre alt war, hätte meine, von den Astrologen bestimmte, Ausbildung begonnen. In Tibet wird alles mithilfe der Astrologie entschieden, vom Kauf eines Yaks angefangen bis zur Entscheidung über die Berufswahl. Nun nahte der Zeitpunkt, kurz vor meinem siebenten Geburtstag, da meine Mutter ein wirklich großes Fest veranstaltet hätte, zu dem Adlige und Hochgestellte eingeladen werden sollten, um die Voraussage der Astrologen mitanzuhören. Meine Mutter war entschieden korpulent. Sie hatte ein rundes Gesicht und schwarzes Haar. In Tibet tragen die

Frauen eine Art Holzrahmen auf dem Kopf, über den das Haar so wirkungsvoll wie möglich drapiert wird. Die Rahmen sind sehr kunstvoll gearbeitet. Häufig sind sie aus dunkelrot lackiertem Holz, mit Halbedelsteinen besetzt und mit Jade und Korallen furniert. Wenn das Haar gut geölt ist, wirken sie prächtig. Die Frauen in Tibet tragen sehr bunte Kleider mit viel Rot und Grün und Gelb. Meistens haben sie eine einfarbige Schürze mit einem Querstreifen in einer lebhaft abstechenden, doch harmonisierenden Farbe. Im linken Ohr tragen sie einen Ohrring, dessen Größe vom Rang der Trägerin abhängig ist. Meine Mutter hatte ein über fünfzehn Zentimeter langes Ohrgehänge. Wir glauben, dass Frauen absolut die gleichen Rechte haben sollten wie die Männer, doch in der Haushaltsführung überwog meine Mutter bei weitem, denn sie war die unumschränkte Alleinherrscherin, die wusste, was sie wollte und es immer erreichte. In der Betriebsamkeit und der Aufregung der Festvorbereitungen in Hause und Garten war sie ganz und gar in ihrem Element. Es musste organisiert, Anweisungen gegeben und neue Pläne geschmiedet werden, um die Nachbarn in den Schatten zu stellen. Darin war sie großartig, denn sie hatte mit meinem Vater weite Reisen nach Indien, nach Peking und Shanghai unternommen und es standen ihr eine Fülle ausländischer Ideen zur Verfügung. Sobald das Datum für das Fest bestimmt war, begannen die schriftkundigen Mönche, die Einladungen sorgfältig auf dem dicken, handgemachten Papier zu schreiben, das immer für sehr wichtige Mitteilungen verwendet wurde. Jede Einladung war ungefähr dreißig Zentimeter breit und über einen halben Meter lang und trug das Familiensiegel meines Vaters, und da meine Mutter ebenfalls aus einer der zehn Familien einflussreichsten stammte, musste auch ihr Siegel darauf sein. Außerdem hatten Vater und Mutter ein gemeinsames Siegel, das machte zusammen drei. Dadurch wurden die Einladungen zu imposanten Dokumenten. Der Gedanke, dass dies alles nur um meinetwillen getan wurde, ängstigte mich ungeheuer. Ich wusste

nicht, dass ich wirklich nur eine zweitrangige Bedeutung hatte und das gesellschaftliche Ereignis im Vordergrund stand. Selbst wenn man mir erklärt hätte, dass die Pracht des Festes meinen Eltern ein besonders großes Ansehen verleihen würde, hätte es mir gar nichts gebracht und so hielt meine Angst an.



Wir hatten besondere Boten für die Zustellung dieser Einladungen eingestellt; jeder Mann saß auf einem Vollblutpferd. Jeder trug einen gespaltenen Stab, in dem die Einladung steckte. Jeden Stab krönte eine Reproduktion des Familienwappens. Die Stäbe waren fröhlich geschmückt mit gedruckten Gebeten, die im Winde flatterten. Es war ein wüstes Gedränge im Hof, als sich alle die Boten anschickten, zur gleichen Zeit aufzubrechen. Die Dienerschaft war heiser vor lauter Schreien, Pferde wieherten, und die riesigen schwarzen Bulldoggen bellten irrsinnig. Nach einem letzten Schluck tibetanischen Biers, stellten die Boten ihre Krüge klirrend nieder, die schweren Tore öffneten sich rasselnd, und der Haufen Männer galoppierte mit wildem Geschrei davon.

In Tibet überbringen die Boten eine schriftliche Mitteilung, übermitteln aber auch eine mündliche Version, die oft ganz anders lauten kann. Vor langer Zeit, lauerten Banditen den Boten auf, machten sich die geschriebenen Mitteilungen zunutze, um vielleicht ein unbeschütztes Haus oder eine Prozession zu überfallen.

Es wurde eine Gewohnheit irreführende Botschaft zu schreiben, die häufig die Banditen dorthin lockten, wo sie festgenommen

werden konnten. Dieser alte Brauch einer schriftlichen und einer mündlichen Mitteilungen, war ein Überrest aus der Vergangenheit. Selbst heute noch können die beiden Botschaften voneinander abweichen, doch immer wird die mündliche Version als die richtige angesehen.

Im Inneren des Hauses war überall Lärm und Unruhe. Die Wände wurden gereinigt und neu getüncht, die Böden wurden geschrubbt und die Dielen poliert, bis es so richtig gefährlich war darüberzugehen. Die geschnitzten Holzaltäre in den größten Zimmern wurden glänzend poliert und frisch lackiert, und viele neue Butter-Lampen wurden aufgestellt. Manche dieser Lampen waren aus Gold und manche aus Silber, doch sie waren alle so gut poliert, dass es schwer war, die silbernen von den goldenen zu unterscheiden. Meine Mutter und der oberste Verwalter eilten die ganze Zeit hin und her, tadelten hier und gaben dort einen Auftrag und machten den Bediensteten das Leben schwer. Wir hatten zu jener Zeit über fünfzig Dienstleute und stellten für den bevorstehenden Anlass noch andere dazu ein. Sie wurden alle gut beschäftigt, doch alle arbeiteten voller Eifer. Selbst der Hof wurde gescheuert, bis die Steine so sehr glänzten, als wären sie neu verlegt. Die Zwischenräume wurden mit farbigem Material ausgefüllt, um sie hervorzuheben. Als alles fertig war, wurden die unglücklichen Diener vor meine Mutter beordert und bekamen den Befehl, nur die reinsten der reinen Kleider zu tragen. In den Küchen herrschte eine rege Geschäftigkeit; riesige Mengen an Speisen wurden vorbereitet. Tibet ist ein natürlicher Kühlschrank, Nahrungsmittel können dort zubereitet und dann beinahe unbegrenzt lange aufbewahrt werden. Das Klima ist sehr, sehr kalt und trocken. Doch selbst wenn es wärmer wird, halten sich vorrätige Speisen wegen der Trockenheit. Fleisch hält sich ungefähr ein Jahr, während sich Getreidekörner hunderte von Jahren lang halten. Buddhisten töten nicht, daher darf

nur das Fleisch von Tieren gegessen werden, die von den Felsen gestürzt oder ungewollt umgebracht worden sind. Unsere Speisekammern waren gut mit solchem Fleisch gefüllt. Es gibt Fleischer in Tibet, doch sie gehören einer „unberührbaren“ Kaste an und die streng orthodoxen Familien haben überhaupt keinen Umgang mit ihnen. Meine Mutter hatte beschlossen, die Gäste mit seltenen und teuren Speisen zu verwöhnen. Sie wollte ihnen konservierte Rhododendronblüten anbieten. Wochen zuvor, waren Diener aus dem Hof in zum Vorgebirge des Himalaja hinaus geritten, wo man die auserlesensten Blüten fand. In unserer Gegend werden die Rhododendronbäume sehr hoch, und die Blüten haben eine erstaunliche Farb- und Duftvielfalt. Die noch nicht voll erblühten Knospen werden gepflückt und sehr sorgfältig gewaschen. Sorgfältig, weil man sie, wenn sie gequetscht werden, nicht konservieren kann. Dann wird jede Blüte in einem großen Glasgefäß in eine Mischung aus Honig und Wasser gelegt, wobei man sehr darauf achten muss, dass keine Luft eindringt. Die Gefäße werden verschlossen ans Sonnenlicht gestellt und dann wochenlang täglich in regelmäßigen Abständen gedreht, so dass alle Blütenteile hinlänglich dem Licht ausgesetzt werden. Die Blüte wächst sich langsam aus und sättigt sich mit Nektar aus dem Honigwasser.

Manche Leute setzen die Blüten vor dem Essen gerne einige Tage lang der Luft aus, so dass sie trocknen und ein wenig knusprig werden, ohne aber ihren Wohlgeruch oder ihre Form zu verlieren. Sie streuen dann auch ein wenig Zucker auf die Blütenblätter, um Schnee vorzutäuschen. Vater murrte über die Kosten dieser Konserven: »Wir hätten zehn Yaks samt Kälbern für die Summe kaufen können, die du für diese hübschen Blumen ausgegeben hast«, sagte er. Die Antwort meiner Mutter war typisch Frau: »Sei kein Narr! Wir müssen einen guten Eindruck hinterlassen, und außerdem ist dies mein Teil des Haushaltes.« Ein weiterer Leckerbissen waren

Haifischflossen. Sie wurden aus China eingeführt, in Scheiben geschnitten und zu einer Suppe verkocht. Irgend jemand hat mal gesagt, »Haifischflossensuppe sei das leckerste Gericht der Welt.« Ich fand das Zeug scheußlich. Es war eine Qual, sie hinunterzuwürgen, besonders weil der ursprüngliche Haibesitzer, zu der Zeit, als die Flosse Tibet erreichte, diese nicht mehr wiedererkannt hätte. Um es milde auszudrücken, sie waren ein wenig »hinüber«. Manche meinten, das dies den Wohlgeschmack erhöhe. Mein Lieblingsgericht waren saftige junge, ebenfalls aus China eingeführte Bambussprossen. Man konnte sie auf vielerlei Weise zubereiten, doch ich aß sie am liebsten roh mit einer ganz kleinen Prise Salz. Vor allem liebte ich die sich eben öffnenden gelblich-grünen Spitzen. Ich fürchte, viele Sprossen verloren ihre Spitzen auf eine Art, die der Koch nur ahnen und nicht beweisen konnte! Schade, denn auch der Koch mochte sie so am liebsten. Das Kochen besorgen in Tibet Männer; Frauen eignen sich nicht zum Tsamparühren oder zur Herstellung der richtigen Mischungen. Frauen nehmen eine Handvoll von diesem, geben ein Stück von jenem hinzu und würzen das Ganze mit der Hoffnung auf gutes Gelingen. Männer sind gründlicher, sie geben sich mehr Mühe und sind daher bessere Köche. Frauen eignen sich zum Abstauben, zum Reden und, natürlich, zu einigen anderen Dingen. Jedenfalls aber nicht zur Bereitung von Tsampa. Tsampa ist die Hauptnahrung der Tibeter. Manche Menschen leben von ihrer ersten bis zur ihrer letzten Mahlzeit nur von Tsampa und Tee. Tsampa wird aus Gerste hergestellt, die schön knusperig goldbraun geröstet wird. Dann werden die Gerstenkörner gemahlen, so dass das Mehl heraustritt, und alles wird nochmals geröstet. Dieses Mehl wird dann in ein Gefäß gegeben und es wird heißer, gebutterter Tee dazu gegossen. Diese Mischung wird so lange gerührt, bis sie die Konsistenz eines Teiges annimmt. Man gibt Salz, Borax und Yakbutter dazu, um ihr Würze zu verleihen. Das Ergebnis - Tsampa - kann zu Fladen

ausgerollt, zu Brötchen geformt oder sogar zu hübschen Formen geknetet werden. Tsampa an sich ist eine monotone, aber eine sehr kräftige, konzentrierte Nahrung, mit der man sein Leben in jeder Höhe und unter allen Bedingungen fristen kann. Während einige Diener Tsampa rührten, bereiteten andere Butter vor. Unsere Buttererzeugungsmethoden konnten nicht als hygienisch angesehen werden. Unsere Buttergefäße waren große Ziegenfellsäcke, mit den Haaren nach innen. Sie wurden mit Yak- oder Ziegenmilch gefüllt, dann wurde der Hals zusammen gedreht, umgeschlagen und zusammengebunden, so dass er nicht auslaufen konnte. Das ganze Ding wurde dann auf und ab beschlagen, bis sich Butter bildete. Wir hatten einen besonderen Boden zur Butterzubereitung, der Steinvorsprünge von ungefähr fünfundvierzig Zentimetern Höhe hatte. Die mit Milch gefüllten Säcke wurden hochgehoben und auf diese Steinvorsprünge fallen gelassen, was das „Buttern“ der Milch bewirkte. Es war sehr eintönig, den bis zu zehn Dienern dabei zuzuschauen und zuzuhören, wie sie stundenlang diese Säcke hochhoben und wieder fallen ließen. Beim Heben des Sackes hörte man ein eingezogenes »uh, uh«, und beim Senken ein platschendes »zunk«. Manchmal platzte ein alter oder unachtsam gehandhabter Sack. Ich erinnere mich an einen Zwischenfall mit einem sehr starken Burschen, der seine Kraft zur Schau stellen wollte. Er arbeitete doppelt so schnell als alle anderen, und an seinem Hals schwellen die Adern von der Anstrengung. Jemand sagte: »Du wirst alt, Timon, du arbeitest langsamer.« Timon ächzte vor Wut und packte den Hals des Sackes mit seinen mächtigen Händen; er hob ihn auf und ließ den Sack hinabfallen, aber seine Stärke tat ihre Wirkung. Der Sack fiel zu Boden, doch Timons Hände - und der Gefäßhals - waren noch immer in der Luft. Der Sack fiel geradezu auf den Steinvorsprung und eine Säule von halbfertiger Butter schoss daraus empor, mitten ins Gesicht des verdutzten Timon, in seinen Mund, die Augen, die Ohren und das Haar. Sie rann seinen Körper hinab und

hüllte ihn in fünfzig bis sechzig Liter goldenen Breis. Durch den Lärm angelockt, stürzte meine Mutter herbei. Dieses war das einzige Mal, dass ich sie sprachlos erlebte. Vielleicht war es Ärger über den Verlust der Butter, oder sie dachte, der arme Bursche werde ersticken, doch sie packte das zerrissene Ziegenfell und schlug dem armen Timon damit auf den Kopf. Er verlor auf dem schlüpfrigen Boden den Halt und fiel in die auseinander fließende Buttersoße. Ungeschickte Arbeiter wie Timon konnten die Butter verderben.

Wenn sie beim Hinabfallen lassen der Säcke auf die Steinvorsprünge unachtsam waren, konnten sich die Haare an der Innenseite der Säcke ablösen und sich mit der Butter vermischen. Ein oder zwei Dutzend Haare aus der Butter herauszuklauben störte niemand, doch bei ganzen Büscheln runzelte man dann doch die Stirn. Solche Butter wurde beiseite gelegt, um damit die Lampen zu Speisen der sie an die Bettler zu verteilen, die sie erwärmten und durch ein Tuch filterten. Auch die »missglückten« kulinarischen Zubereitungen wurden für die Bettler aufbewahrt. Wenn eine Familie ihren Nachbarn zeigen wollte, wie gut es ihr ging, wurden besonders gute Speisen zubereitet und den Bettlern absichtlich als »missglückt« vorgesetzt. Diese glücklichen, wohlgenährten Herren machten dann bei den anderen Häusern die Runde und erzählten, wie gut sie gegessen hatten. Die Reaktion der Nachbarn war nun, dass auch sie die Bettler sehr gut bewirteten. Es gibt vieles zu erzählen über das Leben der Bettler in Tibet. Sie leiden nie Mangel; wenn sie die »Kniffe ihres Gewerbes« anwenden, leben sie außerordentlich gut. Betteln ist in den meisten östlichen Ländern keine Schande. Viele Mönche betteln sich auf ihrem Weg von Lamaserie zu Lamaserie durch. Es ist ein anerkannter Brauch und wird nicht anders betrachtet als, sagen wir, in anderen Ländern mildtätige Gaben für Wohltätigkeitseinrichtungen zu sammeln. Einen Mönch auf seiner Wanderung zu speisen, gilt als eine gute Tat. Auch die

Bettler haben ihre Gesetze. Wenn zum Beispiel jemand einem Bettler etwas gibt, wird dieser Bettler eine Weile wegbleiben und den Spender eine bestimmte Zeitlang nicht wieder aufsuchen.

Auch unsere zwei Hauspriester trugen ihren Teil zu den Vorbereitungen für das kommende Ereignis bei. Sie gingen zu jedem Tierleichenam in unseren Vorratskammern und sprachen Gebete für die Seelen der Tiere, die diese Körper bewohnt hatten. Wir glauben, dass selbst wenn ein Tier - auch durch Zufall - getötet und gegessen wurde, wir in der Schuld dieses Tieres standen. Solch eine Schuld wurde durch das Gebet eines Priesters über dem Tierkörper getilgt. Man hoffte, dem Tier im nächsten Leben auf der Erde dadurch eine höhere Reinkarnation zu sichern.

In den Lamaserien und Tempeln verwandten manche Mönche ihre ganze Zeit auf Gebete für Tiere. Unseren Priestern hatten auch die Aufgabe, vor einer langen Reise Gebete zu Gunsten unserer Pferde zu sprechen, Gebete, um sie vor zu großer Ermüdung zu behüten. Übrigens wurden unsere Pferde nie zwei Tage nacheinander beansprucht. Wenn ein Pferd an einem Tag geritten wurde, musste es am nächsten Tag ruhen. Dieselbe Regel galt für die Arbeitstiere. Und das wussten sie alle. Wenn man zufällig ein Pferd zum Reiten auswählte, das am vorhergehenden Tag geritten worden war, stand es einfach still und rührte sich nicht. Wenn ihm der Sattel abgenommen wurde, wandte es sich kopfschüttelnd ab, als wollte es sagen: »Nun, es freut mich, dass diese Ungerechtigkeit zurückgenommen wird.« Esel waren schlimmer. Sie warteten, bis sie beladen waren, dann legten sie sich nieder und versuchten, sich auf der Last zu wälzen. Wir hatten drei Katzen, die immer im Dienst waren. Eine lebte in den Ställen und übte dort ein sehr strenges Regiment über die Mäuse aus. Die Mäuse mussten recht vorsichtig sein, um Mäuse zu bleiben und nicht zu Katzenfutter zu werden. Des weiteren wohnte ein Kater in der Küche. Er war ältlich und ein bisschen einfältig. Seine Mutter

war von den Kanonen der Younghusband-Expedition im Jahre 1904 erschreckt worden, und er war zu früh geboren und der einzige Lebende von dem Wurf gewesen.

Er wurde daher, ganz passend, »Younghusband« genannt. Die dritte Katze war eine sehr würdige alte Dame, die bei uns wohnte. Sie war ein Muster mütterlicher Pflichterfüllung und tat ihr Äußerstes, um das Geschlecht der Katzen nicht aussterben zu lassen. Wenn sie sich nicht um ihre Jungen zu kümmern hatte, pflegte sie meiner Mutter von einem Raum in den anderen zu folgen. Sie war klein und schwarz, und trotz ihres gesunden Appetits sah sie aus wie ein wandelndes Skelett. Tibetische Haustiere sind weder Kuscheltiere, noch sind sie Sklaven; sie sind Lebewesen, die einem nützlichen Zweck dienen, Lebewesen mit Rechten, so wie menschliche Wesen Rechte haben. Nach der buddhistischen Lehre haben alle Tiere, alle Geschöpfe, im Grunde alle Kreaturen, eine Seelen und werden in aufeinander folgenden höheren Stufen auf der Erde wiedergeboren.

Bald trafen die Antworten auf unsere Einladungen ein. Männer kamen im Galopp zu unsern Toren geritten und schwenkten die gespaltenen Botenstäbe. Jedes mal stieg der Haushofmeister aus seinem Raum hinab, um den Boten der Adligen würdig zu empfangen. Der Mann riss hastig seinen Brief aus dem Stab und keuchte die mündliche Botschaft hervor. Dann sank er in die Knie und stürzte mit großer darstellerischer Kunst zu Boden, um zu zeigen, dass er alle seine Kräfte aufgeboden hatte, um dem Hause Rampa seine Botschaft zu überbringen. Auch unsere Diener spielten ihre Rolle, indem sie ihn umringten und immer wieder Rufe des Mitgeföhls ausstießen wie: »Armer Bursche, er hat sich so sehr beeilt. Sicher ist sein Herz gebrochen vom schnellen Reiten. Armer, prächtiger Bursche!« Ich brachte mich einmal in äußerste Ungnade durch den Ausruf: »O nein, das hat er nicht. Ich sah ihn dort unten

rasten, darum konnte er den letzten Endspurt starten.« Es ist besser, einen Mantel des Schweigens vor dem schmerzhaften Nachspiel fallen zu lassen, das folgte. Endlich kam der Tag. Der gefürchtete Tag, an dem die Entscheidung über meine Laufbahn fallen sollte, ohne dass ich selbst wählen durfte. Die ersten Strahlen der Sonne erhellten die fernen Berge, als ein Diener ins Zimmer stürzte. »Wie? Noch nicht auf, Dienstag Lobsang Rampa? Du meine Güte, du bist eine Schlafmütze! Es ist vier Uhr und heute ist viel zu tun. Aufstehen!« Ich warf meine Decke zur Seite und sprang auf die Füße. Dieser Tag würde mir den Weg meines Lebens weisen. In Tibet werden einem Kind zwei Namen gegeben, der erste ist der des Wochentages, an dem es geboren wurde. Ich war an einem Dienstag geboren, so war Dienstag mein erster Name. Dann Lobsang, das war der Name, den mir meine Eltern gegeben hatten. Doch wenn ein Knabe in eine Lamaserie eintrat, bekam er noch einen anderen Namen, seinen »Mönchs-Namen«. Würde mir noch ein anderer Name gegeben werden? Erst die nächsten Stunden würden es lehren. Mit meinen sieben Jahren, wollte ich ein Bootsmann werden, der auf dem Fluss Tsang-Po hin und her kreuzte und schaukelte, vierzig Meilen weit weg. Doch halt; wollte ich das wirklich? Bootsleute gehören einer niederen Kaste an, weil sie in Booten fahren, die aus Yak-Häuten, die über Holzgestelle gespannt sind. Bootsmann? Niedere Kaste? Nein! Ich wollte ein Drachenflieger von Beruf werden. Das war besser, so frei zu sein wie die Luft, viel besser als in einem entwürdigenden kleinen Boot aus Häuten auf einem angeschwollenen Fluss dahinzutreiben. Ein Drachenflieger, das war es, das wollte ich werden, und wunderschöne Drachen mit riesigen Köpfen und leuchtenden Augen bauen. Doch heute würden die Priester-Astrologen ihren Spruch tun. Vielleicht hatte ich mir etwas zu lange Zeit gelassen, jetzt konnte ich nicht mehr durch das Fenster steigen und entkommen. Mein Vater würde sogleich Männer aussenden, um mich zurückzuholen. Nein, schließlich und endlich

war ich ein Rampa und hatte den Weg der Tradition zu gehen. Vielleicht würden die Astrologen sagen, ich solle ein Drachenflieger werden. Ich konnte nur abwarten.

Das Ende meiner Kindheit



„Aua! Yulgye, du reißt mir ja den Kopf ab! Ich bin bald so glatzköpfig wie ein Mönch, wenn du nicht aufhörst.“

„Halt still, Dienstag Lobsang. Dein Zopf muss schön steif und gut gebuttert sein, sonst zieht deine ehrwürdige Mutter mit das Fell über die Ohren.“

„Aber Yulgye, du musst doch nicht so grob sein, du renkst mir noch den Kopf aus.“ „Oh, das ist mir egal, ich muss mich beeilen.« Da saß ich nun also auf dem Fußboden und ein grober Diener zog mich an meinem Zopf in die Höhe! Endlich war der blöde Zopf so

steif wie ein gefrorenes Yak und glänzte wie der Mondschein auf einem See.



Meine Mutter war ein Wirbelwind, sie bewegte sich so schnell umher, dass mir war, als hätte ich mehrere Mütter. Es waren noch letzte Aufträge zu erteilen, abschließende Vorbereitungen zu treffen, und es gab noch viel zu besprechen. Yaso, die gerade mal zwei Jahre älter war als ich, war so geschäftig wie eine vierzigjährige Frau. Unser Vater hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und entging so der Unruhe. Ich wollte, ich hätte ihm folgen können! Aus irgend einem unerfindlichen Grund hatte meine Mutter es eingerichtet, dass wir den Jo-kang, die Kathedrale von Lhasa, besuchten. Offenbar sollten wir dem anschließenden Ereignisse eine religiöse Atmosphäre vermitteln. Gegen zehn Uhr morgens (die tibetische Zeit ist sehr dehnbar) erklang ein dreistimmiger Gong, um uns zu unserem Sammelplatz zu rufen. Wir stiegen alle auf die Ponys: Vater, Mutter, Yaso und ungefähr fünf andere, einschließlich, wenn auch äußerst widerstrebend, mir. Wir schlugen den Weg über die Lingchor-Straße ein und verließen sie am Fuße des Potala. Das ist ein Berg von Gebäuden, über hundertzwanzig Meter hoch und mehr als dreihundertfünfzig Meter lang. Wir ritten an der Ortschaft Shö vorbei, längs der Kyi Chu-Ebene hin, bis wir eine halbe Stunde später vor dem Jo-kang anhielten. Rings um ihn drängten sich kleine Häuser, Kaufläden und Marktbuden, um die Pilger anzulocken. Seit dreizehnhundert Jahren stand der Tempel hier und nahm die Andächtigen auf. In seinem Innern waren die Steinböden von den Füßen der vielen frommen Besucher mehrere Zentimeter tief ausgetreten. Die Pilger gingen ehrerbietig rings um den inneren Rundgang und jeder drehte im

Vorübergehen die hunderte von Gebetsmühlen und wiederholte unaufhörlich das Mantra: Om Mani-padme-Hum!

Riesige Holzbalken, schwarz vor Alter, stützten das Dach und der starke Geruch des ständig brennenden Weihrauchs stieg auf wie leichte Sommerwolken am Kamm eines Gebirges. Überall an den Wänden standen goldene Statuen der Gottheiten unseres Glaubens. Starke Metallschirme mit grobmaschigen Netzen, die die Sicht nicht hinderten, schützten die Standbilder vor Menschen, deren Begierde größer war als ihre Ehrfurcht. Die meisten der bekannteren Statuen waren teilweise von den Edelsteinen und Geschmeiden verdeckt, die hilfesuschende fromme Pilger um sie aufgehäuft hatten. Leuchter aus gediegenem Gold trugen Kerzen, die beständig brannten und deren Licht während der vergangenen dreizehnhundert Jahre nicht erloschen war. Aus dunklen Nischen ertönten die Klänge der Glocken, der Gongs und das tiefe Schmettern der Schneckenhörner. Wir machten unseren Rundgang, wie es die Tradition erforderte. Nach Beendung unserer Gebete stiegen wir auf das Flachdach hinauf. Nur wenige Bevorzugte durften es besuchen; mein Vater, als einer der Verwahrer, kam immer hinauf. Die Form unserer Regierungen (ja, Mehrzahl) dürfte die Leser interessieren. An der Spitze des Staates und der Kirche stand als oberste Instanz der Dalai Lama. Jeder im Lande konnte sein Ansuchen an ihn richten. Wenn das Ansuchen oder die Bitte begründet, oder wenn eine Ungerechtigkeit vorgekommen war, sorgte der Dalai Lama dafür, dass die Bitte gewährt oder die Ungerechtigkeit ausgeglichen wurde. Man kann tatsächlich sagen, dass jeder im Lande, vermutlich ohne Ausnahme, ihn liebte oder verehrte. Er war ein Autokrat; er gebrauchte seine Macht und Herrschaft, doch er gebrauchte sie nie zu seinem eigenen Vorteil, sondern immer nur zum Wohle des Landes. Er wusste über die künftige Kommunisteninvasion, obwohl sie damals noch in ferner Zukunft lag, und von der zeitweiligen

Einschränkung der Freiheit; deshalb ließ er einige wenige von uns besonders ausbilden, damit das Wissen der Priester nicht in Vergessenheit geriete. Unter dem Dalai Lama standen zwei Räte, deshalb schrieb ich »Regierungen«. Der eine war der Kirchenrat. Seine vier Mitglieder waren Mönche vom Rang der Lamas. Sie waren, unter dem »Aller-Innersten«, verantwortlich für die Angelegenheiten der Lamaserien und Nonnenklöster. Alle kirchlichen Dinge unterstanden ihnen.

Danach kam der Rat der Minister. Dieser Rat hatte vier Mitglieder, drei Laien und einen Geistlichen. Sie befassten sich mit den Angelegenheiten des Landes als Ganzes und waren dafür verantwortlich die Angelegenheiten von Kirche und Staat zu integrieren. Zwei Beamte, die man Premierminister nennen könnte, denn das ungefähr waren sie, stellten die »Verbindung« zwischen den beiden Räten her und trugen dem Dalai Lama ihre Meinungen vor. Sie waren außerordentlich wichtig während der seltenen Zusammenkünfte der Nationalversammlung. Diese war eine Körperschaft von einigen fünfzig Männern, die die bedeutendsten Familien und die Lamaserien in Lhasa vertraten. Sie kamen nur bei den ernstesten Ereignissen zusammen, wie im Jahre 1904, als der »Aller-Innerste« anlässlich der britischen Besetzung von Lhasa in die Mongolei ging. Diesbezüglich haben viele Leute im Westen die sonderbare Vorstellung, er sei feige »davongelaufen«. Er ist nicht davongelaufen! Kriege um Tibet könnte man mit einer Schachpartie vergleichen. Wenn der König fällt, ist das Spiel gewonnen. Der Dalai Lama war unser »König«. Ohne ihn gäbe es nichts, wofür wir hätten kämpfen können: er musste sich in Sicherheit bringen, um das Land zusammenzuhalten. Jene, die ihn in irgendeiner Weise der Feigheit bezichtigen, wissen einfach nicht, wovon sie reden. Die Nationalversammlung konnte auf fast vierhundert Mitglieder anwachsen, wenn alle führenden Persönlichkeiten aus den Provinzen

hinzu kamen. Es gibt fünf Provinzen: die Hauptstadt, wie Lhasa oft genannt wurde, lag in der Provinz Ü-Tsang. Shigatse liegt im selben Bezirk. Gartok ist die westliche, Chang die nördliche Provinz Tibets, während die Provinzen Kham und Lho-dzong jeweils im Osten, und im Süden liegen. Im Laufe der Jahre wuchs die Macht des Dalai Lama, er stützte sich immer weniger auf die Hilfe der Räte oder der Versammlung. Und nie war das Land besser regiert. Die Aussicht vom Tempeldach war herrlich. Im Osten dehnte sich die Ebene von Lhasa aus, grün, üppig und übersät mit Bäumen. Zwischen den Bäumen glitzerte Wasser, und die Flüsse von Lhasa plätscherten dahin, um sich mit dem sechzig Kilometer entfernten Tsang-Po zu vereinigen. Im Norden und Süden erhoben sich die mächtigen Gebirgsketten, die unser Tal einschlossen und den Eindruck erweckten, wir seien vom Rest der Welt abgeschieden. Zu ihren Füßen lagen zahllose Lamaserien. Höher oben thronten die kleinen Einsiedeleien unsicher an abschüssigen Hängen. Im Westen waren die Zwillingsberge Potala und Chakpori sichtbar, letzterer war als der Tempel der Medizin bekannt. Zwischen diesen beiden Bergen glänzte das Westliche Tor im kalten Morgenlicht. Der Himmel war von tiefem Purpurrot, das neben dem reinen Weiß des Schnees auf den fernen Gebirgen noch tiefer wirkte. Hoch oben trieben leichte, langgestreckte Wolken. Viel näher, in der Stadt selbst, sahen wir unter uns die Ratshalle, die sich an die Nordwand der Kathedrale schmiegte. Die Schatzkammer war gleich in der Nähe und ringsherum befanden sich die Buden der Händler und der Markt, auf dem man beinahe alles kaufen konnte. Und ganz nahe, ein wenig östlich, drängelte sich ein Nonnenkloster an den eingefriedeten Bezirk der Totenbeseitiger. Auf dem Grund der Kathedrale, die eine der heiligsten Stätten des Buddhismus ist, hörte man das nimmer endende Gemurmel ihrer Besucher. Es war das Plappern der Pilger, die weit gereist waren und nun ihre Gaben darbrachten und hofften, eine heilige Segnung zu erhalten. Manche führten Tiere mit sich, die

sie mit ihrem kärglichen Geld vor den Metzgern bewahrt hatten. Es ist sehr tugendhaft ein Leben zu retten, sei es von Mensch oder Tier, denn führt zu großem Verdienst. Während wir dort oben standen und auf die alten, doch immer neuen Szenen hinabblickten, hörten wir das Ansteigen und Verebben der Stimmen der, ein Psalmlied singenden Mönche, die tiefen Bässe der älteren Männer und den hohen Diskant der Akoluthen. Dann hörten wir das Rollen und Dröhnen der Trommeln und den goldenen Schall der Trompeten; Pfeifen und gedämpftes Hämmern und es schien, als wäre man in einem hypnotischen Netz der Gefühle gefangen. Mönche hasteten geschäftig hin und her und kümmerten sich um ihre verschiedenen Obliegenheiten. Manche trugen gelbe, manche purpurrote Gewänder. Sehr viele von ihnen waren in rotbraun gekleidet, das waren die »gewöhnlichen« Mönche. Die mit viel Gold waren aus dem Potala, ebenso wie die in den kirschroten Gewändern. Akoluthen in Weiß und Polizei-Mönche in dunklem Braun eilten umher. Alle, oder beinahe alle, hatten eines gemeinsam: egal, wie neu ihre Gewänder waren, auf fast allen waren Flicker aufgenäht, die an jene der Kleider des Buddha erinnern sollten.

Fremde, die tibetanische Mönche oder Abbildungen von ihnen gesehen haben, erwähnen manchmal die »geflickte Kleidung«. Die Flicker gehören also zu ihrer Kleidung. Die Mönche der zwölfhundert Jahre alten Ne-Sar Lamaserie machen es richtig und nehmen Flicker in einer etwas helleren Schattierung! Mönche tragen die rote Ordenskleidung; doch es gibt viele Rotschattierungen, je nach der Art der Färbung des Wollstoffes; von Kastanienbraun bis Ziegelrot, immer ist es noch „rot“.

Bestimmte, nur im Potala diensthabende Mönche tragen über ihren roten Gewändern goldene, ärmellose Jacken. Gold ist in Tibet eine heilige Farbe - Gold ist unveränderlich und daher immer rein - und es ist die offizielle Farbe des Dalai Lama. Einige Mönche, nämlich die

Lamas, die in seinem persönlichen Dienst stehen, dürfen goldene Gewänder über ihren gewöhnlichen roten tragen. Als wir über die Dächer des Jo-Kang blickten, konnten wir viele solcher Lamas mit goldenen Vesten sehen, aber nur wenige der hohen Beamten. Wir schauten zu den flatternden Gebetsfahnen hinauf und zu den glänzenden Kuppeln des Tempels. Der Himmel sah prächtig aus, purpurrot, gesprenkelt mit kleinen langgestreckten Wolken, als hätte ein Maler seinen in Weiß getauchten Pinsel darüber ausgespritzt. Meine Mutter brach den Zauber: »Nun, wir vergeuden die Zeit. Ich bin beunruhigt, wer weiß, was die Dienstleute daheim tun. Wir müssen uns beeilen!« So brachen wir auf und klapperten auf unsern geduldigen Ponys die Lingchor-Straße entlang, und jeder Schritt brachte mich dem näher, was ich »Das Gottesurteil«, meine Mutter aber ihren »Großen Tag« nannte. Nach Hause zurückgekehrt, kontrollierte unsere Mutter noch mit einem letzten Blick, ob alles in Ordnung war, dann aßen wir, um uns für die kommenden Ereignisse zu stärken. Wir wussten nur zu gut, dass bei solchen Anlässen die Gäste gut genährt und gesättigt wurden, doch die armen Gastgeber leer ausgingen. Und später hätten wir keine Zeit mehr gehabt zu essen. Geräuschvoll kamen die Musikanten-Mönche mit ihren Instrumenten an und wurden in den Garten geführt.

Sie waren beladen mit Trompeten, Klarinetten, Gongs und Trommeln. Ihre Becken hingen um ihren Hals. Sie gingen, sich rege unterhaltend, in den Garten und verlangten nach Bier, das sie in die richtige Stimmung bringen sollte, um gut zu spielen. Während der nächsten halben Stunde hörte man entsetzliches Hupen und schrilles Plärren aus den Trompeten, als die Mönche ihre Instrumente stimmten. Aufregung brach im Hof aus, als die ersten Gäste gesichtet wurden, die mit flatternden Wimpeln in einer Kavalkade von bewaffneten Männern heranritten. Die Eingangstore wurden aufgeschwungen, und unsere Bediensteten standen in zwei Reihen

auf beiden Seiten Spalier, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Der Verwalter stand da und neben ihm seine zwei Gehilfen, beladen mit einer Auswahl von Seidenschals, die in Tibet zur Begrüßung verwendet werden. Es gibt acht Arten von Begrüßungsschals, und immer muss der richtige dargeboten werden, sonst wäre es eine Beleidigung. Der Dalai Lama gibt und empfängt nur Begrüßungsschals erster Klasse. Wir nennen diese Begrüßungsschals »Khata«, und sie werden folgendermaßen dargereicht: der Gebende, wenn er vom gleichen Rang ist, steht einen guten Schritt entfernt mit weit ausgestreckten Armen. Der Empfänger steht ebenso mit weit ausgestreckten Armen einen guten Schritt entfernt. Der Gebende macht eine kurze Verbeugung und legt den Begrüßungsschal über die Handgelenke des Empfängers, der sich verneigt und den Begrüßungsschal von seinen Handgelenken nimmt, ihn bewundernd umdreht und einem Diener aushändigt. Wenn der Schenkende den Begrüßungsschal einer Persönlichkeit von viel höherem Rang überreicht, kniet er oder sie mit herausgestreckter Zunge (ein tibetanischer Gruß, ähnlich dem Abnehmen des Hutes) und legt den Khata zu Füßen des Empfängers nieder.

Der Empfänger legt, in diesem Fall, seinen Schal dem Gebenden um den Hals. In Tibet müssen Geschenke, sowie Glückwunschbriefe, immer von dem entsprechenden Khata begleitet werden. Die Regierung verwendete gelbe Begrüßungsschals anstelle der, sonst üblichen, weißen. Der Dalai Lama legte, wenn er jemandem die allerhöchste Ehrung erweisen wollte, einen Khata um dessen Hals, in den er einen roten Seidenfaden mit dreifachem Knoten einband. Wenn er zugleich seine Hände mit nach oben gewandten Handflächen zeigte, war man in der Tat geehrt. Wir Tibetaner haben den festen Glauben, dass die ganze Lebensgeschichte eines Menschen in seinen Handflächen geschrieben steht, und der Dalai Lama bewies einem, indem er seine Hände so darbot, die

freundlichsten Absichten. In späteren Jahren wurde mir zweimal diese Ehre zuteil.

Unser Haushofmeister stand beim Eingangstor, mit jeweils einem Helfer auf jeder Seite. Er verbeugte sich vor den Neuangekommenen, nahm ihren Khata entgegen und reichte ihn dem Helfer zu seiner Linken. Zur gleichen Zeit händigte ihm der andere Helfer von rechts den entsprechenden Schal aus, mit dem er die Begrüßung erwiderte. Er nahm sie und legte sie über die Handgelenke oder um den Hals (je nach dem Rang) des Gastes. Alle diese Khatas wurden immer wieder verwendet. Der Verwalter und seine Gehilfen wurden immer geschäftiger. Es trafen viele Gäste ein. Sie kamen von den benachbarten Gütern, aus der Stadt Lhasa und aus den entfernteren Bezirken, alle kamen sie im Trab über die Lingchor-Straße und bogen in unsern Privatweg im Schatten des Potala ein. Die Damen, die eine lange Strecke geritten waren, trugen eine Gesichtsmaske aus Leder, um die Haut und den Teint vor dem sandgeladenen Wind und der Sonne zu schützen. Oft waren die Züge der Trägerin in groben Umrissen auf der Maske abgebildet. Am Ziel angekommen, legte die Dame ihre Maske und ihren Yakfellmantel ab. Ich war immer fasziniert von den gemalten Zügen auf den Masken, je hässlicher oder älter die Frau, desto schöner und jünger waren ihre Züge auf der Maske! Im Hause herrschte große Geschäftigkeit. Immer mehr Sitzkissen wurden aus den Vorratsräumen gebracht. Wir benützen in Tibet keine Stühle, sondern wir sitzen mit gekreuzten Beinen auf Kissen, die ungefähr siebzig Quadratzentimeter groß und zwanzig Zentimeter hoch sind. Die gleichen Kissen verwenden wir, um darauf zu schlafen, doch dann werden mehrere aneinandergelegt. Für uns sind sie weitaus bequemer als Stühle oder hohe Betten. Die eintreffenden Gäste wurden mit gebuttertem Tee bewirtet und in einen großen Raum geführt, der in einen Speisesaal umgewandelt worden war. Hier konnten sie sich mit Erfrischungen bedienen und

sich vor dem Beginn des eigentlichen Festes stärken. Ungefähr vierzig Frauen aus den führenden Familien waren mit ihren Begleiterinnen angekommen. Mit einigen der Damen unterhielt sich meine Mutter, während andere im Hause herumgingen, den Hausrat besichtigten und seinen Wert abschätzten. Das Haus war überschwemmt von Frauen jeden Alters, jeder Größe und Gestalt. Sie erschienen aus den außergewöhnlichsten Plätzen und zögerten nicht einen Augenblick, vorübergehende Diener um den Preis des einen oder um den Wert des anderen Gegenstandes zu fragen. Kurz, sie benahmen sich wie die Frauen in der ganzen Welt. Meine Schwester Yaso trug ihre neuen Kleider zur Schau und ihr Haar war, so meinte sie, nach der neuesten Mode frisiert. Mir kam diese Frisur aber entsetzlich vor; doch ich war immer voreingenommen, wenn es um Frauen ging.

Eins war sicher, an diesem Tag schienen sie alle im Weg zu stehen. Außerdem war noch eine Gruppe anderer Frauen da, die das alles noch komplizierter machte: in Tibet erwartete man von einer Frau der höchsten Gesellschaft, dass ihr Schrank gefüllt ist mit Unmengen von Kleidern und sie eine beträchtliche Anzahl an Schmuck besaß. Diese musste sie vorzeigen, und da dies ein ständiges An- und Umziehen bedeutet hätte, engagierte man besondere Mädchen - »die Chung-Mädchen« - die als Mannequins arbeiteten. Sie gingen herum und trugen Mutters Kleider zur Schau, saßen und tranken unzählige Tassen Buttermilch, und zogen sich dann zurück, um wieder andere Kleider und Juwelen anzulegen. Sie mischten sich unter die Gäste und gingen meiner Mutter in allen Dingen, im wahrsten Sinne, als Ersatzhausherrinnen zur Hand. Während dieses Tages kleideten sie sich vielleicht fünf- oder sechsmal um.

Die Männer interessierten sich mehr für die Unterhaltungen in den Gärten. Eine Gruppe von Akrobaten war engagiert worden, um

einen Zug von Heiterkeit in das Fest zu bringen. Drei von ihnen hielten einen ungefähr fünf Meter langen Balken aufrecht, und ein anderer Akrobat kletterte hinauf und stand auf dem oberen Ende des Balkens Kopf. Dann rissen die anderen den Balken unter ihm weg, er fiel, überschlug sich und landete unten katzenartig auf den Füßen. Ein paar kleine Jungen, die zugesehen hatten, liefen unverzüglich in eine entlegene Ecke, um dort die Vorführung nachzuahmen. Sie fanden einen ungefähr zweieinhalb oder drei Meter langen Balken, stellten ihn auf, und der Waghalsigste kletterte hinauf und versuchte darauf Kopf zu stehen. Er fiel mit einem fürchterlich heftigem „Krachen“ direkt auf die anderen hernieder. Doch ihre Köpfe waren dick und, abgesehen von geschwollenen Gesichtern und hühnereigroßen Beulen war nichts passiert.

Meine Mutter erschien und führte die restlichen Damen in den Garten, um den Unterhaltungen beizuwohnen und die Musik zu hören. Letzteres war nicht schwer, denn die Musikanten waren jetzt von reichlichen Mengen tibetanischen Biers gut in Stimmung. Für diese Gelegenheit war meine Mutter besonders gut gekleidet. Sie trug einen rostbraune Yakwollrock, der ihr beinahe bis zu den Fußknöcheln reichte. Ihre hohen Stiefel aus tibetanischem Filz waren vom reinsten Weiß, mit blutroten Sohlen und geschmackvoll garnierten roten Schäften. Ihre boleroartige Jacke war rötlich-gelb, beinahe wie das Mönchsgewand meines Vaters. Später, in meinen Medizinerjahren, hätte ich sie beschrieben als »Jodtinktur auf Verband«! Darunter trug sie eine purpurrote Seidenbluse. Diese Farben harmonisierten alle untereinander und waren ausgewählt worden, um die Klassen der verschiedenen Mönchsgewänder zu repräsentieren. Über ihrer rechten Schulter hing eine Brokatseidenschärpe, die an der linken Seite der Taille von einem massiven Goldring gehalten wurde. Von der Schulter bis zum Taillenknoten war die Schärpe blutrot, ging dann erst in ein zartes

Zitronengelb und dann, am Rocksäum, in ein tiefes Safran über. Um ihren Hals hing eine Goldschnur mit drei Amulettsäckchen, die sie immer trug. Sie waren ihr zur Hochzeit mit meinem Vater geschenkt worden. Eines bekam sie von ihrer Familie, eines von der Familie meines Vater und das dritte, als außergewöhnliche Ehre, vom Dalai Lama. Sie trug vielen Schmuck, denn tibetische Frauen tragen Schmuck und Geschmeide gemäß ihrer gesellschaftlichen Stellung. Es wird dort von einem Ehemann erwartet, dass er seiner Frau bei jedem Aufstieg in seiner Position Schmuck kauft. Meine Mutter war in der letzten Zeit tagelang damit beschäftigt gewesen, ihr Haar in hundertacht Flechtzöpfe legen zu lassen, jeder ungefähr von der Dicke einer Peitschenschnur. Einhundertacht ist in Tibet eine heilige Zahl, und man hielt Frauen, die genügend Haar hatten, um es in so viele Flechtzöpfe teilen zu können, für sehr glücklich. Das madonnenartig gescheitelte Haar wurde über einen Holzrahmen gespannt, den man wie einen Hut oben auf dem Kopf trug. Er war aus rot lackiertem Holz und mit Diamanten, Jade und Goldplättchen besetzt. Das Haar lag darüber wie Kletterrosen über einem Gitter. Am Ohr trug meine Mutter eine Korallenschnur, deren Gewicht so groß war, dass sie einen roten Faden als Stütze um das Ohr binden musste, wenn sie nicht wollte, dass ihr Ohrläppchen zerriss. Das Ohrgehänge reichte beinahe bis zu ihrer Taille; ich wartete gespannt darauf, zu sehen, wie sie ihren Kopf nach der linken Seite drehen konnte! Die Gäste gingen herum, bewunderten die Gärten oder saßen in Gruppen beisammen und besprachen gesellschaftliche Ereignisse. Besonders die Damen waren eifrig in ihr Gespräch vertieft. „Ja, meine Liebe, Frau Doring lässt einen neuen Fußboden verlegen. Fein zermahlene, auf Hochglanz polierte, Kieselsteine.“

„Hast du gehört, dass dieser junge Lama, der bei Frau Rakasha wohnte...“ und so fort. Doch alle warteten wirklich auf das Hauptereignis des Tages.

Das war alles nur der Vorgeschmack auf das nahende Ereignis, wenn die Astrologen-Priester meine Zukunft weissagen und den Weg, dem ich während meines Lebens folgen sollte, aufzeigen würden. Von ihnen hing die Laufbahn ab, die ich einschlagen sollte.

Als sich der Tag seinem Ende zuneigte und die immer länger werdenden Schatten schneller über den Boden schlichen, ließ die Unternehmungslust der Gäste nach. Die Erfrischungen hatten sie gesättigt, und sie waren in empfänglicher Stimmung. Wenn die riesigen Mengen von Speisen aufgegessen waren, brachten ermüdete Diener neue, aber auch das hörte mit der Zeit auf. Die angestellten Unterhaltungskünstler wurden müde, und stahlen sich, einer nach dem anderen zu den Küchen, um sich ein wenig auszuruhen und Bier zu trinken. Die Musikanten waren noch gut im Zug, sie bliesen ihre Trompeten, schlugen die Becken und bearbeiteten hingebungsvoll und vergnügt ihre Trommeln. Durch all den Lärm und das Getöse waren die Vögel von ihren gewohnten Schlafplätzen in den Bäumen verscheucht worden. Und nicht nur die Vögel waren verscheucht. Die Katzen hatten sich schon bei der Ankunft der ersten geräuschvollen Gäste schnell an irgendeinen sicheren Zufluchtsort zurückgezogen. Sogar die riesigen schwarzen Bulldoggen, die das Haus bewachten, schwiegen. Sie waren so lange gefüttert worden, bis sie nichts mehr verzehren konnten und ihr tiefes Gebell im Schlaf verstummte. In den ummauerten Gärten glitten, als es dunkler wurde, kleine Knaben wie Gnomen zwischen den gepflegten Bäumen hin und her und schwenkten leuchtende Butter-Lampen und rauchende Weihrauchfässer, und sprangen mitunter in sorgloser Fröhlichkeit auf die niederen Äste. Das ganze Gelände war übersät mit goldenen Weihrauchbecken, aus denen dicke Säulen von duftendem Rauch aufstiegen. Alte Frauen bedienten sie und drehten dabei klappernde Gebetsmühlen, die mit jeder Umdrehung Tausende von Gebeten zum Himmel sandten.

Mein Vater befand sich in einem Zustand beständiger Angst! Seine ummauerten Gärten waren im ganzen Land berühmt wegen ihrer kostspieligen ausländischen Pflanzen und Sträucher. Nun, so dachte er, sah das Ganze aus wie ein schlecht geführter Zoo. Er wanderte händeringend umher und stieß kleine, verzweifelte Seufzer aus, wenn Gäste stehen blieben und eine Knospe berührten. In besonderer Gefahr waren die Aprikosen- und die Birnenbäume, aber auch die kleinen Zwergapfelbäume. Die größeren und höheren Bäume, wie Pappeln, Weiden, Wacholder, Birken und Zypressen waren mit den Bändern der Gebetsfahnen geschmückt, die leise im sanften Abendwind flatterten. Schließlich erstarb das Tageslicht, als die Sonne hinter den weit entfernten Gipfeln des Himalaja unterging. Aus den Lamaserien erklangen die Trompeten, die das Schwinden eines weiteren Tages verkündeten, und sogleich wurden Hunderte von Butter-Lampen entzündet. Sie hingen von den Ästen der Bäume herab, sie schwangen an den vorspringenden Dachtraufen der Häuser, und andere schwammen auf dem ruhigen Wasser des künstlichen Sees. Hier wurden sie von den Wasserlilienblättern festgehalten, wie Boote von einer Sandbank, dort trieben sie gegen die Schwäne, die auf der Insel Schutz suchten. Ein tief tönender Gong erklang, alle wandten sich, um die herannahende Prozession zu sehen. Im Garten war ein großes Zelt errichtet, das nach der einen Seite hin vollständig offen war. Darin war ein Podium, auf dem vier unserer tibetanischen Sitzkissen lagen. Nun näherte sich die Prozession dem Podium. Vier Diener trugen senkrechte Stangen mit großen Fackeln an den oberen Enden. Dann kamen vier Trompeter, die auf silbernen Trompeten eine Fanfare bliesen.

Ihnen folgend, erreichten meine Eltern das Podium und bestiegen es. Dann kamen zwei alte Männer, sehr alte Männer aus der Lamaserie des Staatsorakels. Diese zwei alten Männer aus Nechung waren die erfahrensten Astrologen des Landes. Ihre Weissagungen

haben sich immer wieder als richtig erwiesen. Die Woche zuvor, waren sie zum Dalai Lama berufen worden, um ihm zu weissagen. Nun sollten sie dasselbe für einen siebenjährigen Knaben tun. Tagelang hatten sie sich mit ihren Himmelskarten und Berechnungen beschäftigt. Lange hatten sie über Trigonalaspekte, Ekliptiken und Sesquiquadrate diskutiert und über den Einfluss dieses oder jenem entgegenwirkenden Planeten. Ich werde in einem späteren Kapitel über die Astrologie sprechen. Zwei Lamas trugen die Aufzeichnungen und die Himmelskarten der Astrologen. Zwei andere traten vor und halfen den alten Sehern die Stufen zu dem Podium hinaufsteigen. Seite an Seite standen sie da, wie zwei Elfenbeinfiguren. Ihre kostbaren Gewänder aus gelbem, chinesischem Seidenbrokat unterstrichen ihr Alter nur. Auf dem Kopf trugen sie große Priesterhüte, und ihre runzeligen Nacken schienen sich unter der Last zu beugen. Die Gäste versammelten sich um das Podium und setzten sich auf dem Boden auf Kissen nieder, die die Diener herbeibrachten. Alle Gespräche verstummten, da sich die Leute bemühten, die schrille, pfeifende Stimme des obersten Astrologen zu verstehen. »Lha dre mi cho-nang-chig« (Götter, Teufel und Menschen verhalten sich alle auf die gleiche Weise), sagte er, »so kann die vermutliche Zukunft vorhergesagt werden.« Eine Stunde lang redete er, dann hielt er zehn Minuten inne, um auszuruhen. Dann fuhr er fort und stellte noch eine weitere Stunde lang die Zukunft dar. „Ha-le! Ha-le!“ (Außerordentlich! Außerordentlich!), rief das entzückte Publikum. Und so wurde es vorausgesagt. Ein Junge von sieben Jahren sollte, nachdem er eine große Strapaze auf sich genommen hat, in eine Lamaserie eintreten und dort zum Priester-Chirurgen ausgebildet werden. Er sollte viel Leid erdulden, seine Heimat verlassen und unter fremde Menschen gehen. Er sollte alles verlieren und neu beginnen müssen und schließlich vom Erfolg gekrönt werden. Nach und nach zerstreute sich die Gesellschaft. Die Gäste, die von weither gekommen waren,

sollten die Nacht in unserm Hause verbringen und erst am Morgen abreisen. Die anderen reisten gleich mit ihrem Gefolge ab und hatten Fackeln, um ihren Weg zu erhellen. Sie sammelten sich im Hof, heisere Rufe erklangen und das Scharren von Pferdehufen. Wieder öffnete sich das schwere Tor, und die Gesellschaft ritt davon. Das Trappeln der Pferde und die Stimmen der Reiter verloren sich in der Ferne, und dann war draußen nur noch die Stille der Nacht.

Die letzten Tage Daheim



Im Haus herrschte immer noch reges Treiben. Es wurden noch große Mengen an Tee getrunken und das Essen verschwand, während sich die letzten Feiernden für die kommende Nacht stärkten. Alle Zimmer waren besetzt, und für mich war nirgends Platz. Trostlos wanderte ich umher und stieß achtlos gegen Steine und alles, was mir sonst in den Weg kam, doch auch das brachte keine Hilfe.

Niemand nahm Notiz von mir, die Gäste waren müde und zufrieden, die Diener müde und reizbar. »Die Pferde haben mehr Mitgefühl«, murmelte ich zu mir selbst, »ich werde hingehen und bei ihnen schlafen.« In den Ställen war es warm, und das Heu war weich, doch ich konnte lange nicht schlafen. Sooft ich einschlummern wollte, stieß mich ein Pferd in die Rippen oder es weckte mich ein plötzlicher Lärm aus dem Haus. Nach und nach verklangen die Geräusche. Ich stützte mich auf einen Ellbogen und blickte hinaus, die Lichter erloschen eines nach dem anderen und es wurde dunkel.

Und bald war draußen nur noch das kalte, blaue Licht des Mondes, das die schneebedeckten Berge lebhaft zurückstrahlten. Die Pferde schliefen, manche im Stehen und manche auf der Seite liegend. Schließlich schlief auch ich ein. Am nächsten Morgen wurde ich unsanft aus dem Schlaf gerüttelt: »Komm heraus, Dienstag Lobsang. Ich muss die Pferde striegeln, du bist hier im Weg.« So stand ich auf und ging ins Haus, um etwas zu essen zu suchen. Da herrschte große Geschäftigkeit. Die Gäste machten sich zum Aufbruch bereit, und meine Mutter eilte von einer Gruppe zur andern und um einen letzten Schwatz zu halten. Unser Vater besprach mit einem seiner Freunde die Verbesserungen, die er in Haus und Garten vorzunehmen gedachte. Er erzählte ihm, er wolle Glas aus Indien kommen lassen, um die Fenster in unserm Haus zu verglasen. In Tibet gab es kein Glas, im Lande wurde keines erzeugt, und die Kosten der Einfuhr aus Indien waren sehr hoch. Die Fenster haben in Tibet mit gewachstem Papier bespannte Rahmen, das durchscheinend, aber nicht durchsichtig ist. Vor den Fenstern hingen schwere Holzläden, nicht so sehr zum Schutz vor Einbrechern, als um das Eindringen des groben Sandes zu verhindern, den die heftigen Winde mit sich führen. Dieser Sand (manchmal glich er eher kleinen Kieseln) drang durch jedes ungeschützte Fenster. Auch Gesicht und Hände zerschnitt er, wenn sie ihm ausgesetzt waren, und während der Zeit der starken Winde waren Reisen voller Gefahr. Die Bewohner von Lhasa pfligten den Berg genau im Auge zu behalten, und wenn ihn plötzlich ein schwarzer Nebel verhüllte, suchte sich jeder in Sicherheit zu bringen, bevor ihn der peitschende Wind ereilte, der blutige Wunden schlug. Doch nicht nur die Menschen waren auf der Hut: auch die Tiere waren wachsam, und es war kein ungewöhnlicher Anblick, Pferde und Hunde den Menschen auf der Suche nach einem schützenden Obdach voran eilen zu sehen. Katzen wurden nie von einem Sturm ereilt, und die Yaks waren völlig unempfindlich.

Nach dem Aufbruch der letzten Gäste wurde ich zu meinen Vater gerufen, der sagte: »Geh ins Marktviertel und kaufe, was du brauchst. Tzu weiß, was erforderlich ist.« Ich überlegte, was ich brauchen würde: eine hölzerne Tsampa-Schale, einen Becher und einen Rosenkranz. Der Becher würde aus drei Teilen bestehen, einem Ständer, dem Becher selbst und dem Deckel. Dieser würde aus Silber sein. Der Rosenkranz würde aus Holz sein, mit seinen hundertacht hochglanzpolierten Perlen. Hundertacht, die heilige Zahl, weist auch auf die Dinge hin, an die sich ein Mönch erinnern soll. Wir ritten hinaus, Tzu auf seinem Pferd und ich auf meinem Pony. Sobald wir den Hof verlassen hatten, wandten wir uns nach rechts, und bogen, als wir die Ringstraße hinter dem Potala verließen, wieder nach rechts ab und waren im Einkaufszentrum. Ich blickte um mich, als sähe ich die Stadt zum ersten Mal. Ich fürchtete, dass ich sie heute zum letzten Mal sehen sollte! Die Läden waren überfüllt mit fahrenden Handelsleuten, die eben in Lhasa angekommen waren. Einige hatten Tee aus China gebracht, andere Stoffe aus Indien. Wir drängten uns durch die Menge zu den Läden hin, die wir besuchen wollten; jeden Augenblick rief Tzu einem alten Freund aus früheren Tagen einen Gruß zu. Ich brauchte ein rotbraunes Gewand. Es sollte recht weit sein, nicht nur, weil ich im Wachsen war, sondern auch noch aus einem andern, ebenso praktischen Grund. In Tibet tragen die Männer lose Gewänder, die um die Hüfte fest zusammengebunden sind. Der obere Teil wird hinauf gezogen und bildet eine Tasche, in der der Tibetaner alles verwahrt, was er mit sich zu tragen für nötig hält. Im allgemeinen wird ein Mönch hier zum Beispiel seine Tsampa-Schale, einen Becher, ein Messer, verschiedene Amulette, einen Rosenkranz, ein Säckchen mit gerösteter Gerste und, nicht selten, einen Vorrat von Tsampa tragen.

Doch muss man bedenken, dass ein Mönch alle seine irdischen Besitztümer mit sich trägt.

Tzu kontrollierte meine armseligen kleinen Einkäufe streng, nur die allerwichtigsten Dinge erlaubte er mir zu kaufen, und auch die durften nur von mittelmäßiger Qualität sein, wie es sich für einen »armen Akoluthen« ziemte. Alles zusammen waren es Sandalen mit Yakledersohlen, ein kleiner Ledersack für geröstete Gerste, eine hölzerne Tsampa-Schale, ein Holzbecher – nicht das Silber, das ich erhofft hatte! – und ein Schnitzmesser. Das sollten, neben einem sehr einfachen Rosenkranz, den ich selbst glänzend polieren musste, meine einzigen Besitztümer sein. Mein Vater war ein mehrfacher Millionär, er besaß riesige Güter im ganzen Land, Juwelen und sehr viel Gold. Doch ich sollte während meiner Ausbildungszeit, solange mein Vater lebte, nur ein ganz armer Mönch sein. Noch einmal betrachtete ich die Straße, die zweigeschossigen Häuser mit den langen, vorstehenden Dachtraufen. Ich betrachtete die Läden mit ihren Ständen vor den Türen, auf denen die Haifischflossen und die Satteldecken ausgelegt waren. Noch einmal hörte ich den munteren Reden der Händler und ihrer Kunden zu, die gutmütig scherzend um die Preise der Waren feilschten. Nie hatte die Straße anziehender ausgesehen, und ich gedachte der Glücklichen, die sie täglich sahen und auch weiterhin täglich sehen würden.

Herrenlose Hunde streunten umher, schnüffelten hier und da und knurrten einander an; Pferde wieherten einander leise zu, während sie freudig auf die Rückkehr ihrer Herren erwarteten. Yaks stießen heisere Laute aus, während sie sich durch das Gedränge der Fußgänger schoben. Was für geheimnisvolle Dinge mochten hinter den papierbedeckten Fenstern verborgen liegen. Was für merkwürdige Waren aus aller Herren Länder waren durch jene starken Tore geschafft worden, und was hätten die offenen Läden zu erzählen, wenn sie sprechen könnten.

Alles betrachtete ich, die Straße schien mir wie ein alter Freund. Es kam mir nicht in den Sinne, dass ich sie wiedersehen würde, wenn auch sehr selten. Ich dachte an die Dinge, die ich gerne getan, und an die Dinge, die ich gerne gekauft hätte. Meine Träumerei wurde abrupt unterbrochen. Eine riesige, bedrohliche Hand senkte sich auf mich hernieder, griff nach meinem Ohr und zerrte es heftig, während die Stimme Tzus laut und für alle Welt hörbar schrie: »Vorwärts, Dienstag Lobsang, sind deine Füße eingefroren? Ich weiß nicht, was heutzutage mit den Jungen ist, zu meiner Zeit war das nicht so.« Tzu schien es gleichgültig zu sein, ob ich ohne Ohr hinter ihm zurückblieb oder ob ich es behielt, indem ich ihm folgte. Ich hatte keine andere Wahl als »vorwärts« zu gehen. Den ganzen Heimweg ritt Tzu voraus und brummte und stöhnte über die »heutige Generation, einem Haufen von Taugenichtsen, stinkfauler Tagediebe, die wie benommen dahin lebten«. Wenigstens einen Vorteil hatte es: als wir in die Lingchor-Straße einbogen, blies dort ein schneidender Wind, und Tzus riesiger Leib vor mir gewährte mir Schutz.

Zu Hause warf meine Mutter einen Blick auf die Dinge, die ich eingekauft hatten. Zu meinem Bedauern war sie einverstanden damit und fand, sie seien gut genug. Ich hatte im stillen gehofft, sie würde unzufrieden sein mit Tzu und sagen, ich sollte Dinge von besserer Qualität mitbekommen. So wurde meine Hoffnung auf einen Silberbecher neuerlich zerstört, und ich musste mich mit dem hölzernen zufrieden geben, der auf einer Handdrehbank in den Basars von Lhasa gedrechselt war. Auch meine letzten freien Tage durfte ich nicht für mich haben.

Ich sollte in meiner letzten Woche nicht allein gelassen werden. Meine Mutter schleppte mich von einem zum nächsten der großen Häusern von Lhasa, denn ich sollte Ihnen meine Aufwartung machen, doch ich fühlte mich nicht ehrerbietig! Meine Mutter hatte ihr größtes Vergnügen an diesen Ausritte, am sozialen Austausch,

sowie am höflichen Geschwätz, aus dem die tägliche Runde bestand. Mich langweilte es tödlich; für mich war es eine wahre Feuerprobe, da ich entschieden nicht mit den Eigenschaften geboren war, die einen die Toren mit heiterem Gleichmut ertragen lassen. Ich wollte draußen im Freien sein und mich die wenigen restlichen Tage hindurch vergnügen. Ich wollte draußen sein und meine Drachen steigen lassen, mit meinem Stab weitspringen und mit der Armbrust schießen; statt dessen wurde ich wie ein preis-gekrönter Yak herumgeschleppt und altmodischen alten Frauen vorgeführt, die den ganzen Tag nichts anderes zu tun hatten, als auf seidenen Kissen zu posieren und ihre Diener herbeizurufen, damit diese ihre auch nur geringsten Launen befriedigten. Doch nicht nur meine Mutter verursachte in mir so viel Verärgerung. Vater musste die Drepung-Lamaserie besuchen und nahm mich mit, um sie mir zu zeigen. Drepung ist die größte Lamaserie der Welt mit ihren zehntausend Mönchen, ihren hohen Tempeln, den kleinen Steinhäusern und terrassierten Gebäuden, die Schicht um Schicht emporstiegen. Diese Gemeinschaft glich einer ummauerten Stadt, und wie eine rechte Stadt war sie auch autark. Drepung bedeutet »Reis-Haufen«, und aus einiger Entfernung sah sie, mit ihren im Licht glänzenden Türme und Kuppeln, wirklich aus wie ein Haufen Reis. Doch zu jenem Zeitpunkt war ich allerdings nicht eben in der Stimmung, die architektonische Schönheit zu würdigen: ich war äußerst bedrückt darüber, meine wertvolle Zeit auf diese Weise vergeuden zu müssen.

Mein Vater verhandelte mit dem Abt und dessen Begleitern, und ich streunte wie ein verwahrlostes Kind trostlos herum. Ich erbepte vor Schrecken, als ich sah, wie einige der kleinen Novizen behandelt wurden. Der Reis Haufen bestand eigentlich aus sieben Lamaserien in einer; sieben verschiedenen Orden, mit sieben voneinander getrennten hohen Schulen, die es zusammensetzten. Er war so groß, dass er nicht von einem einzelnen Mann geleitet wurde. Vierzehn

Äbte regierten hier, und sie hielten strenge Zucht. Ich war froh, als dieser »schöne Ausflug durch sonnige Gegenden« - um den Ausdruck meines Vaters zu zitieren - ein Ende nahm, doch noch glücklicher war ich darüber, dass ich nicht nach Drepung geschickt werden sollte oder nach Sera, drei Meilen nördlich von Lhasa. Schließlich neigte sich die Woche ihrem Ende zu. Meine Drachen wurden mir weggenommen und verschenkt; meine Bögen und schön gefiederten Pfeile wurden zerbrochen zum Zeichen dafür, dass ich nun kein Kind mehr war und für solche Sachen keine Verwendung mehr hatte. Ich hatte das Gefühl, dass auch mein Herz dabei zerbrochen wurde, doch dem schien niemand Bedeutung zuzumessen.

Bei Einbruch der Nacht sandte mein Vater nach mir; ich ging in sein Zimmer mit den schönen Verzierungen und den alten, wertvollen Büchern an den Wänden. Er saß neben dem Hauptaltar, der in seinem Zimmer stand, und hieß mich vor ihm niederzuknien. So begann die Zeremonie der Öffnung des Buches. In dem dicken, über neunzig Zentimeter breiten und ungefähr dreißig Zentimeter hohen Band waren alle Einzelheiten über unserer Familie in den vergangenen Jahrhunderten ausführlich aufgezeichnet. Es lieferte die Namen unsere ersten Ahnen und Einzelheiten über die Taten, die dazu geführt hatten, dass sie zum Adelsstand erhoben worden waren. Es erzählte von den Diensten, die wir unserm Lande und unserm Herrscher erwiesen hatten. Auf den alten, vergilbten Blättern las ich Geschichte. Heute wurde das Buch zum zweiten Mal für mich aufgeschlagen. Zum ersten Mal war es geöffnet worden, um meine Zeugung und Geburt einzutragen. Hier standen die Daten, auf denen die Voraussagen der Astrologen basierten. Hier waren die echten, damals aufgezeichneten Geburtsbilder. Nun musste ich selbst meine Unterschrift in das Buch setzen, denn morgen würde ein neues Leben für mich beginnen, wenn ich in die Lamaserie eintrat. Die schweren,

geschnitzten Holzdeckel wurden langsam wieder daraufgelegt und die goldenen Klammern, die die dicken, handgemachten Bogen aus Wacholderpapier zusammenpressten, darüber geklemmt. Das Buch war schwer, sogar mein Vater wankte ein wenig unter seiner Last, als er aufstand, um es in das goldene Kästchen zurückzulegen, das es schützte. Ehrerbietig wandte er sich, um das Kästchen unter dem Altar in der tiefen Nische im Stein zu bergen. Über einem kleinen silbernen Heizbecken erwärmte er Wachs, goss es auf den Stein, der die Nische verschloss, und drückte sein Siegel darauf, damit das Buch unangetastet bliebe. Er wandte sich wieder zu mir und machte es sich auf seinen Kissen bequem. Er berührte einen Gong neben seinem Ellbogen, und ein Diener brachte ihm gebutterten Tee. Lange herrschte Schweigen, dann begann er von der unbekannteren Geschichte Tibets zu erzählen; Geschichte, die auf Tausende und Tausende von Jahren zurück ging, eine Erzählung, die bis in die Zeit vor der Großen Flut zurückreichte. Er sprach von den uralten Zeiten, da Tibet einst vom Meer berührt war und wie Ausgrabungen dies bewiesen hätten. Auch jetzt noch, sagte er, konnte jeder, der bei Lhasa grub, versteinerte Meerestiere und fremdartige Muscheln ans Tageslicht fördern. Es gab auch Gegenstände aus seltsamem Metall, von denen man nicht wusste, wozu sie gebraucht wurden. Oft machten Mönche, die bestimmte Höhlen besuchten, solche Funde und brachten sie meinem Vater. Er zeigte mir einige. Dann änderte er seinen Ton. »Nach dem Gesetz«, sagte er, »soll ein junger Adelige mit Strenge behandelt werden, ein Sohn armer Leute aber mit Milde. Du wirst einer schweren Prüfung unterzogen werden, bevor du in die Lamaserie aufgenommen wirst.« Er erlegte mir die äußerste Notwendigkeit des bedingungslosen Gehorsams auf, bezüglich aller Befehle ein, die mir gegeben werden würden. Seine abschließenden Bemerkungen trugen nicht dazu bei, dass ich in jener Nacht gut schlafen würde. Er sagte: »Mein Sohn, du meinst, ich sei hart und gleichgültig, doch meine ganze Sorge gilt dem Namen der Familie.

Ich sage dir, wenn du die Prüfung für den Eintritt nicht bestehst, dann kehre nicht hierher zurück. Du wirst in diesem Hause wie ein Fremder sein.« Damit winkte er mir, ohne ein weiteres Wort, ihn zu verlassen. Vorher schon, früher am Abend, hatte ich meiner Schwester Yaso Lebewohl gesagt. Sie war sehr traurig gewesen, denn wir hatten oft miteinander gespielt, und sie war erst neun Jahre alt, während ich sieben wurde - morgen. Meine Mutter war nicht aufzufinden. Sie war zu Bett gegangen, und ich konnte nicht Abschied nehmen von ihr. Zum letzten Mal ging ich meinen einsamen Weg zu meinem eigenen Zimmer und legte die Kissen zurecht, die mein Bett bildeten.

Ich legte mich nieder, doch nicht um zu schlafen. Eine ganze Zeit lang dachte ich über die Dinge nach, die mein Vater an jenem Abend zu mir gesagt hatte. Ich dachte an die starke Abneigung, die mein Vater für Kinder hegte und an den gefürchteten morgigen Tag, an dem ich das erste Mal weit von zu Hause weg geschlafen hätte. Langsam wanderte der Mond über den Himmel. Draußen flatterte ein Nachtvogel auf die Fensterbank. Vom Dach oben kam das Geräusch von Gebetsfahnen, die gegen ihre glatten Holzstangen schlugen. Ich schlief ein, doch als die ersten schwachen Strahlen der Sonne das Licht des Mondes ablösten, wurde ich von einem Diener geweckt, der mir eine Schale mit Tsampa und einen Becher gebutterten Tee brachte. Während ich diese magere Kost verzehrte, polterte Tzu ins Zimmer. »Nun, Junge«, sagte er, »unsere Wege trennen sich hier. Dem Himmel sei Dank dafür. Nun kann ich zu meinen Pferden zurückkehren. Aber mach deine Sache gut; vergiß nichts von allem, das ich dich gelehrt habe.« Damit machte er auf den Fersen kehrt und verließ das Zimmer. Obwohl ich es zu jener Zeit nicht zu würdigen wusste, war dies das freundlichste Verfahren. Bewegte Abschiedsszenen hätten es mir um sehr vieles schwerer gemacht, mein Vaterhaus zu verlassen, zum ersten Mal und für immer, wie ich

dachte. Wenn meine Mutter wach gewesen wäre, um sich von mir zu verabschieden, hätte ich sie zweifellos zu überreden versucht, mir zu erlauben, daheim zu bleiben. Viele tibetanische Kinder führen ein sehr angenehmes Leben, meines war nach jedem Maßstab gemessen hart, und dass mir niemand Lebewohl sagte, war, wie ich später entdeckte, eine Anordnung meines Vaters, damit ich früh im Leben Selbstbeherrschung und Festigkeit lernte. Ich beendete mein Frühstück, schob die Tsampa-Schale und den Becher vorne in mein Gewand und rollte ein zweites Gewand und ein Paar Filzschuhe in ein Bündel.

Als ich durch das Zimmer ging, bat mich ein Diener, leise zu gehen, um die Schläfer im Hause nicht zu wecken. Ich ging den Gang entlang. Die erste Dämmerung war der Dunkelheit gewichen, die dem wirklichen Morgengrauen vorangeht. Ich stieg die Stufen hinab und ging meinen Weg zur Straße. So verließ ich mein Elternhaus. Einsam, voller Angst und mit wehem Herzen.

Vor den Toren des Tempels



Steil führte die Straße empor zur Chakpori-Lamaserie, dem Tempel der tibetischen Medizin. Eine harte Schule! Während ich Meilen zurück legte, wurde der Tag heller und ich stieß vor dem Eingangstor auf zwei weitere, die wie ich wünschten, aufgenommen zu werden. Wir betrachteten einander prüfend, und keiner von uns, glaube ich, war sehr erbaut von dem, was er an den andern sah. Doch wir entschieden uns, verträglich zu sein, wenn wir die gleiche Schulung durchmachen müssten. Eine Zeitlang klopfen wir zaghaft, doch nichts ereignete sich. Dann bückte sich einer der anderen Jungen, hob einen großen Stein auf, und es gelang ihm wirklich, genügend Lärm zu machen, um die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Ein Mönch erschien, er schwang einen Stock, der für unsere erschrockenen Augen aussah wie ein junger Baum. »Was wollt ihr jungen Teufel?« rief er. »Meint ihr, ich hätte nichts besseres zu tun, als das Tor zu öffnen für solche wie ihr?« »Wir wollen Mönche

werden«, antwortete ich. »Ihr seht mir eher aus wie Affen«, sagte er. »Wartet dort und rührt euch nicht, der Meister der Akoluthen wird kommen, wenn er fertig ist. « Die Tür flog zu, beinahe hätte sie einen der andern Jungen, der sich unvorsichtig weit vorgewagt hatte, rücklings auf den Boden geworfen. Wir setzten uns auf die Erde nieder, unsere Beine waren müde vom Stehen. Leute kamen und gingen durch das Tor der Lamaserie. Ein angenehmer Essensgeruch drang durch ein kleines Fenster bis zu uns und quälte uns, denn wir hätten gern unseren Hunger gestillt. Essen, so nahe und doch so unerreichbar. Endlich wurde das Tor heftig aufgestoßen, ein großer, hagerer Mann stand auf der Schwelle. »Nun!« schrie er, »und was wollt ihr, ihr elenden Spitzbuben?« »Wir wollen Mönche werden«, sagten wir. »Du meine Güte«, rief er, »was für ein Abschaum kommt heutzutage in die Lamaserie!« Er winkte uns zu, die riesige ummauerte Einhegung zu betreten, die die Gründe der Lamaserie umgab. Er fragte uns, was wir wären, wer wir wären, und sogar, warum wir wären! Wir merkten ziemlich schnell, dass wir ihn nicht sehr beeindruckten. Zum ersten, dem Sohn eines Hirten, sagte er: »Geh schnell hinein, wenn du deine Prüfungen bestehst, kannst du hierbleiben.« Zum nächsten: »Du, Junge. Was hast du gesagt? Der Sohn eines Metzgers? Ein Fleischaufschneider? Ein Übertreter der Gesetze Buddhas? Und du kommst hierher? Fort mit dir, schnell, sonst lasse ich dich um die Ringstraße herum peitschen.« Der arme, unglückliche Junge vergaß seine Müdigkeit, mit einem Satz sprang er davon, als der Mönch nach ihm schlug. Blitzschnell rannte er fort, und seine Füße wirbelten, in der Eile, kleine Staubwölkchen hinter ihm auf. Nun stand ich allein hier, an meinem siebenten Geburtstag. Der hagere Mönch richtete seinen grimmigen Blick auf mich und ich wäre vor Angst fast auf der Stelle zusammengeschrumpft. Drohend hob er seinen Stock. »Und du? Wen haben wir denn hier? Oho! Ein junger Prinz, der geistlich werden will. Wir müssen erst sehen, aus was für einem Stoff du gemacht bist, mein feiner Freund; sehen, aus

was für einem Holz du geschnitzt bist; hier ist nicht der Ort für verweichlichte und verzärtelte, kleine Prinzen.

Geh vierzig Schritte zurück und setzte dich in der Kontemplationshaltung hin, bis ich dir weitere Anweisungen gebe, und zucke nicht mit der Wimper!« Damit wandte er sich abrupt ab und ging fort. Betrübt hob ich mein armseliges kleines Bündel auf und ging die vierzig Schritte zurück. Ich kniete nieder und setzte mich, wie befohlen, mit gekreuzten Beinen hin. So saß ich den ganzen Tag hindurch da. Bewegungslos. Der staubige Sand trieb über mich hin und bildete kleine Hügel in den Höhlungen meiner nach aufwärts gekehrten Handflächen, er häufte sich auf meinen Schultern und legte sich in mein Haar. Als die Sonne langsam verschwand, wuchs mein Hunger, und meine Kehle war trocken vom quälenden Durst, denn seit dem ersten Licht des Morgengrauens hatte ich nichts zu essen oder zu trinken bekommen. Die vorübergehenden Mönche, und das waren viele, beachteten mich nicht. Herumstreifende Hunde blieben eine Weile stehen und beschnüffelten mich neugierig, dann gingen auch sie ihres Weges. Eine Bande von kleinen Jungen kam vorüber. Einer warf unbekümmert einen Stein nach mir. Er traf mich an einer Seite des Kopfes, so dass er blutete. Ich rührte mich nicht. Ich traute mich nicht. Falls ich diese Standhaftigkeitsprobe nicht bestehen sollte, würde mir mein Vater nicht erlauben, das Haus zu betreten, das mein Heim gewesen war. Ich hätte nirgendwo hin gehen können und es gab nichts, das ich hätte tun können. Es blieb mir nichts anderes übrig, als bewegungslos sitzenzubleiben, mit Schmerzen in allen Muskeln und steif in jedem Gelenk. Die Sonne versank hinter den Bergen, und der Himmel verdunkelte sich. Hell leuchteten die Sterne am finsternen Nachthimmel. Aus den Fenstern der Lamaserie flackerten die Flammen tausender kleiner Butter-Lampen auf. Ein kalter Wind blies, die Blätter der Weiden rauschten und raschelten, und rings um mich erhoben sich alle die leisen Laute,

aus denen die seltsamen Geräusche der Nacht bestehen. Aus den zwingendsten Gründen rührte ich mich noch immer nicht. Ich hatte zu große Angst, mich zu bewegen, und ich war zu steif dazu. Nun hörte ich ein Schlurfen wie von nahenden Sandalen eines Mönchs, die über den groben Sand glitten; die Schritte eines alten Mannes, der tastend seinen Weg in der Dunkelheit suchte. Eine Gestalt tauchte vor mir auf, die Gestalt eines alten, vom Verlauf harter Jahre gebeugten und krumm gewordenen Mönches. Seine Hände zitterten vor Alter, ein Umstand, der mich besorgt machte, als ich sah, wie er den Tee verschüttete, den er in der einen Hand trug. In der anderen hielt er eine kleine Schale mit Tsampa. Beides reichte er mir. Zuerst griff ich nicht danach. Er ahnte, was ich dachte, und sagte: »Nimm es, mein Sohn, denn während der Stunden der Dunkelheit darfst du dich bewegen.« So trank ich den Tee und leerte den Tsampa in meine eigene Schale. »Nun schlafe«, sagte der alte Mönch, »doch beim ersten Sonnenstrahl nimm deinen Platz hier in derselben Stellung wieder ein, denn das ist eine Prüfung, nicht eine mutwillige Grausamkeit, wie du jetzt vielleicht glaubst. Nur die, die diese Prüfung bestehen, können die höheren Grade unseres Ordens erlangen.« Damit nahm er den Becher und die Schale und ging weg. Ich stand auf und streckte die Beine, dann legte ich mich auf die Seite und aß den Rest des Tsampa. Nun war ich rechtschaffen müde; ich grub eine Vertiefung für mein Hüftbein, schob mein zweites Gewand unter den Kopf und legte mich nieder.

Meine sieben Jahre waren keine leichten Jahre gewesen. Mein Vater war immer streng, furchtbar streng gewesen, doch dies war meine erste Nacht fern von daheim, und ich hatte den ganzen Tag in einer einzigen Stellung verbracht, hungrig durstig und bewegungslos. Ich hatte keine Ahnung, was der morgige Tag bringen und was man noch von mir verlangen würde. Jetzt aber musste ich allein unter einem eiskalten Himmel schlafen, allein mit meiner Angst vor der

Dunkelheit, allein mit meinen Ängsten vor dem kommenden Tag. Ich meinte, ich hätte eben erst die Augen geschlossen, als mich der Klang einer Trompete erweckte. Ich schlug die Augen auf und sah, es war Morgengrauen, das erste Licht des nahenden Tages, das der Himmel hinter den Bergen reflektierte. Hastig setzte ich mich auf und nahm wieder die Kontemplationshaltung ein. Nach und nach erwachte die Lamaserie über mir zum Leben. Zuerst hatte sie ausgesehen wie eine schlafende Stadt, eine leblose, unbewegte Masse. Nun klang es wie ein leises Seufzen, wie wenn ein Schläfer erwachte. Es wurde zu einem Murmeln und dann zu einem tiefen Summen, wie das Summen von Bienen an einem heißen Sommertag. Gelegentlich war der Ton einer Trompete zu hören, gleich dem leisen Zwitschern eines entfernten Vogels, und das tiefe Brummen eines Muschelhorns, wie wenn ein Ochsenfrosch in einem Sumpf quakte. Als es lichter wurde, bewegten sich kleine Gruppen geschorener Köpfe hinter den offenen Fenstern hin und her, den Fenstern, die im frühen Licht des Tagesschimmers wie leere Augenhöhlen eines blank gescheuerten Schädels ausgesehen hatten.

Der Tag schritt voran, meine Glieder wurden immer steifer, doch ich wagte es nicht mich zu bewegen, und ich hatte Angst, einzuschlafen; denn wenn ich mich bewegte und meine Prüfung nicht bestand, hätte ich nirgendwo hingehen können. Mein Vater hatte sehr klar zum Ausdruck gebracht, dass wenn die Lamaserie mich nicht hätte haben wollen, dann hätte auch er mich auch nicht mehr gewollt. In kleinen Gruppen kamen die Mönche aus den verschiedenen Gebäuden und gingen an ihre geheimnisvollen Tätigkeiten nach. Kleine Jungen streiften herum, manchmal stießen sie mit den Füßen einen Hagel von Sand und kleinen Kieseln in meine Richtung oder sie machten hässliche Bemerkungen. Da ich keine Antwort gab, wurden sie ihres abscheulichen Spiels bald müde und entfernten sich, um ein geeigneteres Opfer zu suchen. Als das Tageslicht nach dem

Sonnenuntergang langsam erlosch, flackerten in den Gebäuden der Lamaserie die kleinen Butter-Lampen nach und nach wieder auf. Bald war die Dunkelheit nur mehr von dem schwachen Licht der Sterne erhellt, denn es war die Zeit, in der der Mond spät auf geht, er war nun jung und konnte nicht schnell reisen, wie man bei uns sagt. Mir wurde übel vor Besorgnis; hatte man mich vergessen? War dies eine weitere Prüfung, eine, bei der ich ohne Nahrung bleiben musste? Den ganzen langen Tag hatte ich mich nicht gerührt, und jetzt war ich erschöpft vor Hunger. Plötzlich stieg eine Hoffnung in mir auf, beinahe wäre ich auf die Füße gesprungen. Da war wieder das schlurfende Geräusch, ein dunkler Schatten näherte sich mir. Doch nun sah ich, dass es ein großer schwarzer Hund war, der etwas hinter sich herzog. Er nahm keine Notiz von mir und ging, ohne sich um mein Befinden zu kümmern, seiner nächtlichen Wege. Meine Hoffnung schwand, ich hätte weinen können. Aber so schwach wollte ich nicht werden, ich hielt mir vor Augen, dass nur Mädchen und Frauen so töricht sind.

Endlich hörte ich den alten Mann kommen. Diesmal blickte er mich gütiger an und sagte: »Essen und Trinken, mein Sohn, doch es ist noch nicht vorbei. Noch den morgigen Tag musst du durchhalten, nimm dich in Acht, dass du dich nicht bewegst, denn so viele scheitern in der elften Stunde.« Mit diesen Worten machte er kehrt und ging weg. Während er redete, hatte ich den Tee getrunken und den Tsampa wieder in meine eigene Schale geleert. Wieder legte ich mich nieder, keineswegs glücklicher als in der vorhergehenden Nacht. Als ich so dalag, dachte ich über die Ungerechtigkeit all dessen nach; ich wollte kein Mönch irgendeiner Sekte, Form oder von irgendeinem Grad sein. Doch ich hatte ebenso wenig die Wahl, wie ein Paktier, das über einen Gebirgspass getrieben wird. So schlief ich ein. Am nächsten, dem dritten Tag, als ich wieder in meiner Kontemplationshaltung da saß, spürte ich, wie ich schwächer

und mir schwindlig wurde. Die Lamaserie schien in einem Durcheinander aus Gebäuden, leuchtend farbigen Lichtern und purpurnen Flecken zu schwimmen, mit hier und da frei eingestreuten Bergen und Mönchen. Mit aller Entschlossenheit gelang es mir, diesen Schwindelanfall abzuschütteln. Der Gedanke, dass ich jetzt, nach all den Leiden, die ich durchgemacht hatte, schwach werden könnte, ängstigte mich sehr. Die Steine unter mir schienen sich nun in Messerschneiden verwandelt zu haben, die mich an unpassenden Stellen wund rieben. Während eines meiner leichteren Momente dachte ich, welches Glück ich hatte, keine Henne zu sein, die noch länger sitzen bleiben musste als ich, um ihre Eier auszubrüten. Die Sonne schien stillzustehen, der Tag erschien mir endlos, doch zu guter Letzt nahm das Licht ab, und der Abendwind begann mit einer Feder zu spielen, die ein vorüberfliegender Vogel verloren hatte. Noch einmal erschienen die kleinen Lichter, eines nach dem anderen, in den Fenstern. »Hoffentlich sterbe ich heute Nacht«, dachte ich, »ich kann das nicht länger ertragen.« In diesem Augenblick erschien die große Gestalt des Meisters der Akoluthen im entfernten Tor. »Komm her, Junge!« rief er. Bei dem Versuch, mit meinen steif gewordenen Beinen aufzustehen, fiel ich vorwärts auf das Gesicht nieder. »Junge, wenn du Ruhe brauchst, kannst du noch eine weitere Nacht hierbleiben. Ich warte nicht länger.« Hastig ergriff ich mein Bündel und wankte auf ihn zu. »Geh hinein und nimm am Abendgottesdienst teil, und Morgen früh kommst Du dann zu mir.« Drinnen war es warm, und es roch angenehm nach Weihrauch. Meine vom Hunger geschärften Sinnen sagten mir, dass die Nahrung ganz in der Nähe zu finden war, so folgte ich einer Schar, die sich nach rechts hin bewegte. Essen - Tsampa, gebutterter Tee. Ich drängte mich bis in die erste Reihe vor, als hätte ich eine lebenslange Übung darin. Ein paar Mönche versuchten, erfolglos, nach meinem Zopf zu greifen, als ich zwischen ihren Beinen hindurch krabbelte, doch ich

war auf der Suche nach Essen, und nichts konnte mich jetzt aufhalten.

Mit einer Stärkung im Leibe fühlte ich mich etwas wohler, ich folgte dem Zug der Mönche in den inneren Tempel und zum Abendgottesdienst. Ich war zu müde, um etwas davon zu erfassen, doch niemand beachtete mich. Als die Mönche hinausgingen, schlüpfte ich hinter einen riesigen Pfeiler und streckte mich mit meinem Bündel unter dem Kopf auf dem Steinboden aus. Ich schlief. Ein betäubendes Krachen - ich meinte, mein Kopf sei geborsten - und der Klang von Stimmen. »Neuer Junge. Einer von den Vornehmen. Kommt, wir wollen ihn würgen!« Einer aus der Schar der Akoluthen schwang mein zweites Gewand hin und her, das er mir unter dem Kopf weggezogen hatte, ein anderer hatte meine Filzschuhe. Eine weiche, breiige Masse von Tsampa flog mir ins Gesicht. Es regneten Schläge und Tritte auf mich nieder, doch ich leistete keinen Widerstand, weil ich dachte, es wäre Teil der Prüfung, um zu sehen, ob ich dem sechzehnten Gesetze gehorchte, das befahl: Ertrage Leid und Pein mit Geduld und Sanftmut. Plötzlich schrie eine laute Stimme: »Was geht hier vor?« Erschrocken flüsterten die Jungen: »Oh, das alte Klappergerüst auf der Pirsch!« Als ich den Tsampa aus den Augen wischte, streckte der Meister der Akoluthen den Arm aus und zernte mich am Zopf auf die Füße. »Weichling! Schwächling! Du sollst einer der künftigen Führer sein? Bah! Da hast du, und da!« Schläge, harte Schläge hagelten auf mich herab. »Unwürdiger Schwächling, kannst dich nicht einmal verteidigen!« Die Schläge schienen kein Ende nehmen zu wollen. Ich glaubte die Abschiedsworte des alten Tzu zu hören: »Mach deine Sache gut, vergiss nichts von dem, was ich dich gelehrt habe.« Ohne nachzudenken, drehte ich mich um und wandte einen kleinen Druck an, den Tzu mich gelehrt hatte. Der Meister, der nicht damit gerechnet hatte, und flog, mit einem vor Schmerz stockendem Atem,

über meinen Kopf, stürzte auf den Steinboden und glitt auf seiner Nase dahin, die sich komplett abschürfte, und er kam erst zum Stillstand, als sein Kopf mit einem lauten Krach an einen der steinernen Pfeiler stieß. »Das ist der Tod für mich«, dachte ich, »das ist das Ende aller meiner Qualen.« Die Welt schien stillzustehen. Die andern Jungen hielten den Atem an. Mit lautem Gebrüll sprang der große, knochige Mönch auf die Füße, Blut strömte aus seiner Nase. Er brüllte richtig, er brüllte vor Lachen. »Ein junger Kampfhahn, hä? Oder eine bissige Ratte; welches von beiden? Ah, das werden wir herausfinden.« Er wandte sich einem großen, linkischen, vierzehnjährigen Burschen zu und sagte: »Du, Ngawang, du bist der größte Raufbold in der Lamaserie. Mal sehen, ob der Sohn eines Yakhirten im Kampf besser abschneidet als der Sohn eines Prinzen.« Zum ersten Mal war ich Tzu, dem alten Polizei-Mönch, dankbar. In seiner Jugend war er ein gewandter Judo*-Meister von Kham gewesen. Er hatte mich »alles gelehrt, was er wusste« - wie er sagte. Ich hatte mit erwachsenen Männern kämpfen müssen und war in dieser Kunst, bei der Kraft oder Alter keine Rolle spielen, tatsächlich sehr gut geworden. Jetzt, wo ich wusste, dass meine Zukunft vom Ausgang dieses Kampfes abhing, war ich letztendlich recht froh.

*Das tibetische System ist anders und viel fortschrittlicher, doch ich werde es in diesem Buch, der Einfachheit halber, "Judo" nennen, da die tibetanische Bezeichnung dem westlichen Lesen nichts sagen würde.

Ich konnte sehen, dass er an eine Art wüster Keilereien gewöhnt war, bei der ihm seine Kraft zugute kam. Er stürzte auf mich zu, beabsichtigte mich zu packen und wehrlos zu machen. Dank Tzu und seinem, zu Weilen, grausamen Training hatte ich nun keine Angst. Als Ngawang vorstürmte, bewegte ich mich zur Seite und verdrehte ihm leicht den Arm. Seine Füße gaben unter ihm nach, er beschrieb einen halbkreisförmigen Bogen und landete auf dem Kopf. Einen

Augenblick lang lag er stöhnend da, dann sprang er wieder auf die Füße und stürzte sich auf mich. Ich sank zu Boden und verrenkte ihm, als er über mich kam, ein Bein. Diesmal überschlug er sich und landete auf seiner linken Schulter. Er hatte immer noch nicht genug. Er wandte sich vorsichtig um, sprang dann zur Seite und ergriff einen schweren Weihrauchkessel, den er an den Ketten gegen mich schwang. Einer so langsamen, schwerfälligen Waffe kann man sehr leicht ausweichen. Ich trat unter seinen kreisenden Arm und bohrte einen Finger leicht in den unteren Teil seines Nackens, wie Tzu es mir oft gezeigt hatte. Wie ein Fels an einen Berghang stürzte er nieder, seine kraftlos gewordenen Finger ließen die Ketten los, und der Weihrauchkessel flog mitten in die Gruppe der zusehenden Jungen und Mönche. Ngawang blieb beinahe eine halbe Stunde lang bewusstlos.

Dieser besondere »Griff« wird oft angewendet, um den Geist für astrale Reisen und ähnliche Zwecke vom Körper zu befreien. Der Meister der Akoluthen trat auf mich zu, gab mir einen Schlag auf den Rücken, der mich beinahe vornüber aufs Gesicht geworfen hätte, und gab folgende etwas widersprüchliche Erklärung ab: »Junge, du bist ein Mann!« Meine äußerst wagemutige Antwort war: »Bitte, habe ich mir dann etwas zu essen verdient, Meister? In letzter Zeit hatte ich wirklich sehr wenig zu essen.« »Mein Junge, iss und trink so viel du magst, und nachher sag einem dieser Lümmel - du bist jetzt ihr Aufseher - er soll dich zu mir führen.« Der alte Mönch, der mir das Essen gebracht hatte, kam herbei und sagte zu mir: »Mein Sohn, du hast dich gut gehalten, Ngawang war der Tyrann unter den Akoluthen. Nun nimmst du seinen Platz ein und leitest sie mit Güte und Freundlichkeit. Du bist gut geschult worden. Achte darauf, dass du deine Kenntnisse weise anwendest, und dass sie nicht in falsche Hände fallen. Jetzt komm mit mir, ich werde dir etwas zu essen und zu trinken verschaffen.«

Der Meister der Akoluthen begrüßte mich freundlich, als ich sein Zimmer betrat. »Setz dich Junge, setz dich nieder! Ich möchte nun sehen, ob deine schulische Ausbildung genauso hervorragend ist, wie deine körperliche. Ich werde versuchen, dir Fangfragen zu stellen, Junge, also sei auf deiner Hut!« Er stellte mir eine erstaunliche Menge von Fragen, die einen mündlich, die andern schriftlich. Sechs Stunden lang saßen wir einander auf unseren Kissen gegenüber, dann erklärte er, er sei zufrieden. Ich fühlte mich wie eine schlecht gegerbte Yakhaut, klitschig und schlaff. Er erhob sich. »Junge«, sagte er, »folge mir, ich werde dich zum Abt führen, eine seltene Ehre, doch du wirst erfahren, warum. Komm!« Ich folgte ihm durch die breiten Gänge, vorbei an den Ämtern des Klosters, an den inneren Tempeln und den Schulräumen. Dann gingen wir die Treppen hinauf, durch weitere gewundene Gänge hindurch, an den Hallen der Götter und an den Vorratskammern für Kräuter vorbei und weitere Treppen hinauf, bis wir endlich auf ein flaches Dach kamen, auf das Haus des Abtes zuzuging, das darauf errichtet war. Also gingen wir durch das mit Gold beschichtete Tor, an den goldenen Buddhas und dem Sinnbild der Medizin vorbei und in das Privatgemach des Abtes. »Verneige dich, Junge, verneige dich und tue dasselbe wie ich. Herr, hier ist der Knabe Dienstag Lobsang Rampa.« Damit verneigte sich der Meister der Akoluthen dreimal und warf sich dann auf den Boden nieder. Ich tat dasselbe, bebend vor Eifer, das Richtige in der richtigen Weise zu tun. Der über das Leid erhabene Abt sah uns an und sagte: »Nehmt Platz!« Wir setzten uns nach tibetanischer Art mit gekreuzten Beinen auf Kissen. Lange Zeit betrachtete mich der Abt ohne zu sprechen. Dann sagte er: »Dienstag Lobsang Rampa, ich weiß alles über dich, alles, was prophezeit worden ist. Deine Ausdauer wurde in einer harten Prüfung erprobt, doch das mit gutem Grund. Den Grund dafür wirst du in späteren Jahren erfahren. Jetzt wisse, dass alle tausend Mönche nur einer zu höheren Dingen, einer höheren Entwicklung bestimmt ist. Die andern lassen sich willenlos

treiben und gehen ihren täglichen Aufgaben nach. Obliegenheiten. Sie sind die Handarbeiter, jene, die die Gebetsmühlen drehen, ohne sich zu fragen, warum. An ihnen mangelt es uns nicht, doch fehlen uns diejenigen, die unser Wissen weitergeben, wenn unser Land später von einer fremden Wolke überschattet sein wird. Du wirst besonders ausgebildet werden, gründlichst ausgebildet, und in wenigen kurzen Jahren wird dir mehr Wissen vermittelt werden, als ein Lama sonst in einem ganzen langen Leben erwirbt. Der Weg wird hart sein und oft beschwerlich. Das Hellsehen zu forcieren ist schmerzhaft, und in den astralen Ebenen zu reisen, erfordert unerschütterliche Nerven und eine steinharte Entschlossenheit.« Ich hörte aufmerksam zu und nahm jedes seiner Worte in mich auf. Das alles erschien mir viel zu schwer. Ich war nicht so energisch! Er fuhr fort: »Du wirst hier in der Medizin und in der Astrologie ausgebildet werden. Es wird dir jede Unterstützung gewährt werden, die wir anbieten können. Du wirst auch in den esoterischen Wissenschaften ausgebildet werden. Dein Weg ist für dich vorgezeichnet, Dienstag Lobsang Rampa. Obwohl du erst sieben Jahre alt bist, rede ich zu dir wie zu einem Mann, denn so bist du erzogen worden.« Er neigte den Kopf, und der Meister der Akoluthen stand auf und verbeugte sich tief. Ich tat dasselbe, und wir gingen miteinander zurück. Erst als wir wieder im Zimmer des Meisters waren, brach er das Schweigen. »Junge, du wirst die ganze Zeit schwer arbeiten müssen. Doch wir werden dir helfen, so gut wir können. Jetzt begleite ich dich, dass dir der Kopf geschert werden möge.« Wenn in Tibet ein Junge in den geistlichen Stand eintritt, wird sein Haar bis auf eine Locke abgeschnitten. Diese Locke wird erst entfernt, wenn ihm sein »geistlicher Name« gegeben wird und er seinen früheren Namen ablegt, doch darüber später etwas mehr.

Der Meister der Akoluthen führte mich durch gewundene Gänge zu einem kleinen Raum, dem »Barbierraden«. Hier hieß man mich

am Boden Platz nehmen. »Tam-chö«, sagte der Meister, »scher den Kopf dieses Jungen, schneide auch die Namens-Locke ab, denn er bekommt seinen Namen sogleich.« Tam-chö trat vor, ergriff meinen Zopf mit der rechten Hand und hob ihn in die Höhe. »Ach! mein Junge. Ein schöner Zopf, gut gebuttert und gut gepflegt. Ein Vergnügen, ihn abzuschneiden.« Von irgendwoher brachte er eine riesige Schere zum Vorschein - so eine, wie sie unsere Diener zum Beschneiden der Bäume verwendeten. »Tishe«, schrie er, »komm, halte dieses Strang!« Tishe, der Gehilfe, kam herbeigelaufen und zog meinen Zopf so straff an, dass er mich beinahe vom Boden hochgezogen hätte. Mit vorgeschobener Zunge und vielen kleinen Grunzlauten hantierte Tam-chö mit dieser jämmerlich stumpfen Schere, bis mein Zopf abgeschnitten war. Das war nur der Anfang. Der Gehilfe brachte eine Schale mit heißem Wasser, so heiß, dass ich vor Schmerz vom Boden aufsprang, als er es mir über den Kopf goss. »Was ist los, Junge, hast du dich verbrannt?« Als ich bejahte, sagte er: »Mach dir nichts daraus, mit heißem Wasser ist das Haar leichter zu entfernen!« Er nahm ein dreikantiges Rasiermesser auf, das sehr an die Geräte erinnerte, mit denen zu Hause die Böden gescheuert wurden. Endlich, nach einer Ewigkeit, wie mir schien, war mein Kopf seiner Haare entblößt.

»Komm jetzt mit mir«, sagte der Meister. Er führte mich in sein Zimmer und holte ein großes Buch hervor. »Nun, wie sollen wir dich nennen?« Er murmelte noch etwas vor sich hin, dann sagte er: »Ah, da haben wir es. Von nun an wirst du Yza-mig-dmar-Lah-lu heißen.« Hier in diesem Buch will ich aber den Namen Dienstag Lobsang Rampa beibehalten, da das für den Leser leichter ist. Ich fühlte mich so nackt wie ein frisch gelegtes Ei und wurde nun in ein Klassenzimmer geführt. Da ich zu Hause eine so gute Erziehung genossen hatte, ging man davon aus, dass ich mehr wüsste als ein durchschnittlicher Schüler, und wurde daher in die Klasse der

siebzehnjährigen Akoluthen eingegliedert. Ich fühlte mich wie ein Zwerg unter Riesen. Die anderen hatten gesehen, wie ich Ngawang erledigte, so hatte ich, abgesehen von einem einzigen Zwischenfall, keine Schwierigkeiten mit ihnen. Ein großer, einfältiger Bursche stellte sich hinter mich und legte seine großen, schmutzigen Hände auf meinen wunden Schädel. Ich langte einfach hinauf und drückte die Finger in seine Ellbogenspitzen, so dass er mit einem lauten Schmerzensschrei davon rannte. Wenn man zwei »empfindliche Stellen« zugleich berührt, kann man sehen, was sich ereignet! Tzu hatte mich wirklich gut ausgebildet. Die Judo-Lehrer, denen ich in derselben Woche noch vorgestellt wurde, kannten Tzu alle; alle sagten sie, er sei der beste Judo-Sachverständige in ganz Tibet. Von da an ließen mich die Jungen völlig in Ruhe. Unser Lehrer, der mit dem Rücken zu uns stand, als der Bursche die Hände auf meinen Kopf legte, merkte bald, was vorging. Er lachte so sehr über den Ausgang, dass er uns früher gehen ließ.

Es war nun halb neun Uhr abends, so hatten wir ungefähr drei viertel Stunden Zeit bis zum Beginn des Gottesdienstes im Tempel um neun Uhr fünfzehn. Doch meine Freude war von kurzer Dauer, denn als wir den Raum verließen, winkte mir ein Lama zu. Ich ging hin, und er sagte: »Komm mit mir!« Während ich ihm folgte, überlegte ich, was für ein neues Leiden wohl auf mich warten mochte. Er trat in ein Musikzimmer, in dem sich ungefähr zwanzig Jungen befanden, Neu eingetretene wie ich, wie ich wusste. Drei Musiker saßen mit ihren Instrumenten da, einer vor einer Pauke, einer hatte ein Muschelhorn und der dritte eine silberne Trompete. »Wir wollen singen«, sagte der Lama, »damit ich eure Stimmen für den Chor beurteilen kann.« Die Musiker begannen ein sehr bekanntes Lied zu spielen, das jeder singen konnte. Wir setzten ein. Der Lama zog die Augenbrauen hoch. Sein verlegener Gesichtsausdruck wick und machte einem wahrlich gequälten

Ausdruck Platz. Abwehrend hob er beide Hände. »Halt! Halt!«, schrie er. »Selbst die Götter müssen sich winden vor Schmerz bei diesem Gesang. Nun beginnt noch einmal und tut es richtig.« Wir setzten neuerlich ein. Wieder unterbrach er uns. Diesmal kam der Musikmeister geradewegs auf mich zu. »Tölpel«, rief er, »du willst dich wohl lustig machen über mich. Die Musiker werden spielen, und du singst allein, wenn du nicht mit den andern zusammen singen willst!« Noch einmal begannen die Musiker. Noch einmal begann ich zu singen. Doch nicht für lange. Der Musikmeister winkte wie rasend ab. »Dienstag Lobsang, zu deinen Begabungen gehört die Musik nicht. In den ganzen fünfundfünfzig Jahren, die ich hier bin, hörte ich noch nie jemand so so falsch singen hören. Außerhalb der Tonart? Da ist überhaupt keine Tonart! Junge, du wirst nie mehr singen. Während der Gesangsstunden wirst du etwas anderes lernen. Bei den Gottesdiensten im Tempel wirst du nicht mitsingen, sonst störst du den ganzen Gesang. Jetzt geh, du unmusikalischer Vandale!« Ich ging.

Ich schlenderte müßig umher, bis ich die Trompeten hörte, die verkündeten, dass es Zeit für den Abendgottesdienst sei . Am Abend zuvor - du lieber Himmel - war das erst gestrige Abend gewesen, an dem ich die Lamaserie betreten hatte? Es schien mir Jahrhunderte her zu sein. Ich ging wie im Schlaf, und ich war wieder hungrig. Vielleicht war das gut so, denn wenn ich satt gewesen, wäre ich auf der Stelle eingeschlafen. Da packte mich jemand am Gewand, und ich flog in die Luft empor. Ein hochgewachsener, freundlich aussehender Lama hatte mich auf seine breiten Schultern gehoben. »Komm her, Junge, du wirst zu spät zum Gottesdienst kommen, und da erginge es dir übel. Wenn du zu spät kommst, versäumst du auch das Abendessen, und du fühlst dich dann so leer wie eine Trommel.« Noch immer trug er mich, trat in den Tempel und stellte sich gerade hinter den Kissen der Akoluthen auf. Behutsam ließ er mich auf ein

Kissen hinab, das vor ihm lag. »Sieh mir zu, Junge, und gib die gleichen Antworten wie ich, doch wenn ich singe, dann musst du - haha! - still sein.« Ich war wirklich dankbar für seine Hilfe, so wenige Menschen waren je freundlich zu mir gewesen; früher waren mir Belehrungen auf der einen Seite zugeschrien, auf der anderen eingepöbeln worden. Ich musste eingeschlafen sein, denn als ich plötzlich aufwachte, merkte ich, dass der Gottesdienst beendet war und dass mich der hochgewachsene Lama schlafend in den Speisesaal getragen und Tee, Tsampa und gekochte Gemüse vor mich hingestellt hatte. »Iss auf, Junge, dann geh zu Bett. Ich werde dir zeigen, wo du schläfst. Diese Nacht darfst du bis fünf Uhr früh schlafen, dann komm zu mir.« Das war das letzte Wort, das ich hörte, bis mich ein Junge, der am Tag vorher freundlich zu mir gewesen war, um fünf Uhr früh mit Mühe weckte. Ich sah, dass ich in einem großen Raum auf drei Kissen lag. »Der Lama Mingyar Dondup trug mir auf, dafür zu Sorgen, dass du um fünf Uhr geweckt wirst.« Ich erhob mich und schichtete meine Kissen an der Wand auf, wie ich es bei den gesehen hatte. Die Jungen gingen hinaus, und der, der mich geweckt hatte, sagte: »Wir müssen uns beeilen mit dem Frühstück, dann soll ich dich zum Lama Mingyar Dondup führen.« Nun begann ich mich etwas heimischer zu fühlen, nicht, dass mir der Ort gefiele oder dass ich zu bleiben wünschte. Mir war dennoch klar, dass ich keine Wahl hatte und dass ich mein eigener bester Freund gewesen wäre, wenn ich mich reibungslos eingewöhnte.

Beim Frühstück trug uns der Leser etwas aus einem der einhundertzwölf Bände des Kan-gyur, den buddhistischen heiligen Schriften, vor. Er musste gemerkt haben, dass ich an etwas anderes dachte, denn er rief: »Du dort, kleiner neuer Junge, wie war der letzte Satz? Rasch!« Blitzschnell und ganz ohne zu überlegen, antwortete ich: »Der letzte Satz, Herr, war, der Junge dort hört nicht zu, ich will ihn ertappen! Das rief natürlich Gelächter hervor und das

rettete mich vor einer Tracht Prügel wegen Unaufmerksamkeit. Der Leser lächelte - ein seltenes Ereignis - und erklärte, er habe nach dem Text der Schriften gefragt, doch ich sollte »diesmal so davonkommen«. Bei allen Mahlzeiten stehen Leser an einem Pult und lesen aus heiligen Büchern vor. Den Mönchen ist es nicht erlaubt, während der Mahlzeiten zu sprechen, noch an das Essen zu denken. Sie müssen heiliges Wissen mit ihrer Mahlzeit zu sich nehmen. Wir saßen alle auf dem Boden auf Kissen und aßen an einem ungefähr fünfzig Zentimeter hohen Tisch. Wir durften während der Mahlzeiten keinen Lärm machen, und es war uns streng verboten, die Ellbogen auf den Tisch zu stützen. Im Chakpori-Kloster herrschte wirklich eine eiserne Disziplin. Chakpori bedeutet »Eisen-Berg«. In den meisten Lamaserien wurde wenig auf geordnete Disziplin oder Zeiteinteilung geachtet. Die Mönche konnten arbeiten oder müßiggehen, wie es ihnen beliebte. Vielleicht einer unter Tausenden wollte sich weiterentwickeln, und das waren diejenigen, die Lamas wurden, denn Lama heißt »Höherer«, und nicht jeder wird so genannt. In unserer Lamaserie war die Disziplin streng, sogar ungeheuer streng. Wir sollten besonders ausgebildet und Führer unserer Kasten werden, und man hielt es für äußerst wichtig, uns an Ordnung und Selbstdisziplin zu gewöhnen. Wir Schüler durften auch nicht die weißen Gewänder der Akoluthen tragen, wir trugen die rotbraunen der Mönche. Es gab Mönche bei uns, die die häuslichen Arbeiten verrichteten, doch das waren Diener-Mönche, die den Haushalt der Lamaserie betreuten. Auch wir mussten schichtweise an den häuslichen Aufgaben teilnehmen. Das sollte uns vor Überheblichkeit bewahren. Dauernd sollte uns der alte buddhistische Lehrsatz vor Augen stehen: »Gib ein Beispiel, tue anderen nur Gutes und nie Böses. Das ist das Wesen der Lehre Buddhas.«

Unser Abt, der Lama Cham-pa La, war ebenso streng wie mein Vater und forderte unbedingten Gehorsam. Eines seiner Sprichwörter

war: »Lesen und Schreiben sind die Tore zu jedem Können«, daher wurden wir in dieser Hinsicht eingehend geschult.

Mein Leben als Chela



Unser „Tag“ begann im Chakpori um Mitternacht. Sobald die Mitternachtstrompete erklang und ihr Echo durch die schwach beleuchteten Gänge schallte, würden wir uns schläfrig von unseren Bettkissen erheben und in der Dunkelheit nach unseren Kleidern tasten. Wir schliefen alle nackt, das ist allgemein üblich in Tibet, wo es keine falsche Scham gibt. Sobald wir in die Kleider geschlüpft waren, schoben wir unsere Habseligkeiten vorn in den Bausch unseres Gewandes. Nicht in der besten Laune um diese Stunde, polterten wir die Gänge hinab. Einer der Sätze, die uns eingepägt wurden, lautete: »Es ist besser, mit friedvollem Geiste zu ruhen, als wie Buddha da zu sitzen und zu beten, wenn man böse ist.« Oft kam mir der unehrerbietige Gedanke: »Schön, aber warum dürfen wir nicht mit friedvollem Geiste ruhen? Diese mitternächtliche Störung macht mich böse!« Doch niemand gab mir eine befriedigende Antwort, und ich musste mit den andern in die Gebetshalle gehen. Dort bemühten sich unzählige Butter-Lampen, die dichten Weihrauchwolken mit ihren Strahlen zu durchdringen. In ihrem

flackernden Licht schienen sich die riesigen Standbilder der Götter zu beleben und unsere Gesänge mit Gesten und Gebärden zu beantworten. Zu Hunderten saßen die Mönche und Akoluthen mit gekreuzten Beinen auf Kissen auf dem Boden. Über die ganze Länge der Halle zogen sich ihre Reihen. Je zwei Reihen saßen einander gegenüber, so, dass die erste und zweite Reihe Gesicht zu Gesicht saß, die zweite und dritte Rücken an Rücken, und so weiter. Unsere Lieder und Gesänge bewegten sich in bestimmten Tonfolgen, denn in den östlichen Ländern ist man davon überzeugt, dass Töne Kräfte besitzen. Genau so, wie ein musikalischer Ton ein Glas zerbrechen kann, so kann eine Kombination von musikalischen Tönen metaphysische Kräfte aufbauen. Auch aus dem Kan-gyur wurde vorgelesen. Es war ein äußerst beeindruckender Anblick, Hunderte von Männern in ihren blutroten Gewändern mit goldenen Stolen anzusehen, wie sie sich zu dem silbernen Klang kleiner Glocken und dem Hämmern der Trommeln wiegten und einstimmig sangen. Blaue Weihrauchwolken stiegen auf und wanden sich um die Knie der Götter, und dann und wann schien es in dem unstillen Licht, als blickte uns das eine oder andere Standbild unverwandt an. Der Gottesdienst dauerte ungefähr eine Stunde, dann kehrten wir zu unseren Kissen zurück und schliefen bis vier Uhr früh. Ungefähr um vier Uhr fünfzehn begann ein zweiter Gottesdienst. Um fünf Uhr nahmen wir unsere erste Mahlzeit ein, Tsampa und gebutterten Tee. Selbst während dieser Mahlzeit würde der Leser seinen Text herunterleiern und der Zuchtmeister an seiner Seite wachen. Während dieser Mahlzeit würden auch besondere Aufträge oder Informationen erteilt werden. Manchmal wurde etwas aus Lhasa gebraucht, dann wurden die Namen der Mönche beim Frühstück genannt, die jene Dinge holen oder einsammeln gehen sollten. Sie würden dafür auch die besondere Befreiung erhalten, die ihnen genehmigte, für eine bestimmte Zeitspanne von der Lamaserie fernzubleiben und eine bestimmte Anzahl von Gottesdiensten zu versäumen.

Um sechs Uhr versammelten wir uns im Klassenzimmer für die ersten Unterrichtsstunden. Das zweite unserer tibetanischen Gesetze lautete: »Du sollst die religiösen Vorschriften einhalten und lernen.« In der Unwissenheit eines siebenjährigen Jungen, verstand ich nicht, warum wir diesem Gesetz gehorchen sollten, wo doch damit das fünfte Gesetz missachtet und gebrochen wurde, das da sagte: »Du sollst die Alten und jene „von hoher Geburt“ ehren.« All meine Erfahrungen hatten mich gelehrt, dass es etwas Schimpfliches war, von »hoher Geburt« zu sein. Ich jedenfalls war ihr zum Opfer gefallen. Damals war mir noch nicht klar, dass nicht der Rang der Geburt von Bedeutung ist, sondern der Charakter der betreffenden Person.

Um neun Uhr Morgen wohnten wir einem weiteren Gottesdienst bei, wofür wir unsere Studien für ungefähr vierzig Minuten unterbrachen. Eine mitunter recht angenehme Pause, doch wir mussten um viertel vor zehn wieder im Klassenzimmer sein. Nun begann ein anderes Fach, und wir arbeiteten bis ein Uhr. Doch wir durften noch nicht essen gehen; erst mussten wir an einem Gottesdienst von einer halben Stunde teilnehmen, und dann erst bekamen wir unseren gebutterten Tee mit Tsampa. Dann folgte eine Stunde körperlicher Arbeit, damit wir uns bewegten und um uns in Demut zu üben. Nicht selten fielen mir die schmutzigsten und unangenehmsten Arbeiten zu. Um drei Uhr mussten wir uns zurückziehen, um uns eine Stunde lang zwangsweise auszuruhen; wir durften weder sprechen, noch uns bewegen, wir mussten einfach still liegen. Es war eine unbeliebte Stunde, denn sie war zu kurz, um zu schlafen, und zu lang, um müßig zu sein. Uns wäre sicherlich etwas Besseres eingefallen! Nach dieser Ruhepause kehrten wir um vier Uhr ins Klassenzimmer zurück. Das war der gefürchtete Teil des Tages, fünf Stunden ohne Unterbrechung, fünf Stunden, in denen wir den Raum unter keiner Bedingung verlassen durften, ohne uns

die schwersten Strafen zuzuziehen. Unsere Lehrer benützten ihre dicken Stöcke mit großer Freigebigkeit, und manche von ihnen hatten wahre Freude an der Bestrafung der Schuldigen. Nur sehr bedrängte oder äußerst kühne Schüler baten, »austreten« zu dürfen, auch wenn bei der Rückkehr die Strafe nicht zu vermeiden war.

Um neun Uhr schloss der Unterricht, und wir bekamen unsere letzte Mahlzeit am Tag. Sie bestand wieder aus gebuttertem Tee und Tsampa. Manchmal - nur manchmal - gab es Gemüse. Das waren für gewöhnlich in Scheiben geschnittene Rüben oder ein paar sehr kleine Bohnen. Sie waren ziemlich hart, doch hungrigen Burschen schmeckten sie herrlich. Einmal, bei einem besonderen Anlass, bekamen wir eingelegte Walnüsse; ich war damals acht Jahre alt, und ich werde den Vorfall nie vergessen. Ich aß Walnüsse besonders gern, zu Hause hatte ich sie oft bekommen. Dummerweise versuchte ich einen Handel mit einem andern Jungen abzuschließen: er sollte mein zweites Gewand im Tausch gegen seine eingelegten Walnüsse haben. Der Zuchtmeister hörte es, er rief mich in die Mitte des Saales und ließ mich meine Sünde beichten. Zur Strafe für meine „Gier“ musste ich vierundzwanzig Stunden lang ohne Essen und Trinken bleiben. Mein zweites Gewand wurde mir weggenommen, denn ich hätte keine Verwendung dafür, sagte man, da ich es „gegen etwas eintauschen wollte, das nicht wesentlich war“.

Um halb zehn gingen wir zu unseren Schlafkissen, unseren »Betten«. Zum Schlafen kam niemand zu spät! Anfangs dachte ich, ich könnte die langen Stunden nicht ertragen, ich dachte, ich werde plötzlich tot umfallen, oder ich würde einschlafen und nicht mehr erwachen. Anfangs versteckten ich und die anderen neuen Jungen uns in den Ecken, um ein wenig zu schlummern. Doch, nach nach nicht all zu langer Zeit, gewöhnte ich mich an die langen Stunden und merkte die Länge der Tage nicht mehr.

Dank dem Jungen, der mich geweckt hatte, stand ich kurz vor sechs Uhr früh vor der Tür des Lama Mingyar Dondup. Obwohl ich nicht geklopft hatte, rief er, ich sollte eintreten. Sein Zimmer war sehr schön, wunderbare Bilder schmückten die Wände, manche waren direkt an die Wand gemalt, während andere auf Seide gemalt waren und hingen. Auf niedrigen Tischen standen einige kleine Statuetten von Göttern und Göttinnen aus Jade, Gold oder Goldzellenschmelz. Auch ein großes Rad des Lebens hing an einer der Wände. Der Lama saß im Lotossitz auf seinem Kissen, auf einem niedrigen Tisch vor ihm lagen mehrere Bücher, in einem las er, als ich eintrat. »Setz dich hierher neben mich, Lobsang«, sagte er, »wir haben allerhand miteinander zu besprechen, doch zuerst eine für einen heranwachsenden Mann wichtige Frage: hast du genug gegessen und getrunken?« Das bejahte ich. »Der Abt sagte, wir können miteinander arbeiten. Wir haben deine vorherige Inkarnation zurückverfolgt und es war eine gute. Nun wollen wir bestimmte Kräfte und Fähigkeiten in dir wieder entwickeln, die du damals hattest. Im Laufe sehr weniger Jahre wollen wir dir mehr Kenntnisse vermitteln, als sich ein Lama in einem sehr langen Leben erwirbt.« Er hielt inne und blickte mich lange und aufmerksam an. Seine Augen waren sehr durchdringend. »Alle Menschen müssen frei ihren eigenen Weg wählen«, fuhr er fort, »du hast vierzig harte Jahre vor dir, wenn du den richtigen Weg gehst, doch er wird dir im nächsten Leben großen Nutzen bringen. Der falsche Weg wird dir jetzt, in diesem Leben, Wohlbehagen, Bequemlichkeit und Reichtum einbringen, doch du wirst dich nicht entwickeln. Nur du allein kannst diese Wahl treffen.« Er hielt inne und blickte mich an.

»Herr«, antwortete ich, »mein Vater sagte mir, ich dürfe nicht nach Hause zurückkehren, wenn ich in der Lamaserie versage. Wie sollte ich dann zu Wohlstand und Bequemlichkeit kommen, wenn ich kein Heim hätte, zu dem ich zurückkehren kann? Und wer würde mir den

richtigen Weg zeigen, wenn ich ihn wählte?« Er lächelte mich an und antwortete: »Hast du es schon vergessen? Wir haben deine letzte Inkarnation nachgezeichnet. Wenn du den falschen Weg, den Weg der Bequemlichkeit wählst, wirst du als lebende Inkarnation in eine Lamaserie geschickt und wirst in ganz wenigen Jahren ein amtsführender Abt sein. Dein Vater würde das nicht als ein Versagen ansehen!« Etwas an seiner Art zu sprechen gab mir den Mut, eine weitere Frage zu stellen: »Würdest du es für ein Versagen halten?«

»Ja«, antwortete er, »nach allem, was ich über dich weiß, würde ich es ein Versagen nennen.«

»Und wer wird mir den Weg zeigen?«

»Ich werde dein Lehrer sein, wenn du den richtigen Weg wählst, aber du sollst allein wählen, niemand kann deine Entscheidung beeinflussen.«

Ich sah ihn an, starrte ihn an. Und mir gefiel, was ich sah. Ein großer Mann mit klugen schwarzen Augen und einer hohen Stirn. Ja, mir gefiel, was ich sah. Obwohl ich nur sieben Jahre alt war, hatte ich ein hartes Leben geführt, hatte viele Menschen kennengelernt und war wirklich in der Lage zu beurteilen, ob ein Mensch gut war.

»Herr«, sagte ich, »ich will gerne dein Schüler sein und den richtigen Weg wählen.« Und ein wenig bedrückt, glaube ich, fügte ich hinzu: »Aber die harte Arbeit liebe ich immer noch nicht!« Er lachte, sein Lachen klang tief und warm. »Lobsang, Lobsang, keiner von uns liebt harte Arbeit wirklich, doch wenige von uns sind so aufrichtig, das zuzugeben.« Er sah in seine Papiere. »Wir werden bald eine kleine Operation an deinem Kopf vornehmen müssen, um deine Hellsichtigkeit zu verstärken, dann werden wir deine Lernfähigkeit durch Hypnose beschleunigen. Wir werden dich in der Metaphysik und auch in der Medizin weit vorantreiben.« Ich fühlte

mich ein wenig niedergeschlagen, wieder harte Arbeit. Es schien mir, ich hätte meine ganzen sieben Jahre hindurch schwer arbeiten müssen und wenig Zeit gehabt, zu spielen oder Drachen steigen zu lassen. Der Lama schien meine Gedanken zu kennen. »O ja, junger Mann. Später wirst du viel Drachenfliegen, echtes Fliegen: mit Drachen die Menschen in die Lüfte heben. Doch zunächst müssen wir deinen Lehrplan genau vorausplanen.« Er wandte sich seinen Papieren zu. »Lass mich mal sehen; von neun bis ein Uhr. Ja, das ist ein guter Beginn. Komm jeden Tag um neun Uhr hierher, anstatt zum Gottesdienst zu gehen, und wir werden sehen, was für interessante Dinge wir besprechen können. Von morgen an. Hast du eine Nachricht für deinen Vater und deine Mutter, die ich überbringen soll? Ich treffe sie heute und bringe ihnen deinen Zopf!«

Ich war schlicht weg überwältigt. Wenn ein Junge in eine Lamaserie aufgenommen wurde, wurde ihm der Zopf abgeschnitten und sein Kopf geschoren. Der Zopf wurde den Eltern übersandt, meistens brachte ihn ein kleiner Akoluth, zum Zeichen dafür, dass ihr Sohn aufgenommen worden war. Nun wollte der Lama Mingyar Dondup meinen Zopf eigenhändig abliefern. Das bedeutete, dass er mich als seinen persönlichen Schützling, als seinen »geistigen Sohn« angenommen hatte. Er war ein sehr bedeutender, ein sehr kluger Mann, einer, der in ganz Tibet sehr guten Ruf genoss. Ich begriff, dass ich unter der Führung eines solchen Mannes nicht fehlschlagen konnte. An jenem Morgen war ich, als ich ins Klassenzimmer zurückkehrte, äußerst unaufmerksam. Meine Gedanken waren anderswo, und der Lehrer hatte genügend viel Zeit und reichlich Gelegenheit, mit der Bestrafung wenigstens eines kleinen Jungen zu vergnügen! Das schien mir alles sehr hart, die Strenge der Lehrer. Doch schließlich tröstete ich mich damit, dass das eben der Grund war, warum ich hier war, nämlich um zu lernen. Zu diesem Anlass war ich wiedergeboren, obwohl ich mich zu jenem Zeitpunkt nicht

daran erinnern konnte, was ich wohl wieder erlernen sollte. Wir glauben in Tibet fest an die Reinkarnation. Wir glauben, dass man, wenn man ein bestimmtes fortgeschrittenes Stadium der Entwicklung erreicht hat, wählen kann, ob man eine andere Ebene der Existenz aufsuchen oder zur Erde zurückkehren will, um noch mehr zu lernen oder anderen zu helfen. Es könnte sein, dass ein weiser Mann eine bestimmte Mission im Leben zu erfüllen hatte, jedoch starb, bevor er diese Aufgabe vollenden konnte. In diesem Fall, so glauben wir, kann er wiederkehren, um diese Aufgabe zu erfüllen, vorausgesetzt, das das Ergebnis für andere Menschen von Nutzen sein wird.

Sehr wenige Menschen konnten ihre Inkarnationen zurückverfolgen lassen; es mussten bestimmte Anzeichen vorhanden sein, und es erforderte einen sehr großen Kosten- und Zeitaufwand. Leute mit solchen Anzeichen, so wie auch ich, wurden „lebende Inkarnationen“ genannt. Sie wurden in ihrer Jugend so wie ich mit größter Strenge behandelt, doch sie waren, wenn sie älter wurden, hoch verehrt. Ich speziell sollte einer besonderen Behandlung unterzogen werden, um mein okkultes Wissen beschleunigt „eingetrichtert“ zu bekommen. Warum, wusste ich damals nicht!

Ein Hagel von Schlägen, der auf meine Schultern niederfiel, brachte mich mit einem heftigen Ruck in die Wirklichkeit des Klassenzimmers zurück: »Narr, Tölpel, Dummkopf! Sind die Dämonen des Geistes in deinen harten Schädel eingedrungen? Das ist mehr als ich tun könnte. Dein Glück, dass es jetzt Zeit für den Gottesdienst ist«. Mit dieser Bemerkung verabreichte mir der erzürnte Lehrer einen letzten herzhaften Schlag obendrein und verließ das Klassenzimmer. Der Junge neben mir sagte: »Vergiss nicht, heute Nachmittag sind wir an der Reihe, in den Küchen zu arbeiten. Hoffentlich finden wir Gelegenheit, unsere Tsampasäcke zu füllen.« Die Arbeit in den Küchen war anstrengend, die »regulär Diensthabenden« pflegten uns Schüler dort wie Sklaven zu

behandeln. Wir hatten danach keine Freistunde, um uns zu erholen. Zwei volle Stunden schwerer Arbeit, und dann ging es sofort wieder ab ins Klassenzimmer. Manchmal wurden wir in den Küchen länger zurückgehalten und kamen daher später zum Unterricht. Da erwartete uns dann ein wütender Lehrer und legte sich mit seinem Stock ins Zeug, ohne uns Gelegenheit zu geben, die Ursache unseres Zuspätkommens aufzuklären.

Mein erster Arbeitstag in den Küchen wäre beinahe mein letzter Tag gewesen. Langsam und mit Widerstreben schlenderten wir in einem Rudel durch die gepflasterten Gänge auf die Küchen zu. Bei der Tür erwartete uns ein zorniger Mönch: »Kommt her, ihr faulen, unnützen Kerle«, schrie er. »Die ersten zehn von euch gehen hier hinein und schüren das Feuer.« Ich war der zehnte. Wir stiegen noch eine Treppe tiefer. Die Hitze war bedrückend. Vor uns sahen wir ein rotes Licht, das Licht des heftigen Feuers. Riesige Stöße von Yakdünger waren daneben auf gehäuft, das Brennmaterial für die Öfen. »Nehmt die Eisenschaufeln und schürt auf Tod und Leben.« Ich war ein kleiner Siebenjähriger unter meinen Mitschülern, von denen keiner jünger war als siebzehn. Ich konnte die Schaufel kaum heben, und als ich mich bemühte, das Brennmaterial ins Feuer zu werfen, stürzte ich über die Füße des Mönchs. Mit einem Wutgeheul packte er mich an der Kehle, schwang mich herum und stolperte. Ich flog nach hinten. Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte mich, und es roch ekelhaft nach verbranntem Fleisch. Ich war auf das rotglühende Ende einer Eisenstange gefallen, die aus dem Ofen hervorragte. Mit einem lauten Schrei fiel ich zu Boden, mitten in die heiße Asche. Am Oberschenkel, beinahe am Hüftgelenk, hatte sich die glühende Stange ins Fleisch gebrannt, bis der Knochen sie aufhielt. Noch jetzt habe ich dort eine weiße Narbe, die mir manchmal Beschwerden macht. Anhand dieser Narbe konnten in späteren Jahren die Japaner meine Identität feststellen. Verwirrung herrschte. Von allen Seiten

kamen die Mönche herbeigelaufen. Ich lag immer noch in der heißen Asche, wurde jedoch bald aufgehoben. An vielen Stellen war meine Haut oberflächlich verbrannt, doch die Wunde am Bein war sehr ernst.

In Eile trug man mich zu einem Lama hinauf. Er war ein Medizin-Lama und machte sich daran, mein Bein zu retten. Die Stange war rostig, und als sie in das Fleisch eindrang, waren Rostteilchen darin zurückgeblieben. Er musste ringsherum alles prüfen und die Stücke herausholen, bis die Wunde rein war. Dann wurde eine Kompresse mit Kräuterpulver fest darüber gebunden. Den übrigen Körper betupfte er mit einer Kräuteressenz, die die Brandschmerzen sehr linderte. In meinem Bein hämmerte es unerträglich, ich war überzeugt, ich werde nie wieder gehen können. Als er fertig war, rief der Lama einen Mönch, der mich in ein kleines Seitenzimmer trug, wo ich auf Kissen gebettet wurde. Ein alter Mönch kam herein, setzte sich neben mich auf den Boden und begann Gebete über mir zu murmeln. Ich dachte im Stillen, es sei nett, für meine Gesundheit zu beten, nachdem der Unfall passiert war. Auch beschloss ich, ein gutes Leben zu führen, da ich nun am eigenen Leib erfuhr, wie es ist, wenn einen die Feuerteufel quälen. Ich dachte an ein Bild, das ich gesehen hatte, auf dem ein Teufel ein unglückliches Opfer an derselben Stelle stach, an der ich verbrannt war. Man könnte meinen, Mönche seien entsetzliche Leute, und gar nicht so, wie man sich sie vorstellte. Aber - „Mönche“ was bedeutet das? Wir verstehen unter diesem Ausdruck jeden Mann, der im Dienste einer Lamaserie steht. Nicht notwendigerweise eine religiöse Person. In Tibet kann beinahe jeder ein Mönch werden. Oft wird ein Junge »als Mönch in eine Lamaserie geschickt«, ohne dass ihm dabei überhaupt eine Wahl gelassen wird. Oder ein Mann kann plötzlich der Meinung sein, er habe lang genug Schafe gehütet und wolle nun ein sicheres Dach über dem Kopf haben, wenn die Temperatur auf vierzig Grad unter Null fällt. Er

wird Mönch, nicht aus einer religiösen Überzeugung heraus, sondern zu seinem eigenen leiblichen Nutzen. Die Lamaserien hatten »Mönche« als Diener, als Baumeister, Arbeiter oder Straßenkehrer. In anderen Teilen der Welt würde man sie »Diener« nennen, beziehungsweise »Baumeister« und so fort. Die meisten von ihnen hatten schwere Zeiten hinter sich; das Leben in vier- oder sechstausend Metern Höhe kann beschwerlich sein, und oft waren sie aus bloßer Gedankenlosigkeit oder Mangel an Einfühlungsvermögen so hart gegen uns Schüler. Für uns war der Ausdruck »Mönch« gleichbedeutend mit »Mann«. Die Mitglieder der Priesterschaft wurden ganz anders genannt. Ein Chela war ein junger Schüler, ein Novize oder Akoluth. Am nächsten kommt dem, was die meisten Leute unter »Mönch« verstehen, der Trappa. Die meisten in einer Lamaserie sind Trappas. Dann kommen wir zu dem am häufigsten falsch angewendeten Ausdruck Lama. Wenn die Trappas die nicht bevollmächtigten Soldaten sind, dann ist der Lama der bevollmächtigte Offizier. Nach der Art und Weise zu urteilen, in der die meisten Leute des Westens darüber sprechen und schreiben, müsste es mehr Offiziere geben als Mannschaft! Lamas sind Meister, Gurus, wie wir sie nennen. Der Lama Mingyar Dondup war im Begriff, mein Guru zu werden und ich sein Chela. Nach den Lamas kamen die Äbte. Nicht alle von ihnen leiteten eine Lamaserie, viele bekleideten Ämter in der höheren Verwaltung, oder sie reisten von Lamaserie zu Lamaserie. In manchen Fällen konnte ein besonderer Lama höhergestellt sein als ein Abt, es hing von der Art seiner Tätigkeit ab.

Junge Männer, die »lebende Inkarnationen« waren, so wie es von mir erwiesen war, konnten im Alter von vierzehn Jahren zu Äbten gemacht werden; es hing davon ab, ob sie die strengen Prüfungen bestanden. Diese Gruppen der Geistlichkeit waren genau und streng, doch sie waren nicht grausam; sie waren jederzeit gerecht. Ein

weiteres Beispiel für den Begriff »Mönch« gibt der Ausdruck »Polizei-Mönche«. Ihre einzige Aufgabe war es, Ordnung zu halten. Sie hatten mit den Zeremonien im Tempel nichts zu tun, sie mussten nur anwesend sein, um dafür zu sorgen, dass alles in Ordnung war. Die Polizei-Mönche waren oft grausam, und auch die Diener waren es, wie gesagt. Man kann einen Bischof nicht verurteilen, weil sein Gärtnerbursche sich schlecht beträgt! Noch auch kann man von einem Gärtnerburschen erwarten, dass er ein Heiliger ist, weil er bei einem Bischof in Diensten steht.

Wir hatten auch ein Gefängnis in der Lamaserie. Es war kein schöner Aufenthaltsort, doch die Charaktere der Leute, die hineingeschickt wurden, waren ebenso wenig schön. Ein einziges Mal machte ich Bekanntschaft mit ihm, als ich einen Gefangenen behandeln sollte, der krank geworden war. Ich war beinahe schon fertig ausgebildet und sollte die Lamaserie bald verlassen, da wurde ich in die Gefängniszelle gerufen. Draußen im Hinterhof stand eine Reihe von neunzig Zentimeter hohen kreisförmig gebauten Gemäuern. Ihre Steine waren so breit wie hoch. Darüber lagen Steinriegel, jeder so dick wie der Schenkel eines Mannes. Sie bedeckten eine kreisförmige Öffnung mit einem Durchmesser von ungefähr zwei Meter siebenzig. Vier Polizei-Mönche fassten den mittleren Riegel und schoben ihn beiseite. Einer beugte sich vor und zog ein Yakhaarseil herauf, an dessen Ende sich eine nicht sehr haltbar aussehende Schlinge befand. Ich sah sie wenig erbaut an; ihr sollte ich mich anvertrauen? »Nun, ehrwürdiger Medizin-Lama«, sagte der Mann, »wenn du hierher trittst und deinen Fuß hier hinein stellst, werde ich dich hinablassen.« Besorgt schickte ich mich darein. »Du wirst ein Licht brauchen, Herr«, sagte der Polizei-Mönch und reichte mir eine leuchtende Fackel, die aus einem mit Butter vollgesogenen Garn bestand. Meine Besorgnis nahm zu; ich musste mich am Seil festhalten, musste die Fackel halten und vermeiden,

dass ich mich selbst in Brand steckte oder mit ihrer Flamme das dünne Seil durchtrennte, das mich so unsicher trug. Doch ich glitt hinunter, acht oder neun Meter tief, hinunter zwischen Mauern, die von Wasser glänzten, hinunter auf den schmutzigen Steinboden. Beim Licht meiner Fackel erblickte ich einen elend aussehenden armen Wicht, der an der Mauer kauern dalag. Ein einziger Blick genügte, er hatte keine Aura um sich, also kein Leben mehr. Ich sprach ein Gebet für die Seele, die zwischen den Ebenen der Existenz wanderte, und schloss ihm die wild starrenden Augen. Dann rief ich, sie sollten mich hinaufziehen. Meine Aufgabe war beendet, nun würden die Leichen-Brecher einspringen. Ich erkundigte mich, was für ein Verbrechen er begangen habe, und erfuhr, er sei ein herumziehender Bettler gewesen, der in der Lamaserie um Obdach und Essen gebeten und dann in der Nacht einen Mönch um seiner wenigen Habseligkeiten willen getötet hatte. Er war auf der Flucht eingeholt und an den Schauplatz seines Verbrechens zurückgebracht worden.

Doch das alles ist eine kleine Abschweifung von dem Unfall bei meinem ersten Versuch, in den Küchen zu arbeiten. Die Wirkung der kühlenden Essenzen ließ nach, ich hatte das Gefühl, als würde meine Haut von meinem Körper weg gesengt werden. Das Hämmern in meinem Bein nahm zu, es war, als würde es explodieren; in meiner Fieberphantasie war die Wunde von einer brennenden Fackel ausgefüllt. Die Zeit zog sich dahin. Überall in der Lamaserie waren Geräusche zu hören, manche von ihnen kannte ich, manche nicht. Der Schmerz jagte in glühenden Stößen meinen Körper hoch. Ich lag auf dem Bauch, doch auch die Vorderseite meines Körpers war verbrannt, verbrannt von der heißen Asche. Da war ein leises Rascheln, jemand saß neben mir. Eine freundliche, mitfühlende Stimme, die Stimme des Lama Mingyar Dondup, sagte: »Kleiner Freund, es ist zu viel. Schlafe!« Gütige Finger strichen mein

Rückgrat entlang. Wieder und wieder, und dann wusste ich nichts mehr.

Eine bleiche Sonne schien mir in die Augen. Ich erwachte blinzeln, und als mein Bewusstsein zurückkehrte, dachte ich zuerst, jemand würde mich treten, und dass ich mich verschlafen hätte. Ich versuchte aufzuspringen, um zum Gottesdienst zu gehen, doch ich fiel aufgrund des heftigen Schmerzes zurück. Mein Bein! Eine beruhigende Stimme sagte: »Bleib liegen, Lobsang, heute ist ein Ruhetag für dich!« Steif drehte ich den Kopf herum und sah mit großem Erstaunen, dass ich im Zimmer des Lamas war und dass er neben mir saß. Er sah meinen Blick und lächelte. »Und warum die Verwunderung? Gehört es sich nicht, dass zwei Freunde beisammen sind, wenn einer von ihnen krank ist?« Ein wenig zaghaft antwortete ich: »Aber du bist ein hoher Lama und ich bin nur ein Junge.«

»Lobsang, wir sind in früheren Leben weit miteinander gewandert. Jetzt, in diesem Leben, noch kannst du dich nicht daran erinnern. Ich erinnere mich jedoch, und wir waren in unseren letzten Inkarnationen sehr tief miteinander verbunden. Nun aber musst du ruhen und wieder zu Kräften kommen. Wir werden dein Bein für dich retten, also mach dir keine Sorgen.«

Ich dachte an das Rad der Existenz, ich dachte an die Gebote in unseren buddhistischen Schriften:

Nie mangelt es dem großzügigen Mann an Wohlstand, während der Geizkragen keinen Tröster findet. Lasst den mächtigen Mann großmütig sein gegenüber den demütigen Bittstellern. Lasst ihn den langen Pfad seiner Leben zurück blicken. Denn der Reichtum rollt wie die Räder eines Wagens, er kommt heute zum Einen und morgen zum Anderen. Der Bettler von heute ist morgen ein Prinz, und der Prinz kann als Bettler zurückkehren.

Selbst damals war mir klar, dass der Lama, der jetzt mein spiritueller Führer war, ein wahrhaft guter Mensch war, einer, dem ich bis an die Grenzen meiner Kraft folgen würde. Offenbar wusste er sehr viel über mich, weit mehr als ich selbst wusste. Ich freute mich auf das Lernen mit ihm, und niemand sollte einen besseren Schüler haben. Ich konnte ganz deutlich fühlen, dass eine sehr starke Wesensverwandtschaft zwischen uns bestand, und ich wunderte mich über das Wirken des Schicksals, das mich in seine Obhut gebracht hatte. Ich wandte den Kopf, um durch das Fenster zu blicken. Man hatte meine Bettkissen auf einen Tisch gelegt, so dass ich hinaussehen konnte. Es war ein sehr sonderbares Gefühl, nicht auf dem Boden, sondern mehr als einen Meter über ihm in der Luft zu ruhen. In meiner kindlichen Phantasie verglich ich es mit einem Vogels, der sich zum Schlafen auf einem Baum nieder hockt! Doch es gab viel zu sehen. In weiter Ferne, über die Dächer unterhalb des Fensters hinweg, sah ich Lhasa weit ausgebreitet im Sonnenschein liegen. Kleine Häuser, die durch die Entfernung stark verkleinert schienen, erschienen in zarten Pastellfarben. Zwischen den grünen der grünen Grasflächen schlängelten sich die Gewässer des Kyi-Flusses durch das flache Tal. Die Berge in der Ferne waren purpurrot und trugen weiße Hauben aus leuchtendem Schnee. Die näher gelegenen Berghänge waren übersät von Lamaserien mit goldenen Dächern. Zur Linken bildete der Potala mit seiner riesigen Masse einen kleinen Berg. Ganz leicht rechts von uns lag ein Wäldchen, aus dem Tempel und Schulgebäude aufragten. Das war der Wohnsitz des Staats-Orakels von Tibet, einem sehr wichtigen Mannes, dessen einzige Lebensaufgabe darin bestand, die materielle Welt mit der immateriellen in Einklang zu bringen. Unten im Vorhof gingen Mönche aller Ordnungen hin und her. Manche von ihnen trugen dunkelbraune Gewänder, das waren die Arbeitermönche. Eine kleine Gruppe von Knaben trug weiß, Schüler-Mönche aus einer entfernteren Lamaserie. Auch Mönche von höherem Rang gingen

dort: die einen in blutroten, die anderen in purpurfarbenen Gewändern. Letztere trugen häufig goldene Stolen als Hinweis auf ihre Tätigkeit bei der höheren Verwaltungsbehörde. Einige von ihnen ritten auf Pferden oder Ponys. Die Laien ritten farbige Tiere, während die Priester nur auf Schimmeln ritten. Das alles lenkte mich von der unmittelbaren Gegenwart ab. Ich war jetzt mehr darum bekümmert, dass es mir besser ginge, ich wieder in der Lage sei mich umher zu bewegen.

Nach drei Tagen meinte man, es sei besser, wenn ich aufstünde und mich bewegte. Mein Bein war sehr steif und schmerzte abscheulich. Der ganze Bereich um die Wunde herum war entzündet, und sie eiterte stark wegen der Rostpartikelchen, die darin zurückgeblieben waren. Da ich nicht ohne Stütze gehen konnte, hatte man mir eine Krücke gemacht, und ich hüpfte mit ihr umher, und ähnelte irgendwie einem verletzten Vogel. An meinem Körper waren noch viele Brandmale und Blasen von der heißen Asche, doch alle zusammen schmerzten sie nicht so sehr wie mein Bein. Ich konnte nicht sitzen, ich musste auf der rechten Seite oder auf dem Bauch liegen. Selbstverständlich konnte ich nicht bei den Gottesdiensten oder am Schulunterricht teilnehmen, daher unterrichtete mich mein Lehrer, der Lama Mingyar Dondup, fast ganztags.

Er war sehr zufrieden mit der Menge an Lernstoff, den ich in den wenigen Jahren meines Lebens erworben hatte, und sagte: »Doch ein Teil davon ist dir unbewusst aus deiner letzten Inkarnation in Erinnerung geblieben.«

Das Leben in der Lamaserie



Zwei Wochen vergingen, die Brandwunden an meinem Körper verheilten zusehends. Mein Bein schmerzte noch, aber immerhin machte es Fortschritte. Ich fragte, ob ich den gewohnten Tagesablauf wieder aufnehmen durfte, weil ich mich wieder mehr bewegen wollte. Es wurde mir gestattet, und ich erhielt die Erlaubnis, so zu sitzen, wie es irgend ging, oder auf dem Bauch zu liegen. Die Tibetaner sitzen mit gekreuzten Beinen in einer Stellung, die wir den Lotossitz nennen, doch das war mir mit meinem kranken Bein vollkommen unmöglich.

Am ersten Nachmittag nach meiner Rückkehr hatten wir wieder Küchendienst. Mir fiel die Aufgabe zu, auf einer Schiefertafel zu verzeichnen, wie viele Säcke Gerste geröstet wurden. Die Gerste wurde auf einen glühend heißen Steinboden aufgeschüttet. Darunter war der Ofen, an dem ich mich verbrannt hatte. Die Gerste wurde gleichmäßig verteilt und die Tür verschlossen. Während dieser Teil röstete, gingen wir alle durch den Gang in einen anderen Raum, wo wir die Gerste mahlten, die bereits geröstet worden war. Dort befand

sich ein grobes, kegelförmiges Steinbecken, das an seiner breitesten Stelle einen Durchmesser von ungefähr zweieinhalb Metern hatte. Es war hohl, und seine Innenfläche hatte Kerben, in denen die Gerstenkörner hängen blieben. Ein großer, ebenso kegelförmiger Stein passte lose in das Becken. Den Stein durchquerte ein vom Alter mitgenommener Balken, der sein Gewicht stützte, und an dem kleinere Balken befestigt waren wie die Speichen eines Rades ohne Reifen. Die geröstete Gerste wurde in das Becken geschüttet, und Mönche und Schüler schoben mit aller Kraft an den Speichen, um den Stein in Gang zu bringen, der viele Tonnen schwer war. Sobald er sich einmal drehte, war es nicht mehr so arg; wir alle marschierten im Kreis herum und sangen Lieder. Hier durfte ich singen, ohne getadelt zu werden! Den unglückseligen Stein in Bewegung zu setzen, war fürchterlich. Alle mussten fest zupacken, bis er sich zu bewegen begann. Dann, wenn er einmal in Gang, war, mussten wir sehr darauf achten, dass er nicht stehen blieb. Neue Mengen von gerösteter Gerste wurden hineingeschüttet, während die zerkleinerten Körner unten aus dem Becken herausfielen. Die ganze gemahlene Gerste wurde weggebracht, auf heißen Steinen ausgebreitet und noch ein zweites Mal geröstet. Das war das Mehl für Tsampa. Jeder von uns Jungen trug einen Wochenvorrat von Tsampa bei sich, genauer gesagt, wir trugen die gemahlene, geröstete Gerste mit uns. Während der Mahlzeiten schütteten wir ein wenig davon aus unseren Ledersäckchen in unsere Schalen. Wir gossen gebutterten Tee dazu, rührten es mit den Fingern an, bis die Masse teigartig war, und aßen sie dann.

Am nächsten Tag halfen wir dabei den Tee zuzubereiten. Wir gingen in einen anderen Teil der Küchen, dort stand ein Kessel, der ungefähr fünfhundert-achtundsechzig Liter fasste. Er war mit Sand gescheuert worden und glänzte jetzt wie neues Metall. Am Vormittag hatte man ihn zur Hälfte mit Wasser gefüllt, das nun kochte und

dampfte. Wir mussten Teeziegel holen und sie zerdrücken. Solche Ziegel waren ungefähr sieben bis acht Kilo schwer, sie wurden aus China und Indien über die Gebirgspässe nach Lhasa gebracht. Die zerdrückten Stücke wurden in das kochende Wasser geworfen. Ein Mönch gab einen großen Klumpen Salz dazu und ein anderer eine bestimmte Menge an Soda. Sobald alles wieder kochte, wurden etliche Schaufeln geklärter Butter dazugegeben, und das Ganze musste viele Stunden lang kochen. Diese Mischung hatte einen hohen Nährwert und ergab zusammen mit Tsampa eine vollwertige Nahrung. Der Tee wurde immer heiß gehalten, und wenn ein Kessel aufgebraucht war, wurde ein anderer gefüllt und zubereitet. Die unangenehmste Arbeit bei der Bereitung des Tees war das Schüren des Feuers. Der Yakdünger, den wir anstatt Holz als Brennmaterial verwendeten, wurde in Form von Platten getrocknet, und es gab unerschöpfliche Vorräte davon. Wenn man ihn ins Feuer warf, stiegen Wolken von übelriechendem, beißendem Rauch auf. Alles in der Nähe des Rauches wurde nach und nach geschwärzt. Holzgegenstände sahen schließlich aus wie Ebenholz, und Gesichter, die ihm lang ausgesetzt waren, bekamen vom Rauch verschmutzte Poren.

Wir mussten bei diesen niederen Arbeiten helfen, nicht weil zu wenig Arbeitskräfte dagewesen wären, sondern damit es keine großen Klassenunterschiede gäbe. Wir sagen, der einzige Feind ist der Mann, den man nicht kennt; arbeite neben einem Mann, sprich mit ihm, lerne ihn kennen, und er hört auf, ein Feind zu sein. In Tibet entäußern sich die Menschen, die einen hohen Rang bekleiden, an einem Tag im Jahre ihrer Macht, da darf jeder Untergebene offen sagen, was er denkt. Wenn ein Abt während eines Jahres hart war, wird es ihm gesagt, und wenn die Kritik gerecht ist, darf nichts gegen den Untergebenen unternommen werden. Dieses System bewährt sich gut und wird selten ausgenutzt. Es stellt ein Mittel der

Gerechtigkeit gegenüber den Mächtigen dar und gibt den niederen Ständen das Gefühl, dass sie ein Wort mitzureden haben.

Während der Schulstunden mussten wir sehr viel lernen. Wir saßen in Reihen auf dem Boden. Wenn der Lehrer etwas vortrug oder an seine Wand-Tafel schrieb, stand er uns gegenüber. Doch wenn wir an unseren Aufgaben arbeiteten, lief er hinter uns auf und ab und wir mussten die ganze über hart arbeiten, weil wir nicht wussten, wen von uns er gerade beobachtete! Er hatte einen sehr kräftigen Stock und zögerte nicht ihn an welcher Körperstelle, die sich auch immer in seiner unmittelbaren Nähe befand, anzuwenden, ob es nun die Schultern, die Arme, der Rücken oder der Allerwerteste war. Es war den Lehrern einerlei, eine Stelle war genauso gut wie jede andere.

Wir beschäftigten uns viel mit Mathematik, da sie ein wesentlicher Bestandteil der astrologischen Studien war. Unsere Astrologie war keine aufs Geratewohl getane Angelegenheit, sondern nach wissenschaftlichen Grundsätzen errechnet. Mir wurde eine Menge Astrologie eingetrichtert, weil sie für die ärztliche Tätigkeit wichtig war. Es ist besser, einen Patienten nach seinem astrologischen Typus zu behandeln, als ihm wahllos irgend etwas zu verschreiben, in der Hoffnung, dass es wirkt, da es schon einmal einen anderen Menschen geheilt hat. An der Wand hingen große astrologische Karten und andere mit den Abbildungen verschiedener Kräuter. Diese letzteren wurden allwöchentlich ausgetauscht, und man erwartete von uns eine völlige Vertrautheit mit dem Aussehen all der Pflanzen. Später wurden wir auf Exkursionen mitgenommen, um solche Kräuter zu sammeln und zu verarbeiten, doch wir durften erst mitgehen, wenn wir uns gründliche Kenntnisse erworben hatten und man sich darauf verlassen konnte, dass wir die richtigen Sorten pflückten. Diese »Kräutersammel«-Expeditionen, die im Herbst

stattfanden, waren eine sehr beliebte Erholung von der strengen Routine in der Lamaserie.

Mitunter dauerte so ein Ausflug drei Monate und führte uns ins Hochgebirge, in von Eis umschlossene Gebiete, sechstausend bis siebentausend-fünfhundert Meter über dem Meeresspiegel, wo die weiten Eisflächen von grünen Tälern unterbrochen wurden, die durch heiße Thermalquellen erwärmt wurden. Hier erlebte man, was vielleicht nirgends in der Welt seinesgleichen fand. Auf einer Strecke von fünfzig Metern konnte die Temperatur von vierzig Grad unter Null bis auf über 38 Grad Celsius steigen. Diese Gegend war völlig unerforscht, nur wenige von uns Mönchen kannten sie.

Unsere religiöse Ausbildung war sehr intensiv; jeden Morgen mussten wir die Gesetze und Schritte des Mittleren Weges aufsagen. Diese Gesetze lauteten:

1. Hab Vertrauen in die Führer der Lamaserie und des Landes.
2. Komme den religiösen Ordensregeln nach und lerne fleißig.
3. Ehre Deine Eltern.
4. Achte die Rechtschaffenen.
5. Ehre die Älteren und die Hochwohlgeborenen.
6. Hilf deinem Land.
7. Sei ehrlich und wahrheitsliebend in allen Dingen.
8. Schenke Freunden und Verwandten Beachtung.
9. Mache einen weisen Gebrauch von Nahrungsmitteln und Besitz.
10. Folge dem Beispiel der Guten.
11. Sei dankbar und vergelte Gutes mit Gutem.
12. Halte in allen Dingen das richtige Maß.
13. Sei frei von Eifersucht und Neid.
14. Nimm Abstand von skandalösen Ereignissen.
15. Sei freundlich in Wort und Tat und füge niemandem Unrecht zu.
16. Ertrage Kummer und Schmerz mit Geduld und Demut.

Man sagte uns fortwährend, dass wenn ein jeder diesen Geboten gehorchte, es keinen Streit und keine Disharmonie gäbe.

Unsere Lamaserie war bekannt wegen ihre Strenge und die harte Schulung. Viele Mönche aus anderen Lamaserien kamen zu uns, und verließen uns, auf der Suche nach milderer Lebensbedingungen, schon bald wieder. Wir schauten auf sie herab und hielten sie für Versager, während wir uns selbst für die Elite hielten. In vielen anderen Lamaserien gab es keine Nachtgottesdienste; die Mönche legten sich bei Einbruch der Dunkelheit nieder und schliefen bis zum Morgengrauen. Uns schienen sie verweichlicht und untüchtig, und obwohl wir im Stillen murrten, hätten wir noch mehr gemurrt, wenn man unseren Zeitplan geändert und uns auf den leistungsschwachen Stand der anderen angeglichen hätte. Das erste Jahr war besonders hart. Dann kam die Zeit, in der die Taugenichtse ausgeschieden wurden. Nur die Stärksten konnten die Ausflüge ins gefrorene Hochgebirge, auf der Suche nach Kräutern, überleben und wir vom Chakpori waren die einzigen Männer, die dort hingingen. In weiser Voraussicht beschlossen unsere Führer die Ungeeigneten auszuschließen, bevor sie andere in irgendeiner Weise gefährden konnten. Während des ersten Jahres hatten wir beinahe keine Entspannung, keine Vergnügungen und Spiele. Lernen und Arbeit füllten jeden wachen Augenblick aus. Eines der Dinge für die ich noch heute dankbar bin, ist die Art wie uns beigebracht wurde, uns den Lernstoff einzuprägen. Die meisten Tibetaner haben ein gutes Gedächtnis, doch wir, die wir zu Medizin-Mönchen ausgebildet wurden, mussten die Namen und die genaue Beschreibung einer großen Anzahl von Pflanzen kennen und auch wissen, wie man sie mischen und verwenden konnte. Wir mussten die Astrologie sehr gut kennen und die Texte aller unserer heiligen Bücher auswendig aufsagen können.

Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich eine Methode zur Schulung des Gedächtnisses heraus entwickelt. Wir stellten uns vor, wir befänden uns in einem Raum, an dessen Wänden Reihen und Aberreihen von Schubladen aneinandergereiht waren. Jede Schublade war mit einem Etikett versehen, dass wir von unserem Standpunkt aus bequem lesen konnten. Jede Sache, die wir lernten, musste eingeordnet werden und es wurde uns beigebracht uns vorzustellen, wie wir die entsprechende Schublade öffneten und die Sache hinein legten. Wir mussten ganz genau visualisieren, während wir es taten; wir mussten die „Sache“ visualisieren und die genaue Lage der „Schublade“. Mit etwas Übung, war es erstaunlich einfach, in Gedanken, den Raum zu betreten, die richtige Schublade zu öffnen, und die gewünschte Sache und alle damit zusammenhängenden Fakten herauszuziehen. Unsere Lehrer verwendeten große Mühe darauf, unser für uns so notwendiges Gedächtnis zu schulen. Sie stellten uns plötzlich unerwartete Fragen, nur um unser Gedächtnis zu prüfen. Diese Fragen standen in gar keinem Zusammenhang miteinander, so dass sich unsere Gedanken umstellen mussten, ohne einfach einem Ansatz folgen zu können. Oft fragte man uns nach unbekanntem Seiten der Heiligen Bücher und dazwischen wieder nach Pflanzen. Die Strafen für Vergesslichkeit waren äußerst streng; Vergessen war ein unverzeihliches Verbrechen und wurde mit harten Schlägen bestraft. Es wurde uns nicht viel Zeit zum Nachdenken gelassen. Der Lehrer sagte zum Beispiel: »Du, Junge, ich will die fünfte Zeile auf der achtzehnten Seite im siebenten Buch des Kan-gyur hören, öffne das Fach, nun, wie lautet sie?« Obwohl wir für die Antwort ungefähr zehn Sekunden hatten, war es besser nicht zu antworten, wenn man die genaue Antwort nicht kannte, denn auch ein noch so geringfügiger Fehler hätte eine noch härtere Bestrafung bedeutet. Doch es ist ein gutes System und schult das Gedächtnis. Wir konnten Bücher nicht herumtragen. Unsere Bücher waren im allgemeinen circa einen Meter breit und ungefähr

fünfundvierzig Zentimeter hoch. Es waren lose, ungebundene Papierblätter, die von zwei Holzdeckeln zusammengehalten wurden. Ohne Zweifel wusste ich in späteren Jahren der ungeheure Wert eines guten Gedächtnisses zu schätzen. Während der ersten zwölf Monate war es uns nicht gestattet, die Gründe der Lamaserie zu verlassen. Wer es tat, durfte nicht zurückkehren. Das war eine nur auf Chakpori eingeführte Vorschrift, weil die Disziplin dort so streng war und man fürchtete, wir würden nicht zurückkehren, wenn man uns hinausließ. Ich gebe zu, dass ich »davon gerannt« wäre, hätte ich einen Ort gehabt, wohin ich hätte hinrennen können. Nach dem ersten Jahr hatten wir uns eingewöhnt. Im ersten Jahr durften wir kein einziges Spiel spielen, wir wurden die ganze Zeit hindurch streng zur Arbeit angehalten; das hatte zur Folge, dass jene Schüler ausschieden, die zu schwach und nicht fähig waren, den Anstrengungen standzuhalten. Nach diesen ersten schweren Monaten meinten wir beinahe vergessen zu haben, wie man spielt. Unsere sportlichen Übungen waren dazu gedacht, uns zu stärken und uns im späteren Leben von praktischem Nutzen zu sein. Ich liebte es immer noch sehr, auf Stelzen zu gehen, und nun konnte ich dieser Tätigkeit etwas Zeit widmen. Zunächst waren unsere Stelzen so lang, dass sie unsere Füße um unsere ganze eigene Körperlänge vom Boden erhob. Als wir gewandter wurden, verwendeten wir noch längere, meist über drei Meter lange Stelzen. Auf ihnen stolzierten wir durch die Höfe, guckten in die Fenster und machten uns auch sonst unangenehm bemerkbar. Wir verwendeten keine Stange, um uns im Gleichgewicht zu halten; wenn wir an einer Stelle stehenbleiben wollten, traten wir von einem Fuß auf den anderen, als wollten wir die Zeit messen. Das ermöglichte uns das Gleichgewicht und die Position zu halten. Wir liefen nicht Gefahr hinunterzufallen, wenn wir gut achtgaben. Sogar Schlachten schlugen wir auf Stelzen. Wir bildeten zwei Mannschaften, meistens zehn auf einer Seite, stellten uns ungefähr dreißig Meter voneinander in einer Linie auf und stürmten

dann auf ein gegebenes Zeichen mit einem wilden Geschrei aufeinander los, was die Dämonen des Himmels in Furcht versetzen sollte. Ich war, wie gesagt, in einer Klasse von Jungen, die viel älter und größer waren als ich. Das hatte bei Kämpfen auf Stelzen einen Vorteil für mich. Die andern kamen nur schwerfällig voran, während ich zwischen ihnen durchflitzte, hier eine Stelze wegzog und dort eine fortstieß und so die Reiter zu Fall brachte. Zu Pferd war ich nicht so geschickt, doch wenn ich auf mich selbst angewiesen war, machte ich mein Ding.

Wir Jungen verwendeten die Stelzen auch zum Überqueren von Flüssen. Mit einiger Vorsicht konnten wir sie durchwaten und uns einen langen Umweg bis zur nächsten Furt ersparen. Einmal, erinnere ich mich, ging ich auf ungefähr zwei Meter langen Stelzen spazieren. Ich kam zu einem Fluss und wollte ihn überqueren. Er war sofort vom Ufer an tief, ohne sanftere Böschung. Ich setzte mich am Ufer nieder und senkte meine gestelzten Beine ins Wasser. Es reichte mir bis an die Knie, und in der Mitte des Flusses stieg es bis über meine Hüften. In dem Augenblick hörte ich schnelle Schritte. Ein Mann kam eilig den Pfad entlang, er warf nur einen kurzen Blick auf den kleinen Jungen im Fluss, und als er sah, dass mir das Wasser nur bis über die Hüften ging, dachte er offenbar: »Aha, hier ist eine seichte Stelle.« Ich hörte ein plötzliches Platschen, und der Mann war verschwunden. Dann bildete sich ein Wirbel im Wasser, sein Kopf tauchte über der Oberfläche auf, seine Hände fassten am Ufer Halt, und er zog sich ans Land. Er schimpfte entsetzlich, seine Drohungen, was er mir alles antun werde, ließen mein Blut beinahe gerinnen. Ich beeilte mich, das andere Ufer zu erreichen, und als auch ich an Land kam, lief ich, glaube ich, so schnell, wie noch nie zuvor auf meinen Stelzen.. Eine Gefahr beim Stelzengehen war der Wind, der in Tibet scheinbar immer bläst. Wir spielten zum Beispiel in einem Hof, vergaßen in der Aufregung des Spiels den Wind und

überschritten die geschützte Zone hinter der Mauer. Ein Windstoß bauschte unsere Gewänder auf, und wir stürzten, in einem Gewirr von Armen, Beinen und Stelzen, zu Boden. Doch geschahen jedoch kaum Unfälle. Beim Judo hatten wir gelernt, wie man fällt, ohne uns zu verletzen. Oft hatten wir Beulen und geschundene Knie, aber solche Kleinigkeiten beachteten wir nicht. Natürlich waren einige darunter, die beinahe über ihren eigenen Schatten stolperten, manche ungeschickte Jungen erlernten es nie, den Sturz zu parieren, und sie trugen manchmal gebrochene Arme oder Beine davon.

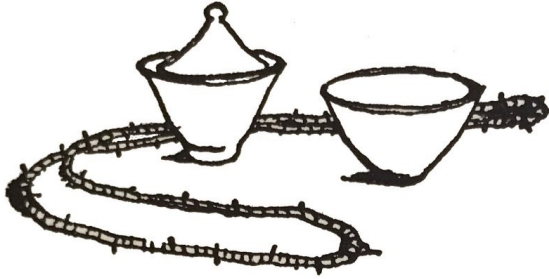
Da war ein Junge, der auf den Stelzen einen Purzelbaum zwischen den Schäften schlagen konnte. Er schien sich an den Enden der Stelzen zu halten, die Füße von den Rasten zu ziehen und sich in einem vollkommenen Salto zu überschlagen. Seine Füße flogen in die Höhe, standen genau über dem Kopf, senkten sich, und fanden die Rasten jedes Mal wieder. Er machte es wieder und wieder, beinahe ohne je eine Rast zu verfehlen oder den Rhythmus seines Ganges zu unterbrechen. Ich konnte auf Stelzen springen, doch als ich es zum ersten Mal versuchte, landete ich mit so großer Wucht, dass die beiden Rasten abbrachen und ich den Boden nur allzu schnell erreichte. Später sah ich zu, dass die Rasten gut an den Stelzen befestigt waren.

Kurz vor meinem achten Geburtstag teilte mir der Lama Mingyar Dondup mit, die Astrologen hätten vorausgesagt, dass der auf meinen Geburtstag folgende Tag ein günstiger Zeitpunkt wäre, um »das Dritte Auge zu öffnen«. Das regte mich keineswegs auf, ich wusste, er würde dabei anwesend sein, und ich hatte großes Vertrauen zu ihm. Er hatte mir oft gesagt, wenn mein Drittes Auge offen sei, würde ich die Menschen so sehen können, wie sie sind. Für uns war der Körper eine bloße Hülle, belebt durch das größere Selbst, das Höhere Selbst, das die Führung übernimmt, wenn man schläft oder dieses Leben verlässt. Wir glauben, dass der Mensch in

diesen schwachen physischen Körper gelangt, um zu lernen und sich höher zu entwickeln. Während des Schlafes kehrt er zu einer anderen Ebene der Existenz zurück. Wenn er sich zur Ruhe legt, befreit sich der Geist vom physischen Körper und entschwebt sobald der Schlaf eintritt. Der Geist bleibt mit dem physischen Körper durch ein »Silber-Band« verbunden, das bis zum Augenblick des Todes vorhanden ist. Die Träume, die man erlebt, sind auf der geistigen Ebene des Schlafes gemachte Erfahrungen. Wenn der Geist in den Körper zurückkehrt, verzerrt die Erschütterung des Erwachens die Traumerinnerung, es sei denn, man wurde einer besonderen Ausbildung unterzogen, und daher kann einem der „Traum“ im wachen Zustand ungeheuer unwahrscheinlich vorkommen. Doch darüber will ich später mehr sagen, wenn ich über meine eigenen Erfahrungen in dieser Hinsicht berichte.

Die Aura, die den Körper umgibt, und die zu sehen jeder unter den entsprechenden Bedingungen erlernen kann, ist eine bloße Reflektierung der im Innern brennenden Lebenskraft. Wir glauben, dass diese Kraft elektrisch ist, so wie der Blitz. Heute können die Wissenschaftler des Westens die »elektrischen Gehirnwellen« messen und aufzeichnen. Leute, die über solche Dinge spotten, sollten sich das in Erinnerung rufen und sie sollten sich auch an den Strahlenkranz, die „Korona“, der Sonne erinnern. Ihre Flammen ragen Millionen von Kilometer von der ihrer Oberfläche hinaus. Im allgemeinen können die Menschen diese Korona nicht sehen, doch in Zeiten einer totalen Sonnenfinsternis ist sie für jeden der Lust hat sie zu betrachten, sichtbar. Es ist bedeutungslos, ob es die Leute glauben oder nicht. Unglaube wird die Korona der Sonne nicht auslöschen. Sie ist immer noch da. Ebenso ist es mit der menschlichen Aura. Und eben diese Aura zu sehen, sollte mir unter anderem nach der Öffnung des Dritten Auges möglich werden.

Die Öffnung des Dritten Auges



Mein Geburtstag war da, ich hatte an dem Tag frei und brauchte weder am Unterricht noch an den Gottesdiensten teilzunehmen. Der Lama Mingyar Dondup sagte am frühen Morgen: »Genieße den Tag, Lobsang, wir werden bei Einbruch der Dunkelheit zu dir kommen.« Es war sehr angenehm auf dem Rücken zu liegen und im Sonnenlicht zu faulenz. Ein wenig unter mir sah ich den Potala mit seinen schimmernden Dächern. Hinter mir, erweckte das blaue Gewässer des Norbu Linga, dem Juwel-Park, meine Sehnsucht in einem Fellboot dahinzutreiben. Im Süden konnte ich eine Gruppe von Händlern sehen, die die Kyi Chu Fähre kreuzten. Der Tag verging zu schnell.

Mit dem Erlöschen des Tages kam der Abend heran, ich ging in den kleinen Raum, wo ich bleiben sollte. Draußen hörte ich das leise Geräusch von weichen Filzstiefeln auf dem Steinboden draußen. Drei Lamas von hohem Rang betraten den Raum. Sie legten einen Kräuterumschlag um meinen Kopf und banden ihn fest. Später am Abend kehrten die drei zurück, einer von ihnen war der Lama Mingyar Dondup. Vorsichtig wurde der Umschlag entfernt und

meine Stirn gereinigt und getrocknet. Ein kräftig aussehender Lama nahm hinter mir Platz, er legte meinen Kopf zwischen seine Knie. Der zweite Lama öffnete ein Kästchen und nahm daraus ein Instrument aus glänzendem Stahl. Es glich einem Spitzbohrer, nur war sein Schaft nicht rund, sondern er hatte die Form eines »U« und anstatt einer Spitze hatte es kleine Zähne rings um den Rand des »U«. Eine Weile sah der Lama das Instrument an, dann zog er es durch die Flamme einer Lampe, um es zu sterilisieren. Der Lama Mingyar Dondup nahm meine Hände und sagte: »Es tut sehr weh, Lobsang, und es kann nur gemacht werden, während du bei vollem Bewusstsein bist. Es wird nicht sehr lange dauern, versuche also, so still zu halten wie möglich.« Ich sah nun verschiedene Instrumente, die sie vorbereitet hatten, und eine Reihe von Kräuteressenzen, und ich dachte im stillen, »nur Mut, Lobsang, mein Junge, sie werden auf die eine oder andere Weise mit dir fertig werden, und du kannst nichts dabei tun außer stillhalten!«

Der Lama mit dem Instrument sah die andern an und sagte: »Sei ihr alle bereit? Lasst uns jetzt beginnen, die Sonne ist eben untergegangen.« Er presste das Instrument gegen die Mitte meiner Stirn und drehte den Griff. Einen Augenblick lang hatte ich das Gefühl, als stäche mich jemand mit Dornen. Die Zeit schien stillzustehen. Es war kein besonderer Schmerz, als er in die Haut und das Fleisch eindrang, doch ich fühlte einen kleinen Schock, als sein Ende den Knochen traf. Der Lama drückte stärker, indem er das Instrument ein wenig hin und her wiegte, so dass sich die kleinen Zähne in das Stirnbein gruben. Der Schmerz war nicht stechend, es war ein Druck und ein dumpfes Schmerzgefühl. Ich rührte mich nicht, der Lama Mingyar Dondup sah zu, und ich wäre lieber gestorben als mich zu bewegen oder zu schreien. Er setzte Vertrauen in mich, so wie ich in ihn, und ich wusste, dass alles, was er tat oder sagte, richtig war. Er stand ganz nahe und beobachtete mit scharf

gespannten Mundwinkeln. Plötzlich gab es einen kleinen „Knacks“ und das Instrument durchdrang den Knochen. Augenblicklich hielt der sehr behutsame Operateur inne. Er hielt den Griff des Instrumentes fest, während ihm der Lama Mingyar Dondup einen sehr harten, sehr reinen Holzsplitter reichte, der mit Feuer und Kräutern behandelt und dadurch so hart geworden war wie Stahl. Dieser Splitter wurde in die „U-förmigen“ Schaft des Instrumentes gefügt und vorgeschoben, so, dass es gerade in das Loch in meinem Kopf glitt. Der operierende Lama trat ein wenig zur Seite, damit auch der Lama Mingyar Dondup vor mir stehen konnte. Er nickte, worauf der Operateur den Splitter mit unendlicher Vorsicht weiter und weiter vorschob. Plötzlich spürte ich, offenbar in der Nasenwurzel, einen stechenden und kitzelndes Gefühl. Es ließ nach, und ich nahm einen zarten Duft wahr, den ich nicht identifizieren konnte. Auch das ging vorüber und wurde von einem Gefühl abgelöst, als würde ich gegen einen nachgiebigen Schleier stoßen oder gegen ihn gestoßen werden. Plötzlich war da ein blendender Blitz, und im selben Moment sagte der Lama Mingyar Dondup: »Halt!« Einen Augenblick lang war der Schmerz sehr heftig, wie eine glühend weiße Flamme. Er nahm ab, erlosch, und wurde von farbigen Spiralen abgelöst und von kleinen, weißglühenden Rauchkugeln. Das Metallinstrument wurde vorsichtig entfernt. Der Holzsplitter blieb zurück, es sollte zwei oder drei Wochen lang an seinem Platz bleiben, und bis zu seiner Entfernung musste ich mich in diesem beinahe völlig dunklen kleinen Raum aufhalten. Niemand, außer dieser drei Lamas, würden mich besuchen kommen, und würden mich Tag für Tag mit meiner Ausbildung fortfahren. Bis zur Entfernung des Splitters durfte ich nur das Allernotwendigste essen und trinken. Als der hervorstehende Splitter so festgebunden war, dass es sich nicht bewegen konnte, wandte sich der Lama Mingyar Dondup zu mir und sagte: »Du bist jetzt einer von uns, Lobsang. Für den Rest deines Lebens wirst du die Menschen so sehen, wie sie sind, und nicht wie sie zu sein

vorgeben.« Es war eine sehr eigenartige Erfahrung, diese drei Männer allem Anschein nach in goldene Flammen gehüllt zu sehen. Erst später begriff ich, dass ihre Aura, aufgrund des reinen Lebens, das sie führten, golden war, und dass die meisten Menschen allerdings ganz anders aussahen. Als mein neuer Sinn sich unter der geschickten Fürsorge der Lamas entwickelte, beobachtete ich, dass es auch andere Ausstrahlungen gab, die sich über die innerste Aura hinaus ausweiteten. Später lernte ich den Gesundheitszustand eines Menschen an der Farbe und Intensität seiner Aura erkennen. Ich war auch in der Lage, anhand der Art wie seine Aura fluktuierte, zu erkennen, ob er die Wahrheit sagte oder nicht. Jedoch war nicht nur der menschliche Körper Gegenstand meiner Hellsichtigkeit; mir wurde ein Kristall gegeben, den ich heute noch besitze, und ich erwarb mit viel Fertigkeit in seinem Gebrauch. Kristalle haben absolut nichts Magisches an sich. Sie sind bloße Instrumente. Genauso wie ein Mikroskop oder ein Fernrohr, unter der Anwendung natürlicher Gesetze, normalerweise unsichtbare Gegenstände sichtbar machen kann, so kann es auch eine Kristallkugel. Sie dient dem Dritten Auge nur als Brennpunkt, mit dessen Hilfe man in das Unterbewusstsein jedes Menschen eindringen und die dort in der Erinnerung festgehaltenen Fakten abrufen kann. Der Kristall muss dem individuellen Benutzer angepasst sein. Manche Leute arbeiten am besten mit einem Bergkristall, andere ziehen eine Glaskugel vor. Noch andere nehmen eine Schale mit Wasser oder nur eine reine schwarze Scheibe. Unabhängig davon, welche Methode sie verwenden, die daran beteiligten Prinzipien sind die selben.

In der ersten Woche blieb mein Zimmer beinahe vollkommen dunkel. In der Woche darauf durfte ein kleiner Lichtschimmer hereinfallen, der zum Ende der Woche hin etwas größer wurde. Am siebzehnten Tag war er wieder voll erleuchtet, und alle drei Lamas

kamen miteinander, um den Splitter zu entfernen. Das ging sehr einfach. Am Abend vorher war meine Stirn mit einer Kräuteressenz bestrichen worden. Am Morgen kehrten die Lamas zurück, und wie beim ersten Mal nahm einer von ihnen meinen Kopf zwischen seine Knie. Der Operateur erfasste das hervorstehende Ende des Holzstückes mit einem Instrument - ein plötzlicher scharfer Ruck und das war schon alles. Der Splitter war draußen. Der Lama Mingyar Dondup legte einen Umschlag mit Kräutern über den sehr kleinen Fleck, der zurückgeblieben war, und zeigte mir den Holzsplitter. Er war, während er in meinem Kopf steckte, so schwarz geworden wie Ebenholz. Der Lama, der mich operiert hatte, ging zu einer kleinen Brennschale und legte das Holz, zusammen mit ein paar verschiedenen Weihrauchsorten hinein. Als ihr Rauch sich vermischte und zur Decke aufstieg, war die erste Stufe meiner Einweihung abgeschlossen. In jener Nacht wirbelte mir der Kopf beim Einschlafen; wie würde Tzu jetzt, wo ich anders sah, aussehen? Mein Vater, meine Mutter, wie würden sie mir erscheinen? Doch auf solche Fragen gab es noch keine Antwort.

Am Morgen kamen die Lamas wieder und untersuchten mich sorgfältig. Sie sagten, ich könne nun zu den andern zurückkehren, sagten mir aber, dass ich die Hälfte meiner Zeit mit dem Lama Mingyar Dondup verbringen würde, der mich unter Anwendung intensiver Methoden unterrichten würde. Während der anderen Hälfte meiner Zeit sollte ich den Gottesdiensten und dem Unterricht im Klassenzimmer beiwohnen, nicht so sehr aus erzieherischen Gründen, sondern um mir durch diese Mischung zu einem ausgeglichenen Charakter zu verhelfen.

Etwas später sollte ich auch auf hypnotischem Weg unterrichtet werden. Im Augenblick allerdings galt mein Hauptinteresse dem Essen. Während der vergangenen achtzehn Tage war ich auf sehr schmale Kost gesetzt gewesen, nun gedachte ich dies wieder gut zu

machen. Von diesem Gedanken erfüllt, lief ich zur Tür hinaus. Da kam eine Gestalt auf mich zu, verhüllt von blauem Rauch, aus der wütend grellrote Flecke hervorblitzten. Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus und stürzte ins Zimmer zurück. Die andern schauten auf, als ich mich so erschrocken gebärdete. »Da draußen auf dem Gang brennt ein Mann«, sagte ich. Der Lama Mingyar Dondup eilte hinaus und kehrte lächelnd zurück. »Lobsang, das ist ein erzürnter Putzmann. Seine Aura ist rauchgrau, da er noch unentwickelt ist, und in den roten Flecken zeigen sich seine Wutausbrüche. Nun kannst du wieder gehen, um dir das Essen zu holen, nach dem dich so verlangt.«

Es war spannend, den Jungen zu begegnen, die ich so gut kannte und doch gar nicht gekannt hatte. Jetzt brauchte ich sie nur anzusehen, um ihre wahren Gedanken zu erkennen, die echte Zuneigung, die mir manche entgegenbrachten, die Eifersucht einiger und die Gleichgültigkeit anderer. Doch es war nicht so, dass ich einfach Farben sah und alles wusste; ich musste in der Deutung dieser Farben unterwiesen werden. Mein Mentor und ich saßen in einer versteckten Nische neben dem Eingangstor, von der aus wir die Leute beobachten konnten, die eintraten. Der Lama Mingyar Dondup sagte dann wohl: »Lobsang, siehst du bei dem, der da kommt, den Farbfaden über dem Herzen schwingen? Die Schattierung und das Schwingen bedeuten, dass er lungenkrank ist«, oder er sagte vielleicht, über einen sich nähernden Händler: »Sieh dir den mal an, beachte die wechselnden Bänder und die dazwischen pulsierenden Farbflecken. Unser Bruder vom Handel denkt, dass es ihm gelingen könnte, die dummen Mönche hinters Licht zu führen, Lobsang, er erinnert sich, dass es ihm schon einmal gelungen ist. Wie erniedrigen sich die Menschen um des Geldes willen!« Als ein alter Mönch des Weges kam, sagte der Lama: »Den sieh dir aufmerksam an, Lobsang. Hier haben wir einen wahrhaft heiligen Mann, aber er nimmt alles

sehr wörtlich, was in unsern Schriften steht. Kannst du diese Verfärbungen im Gelb seines Heiligenscheins erkennen? Sie zeigen an, dass er noch nicht weit genug fortgeschritten ist, um selbständig zu urteilen.« So ging es fort, Tag um Tag. Wir verwendeten die Kraft unseres Dritten Auges besonders bei den Kranken, sowohl bei den körperlich Kranken, als auch bei den geistig Kranken. Eines Abends sagte der Lama: »Später werden wir dir zeigen, wie du das Dritte Auge willkürlich schließen kannst, denn du wirst die Mängel der Menschen nicht immer sehen wollen, es wäre eine unerträgliche Last. Vorläufig gebrauche es die ganze Zeit, so wie du deine körperlichen Augen gebrauchst. Dann werden wir dich lehren, es zu schließen und zu öffnen wie die anderen Augen.«

Vor vielen Jahren, berichten unsere Legenden, konnten alle Männer und Frauen das Dritte Auge benutzen. Zu jener Zeit wandelten die Götter auf der Erde und mischten sich mit den Menschen. Die Menschen wollten die Götter ersetzen und versuchten sie zu töten; jedoch vergaßen sie, dass die Götter alles besser sehen konnten, als die Menschen. Zur Strafe wurde das Dritte Auge des Menschen geschlossen. Im Laufe der Jahrhunderte wurden einige wenige Menschen mit der Gabe der Hellsichtigkeit geboren; sie kann bei denjenigen, denen sie von Natur aus gegeben ist, durch eine angemessene Behandlung um ein Tausendfaches gesteigert werden, wie es bei mir der Fall war. Da es sich um eine natürliche Begabung handelt, muss sie mit Sorgfalt und Respekt behandelt werden. Der Abt ließ mich eines Tages rufen und sagte: »Mein Sohn, du hast nun diese Fähigkeit, eine Fähigkeit, die den meisten versagt ist. Gebrauche sie nur zum besten Nutzen, nie zum eigenen Gewinn. Wenn du fremde Länder durchwanderst, wirst du Leuten begegnen, die es gerne hätten, dass du dich wie ein Zauberkünstler auf einem Jahrmarkt aufführst. „Beweise uns dies, beweise uns das“, werden sie sagen. Doch ich sage dir, mein Sohn, das darf nicht sein. Diese

Fähigkeit ist dir gegeben, um anderen zu helfen, nicht um dich zu bereichern. Was auch immer dir deine Hellsichtigkeit offenbart, und du wirst viel sehen, enthülle es nicht, wenn es anderen schaden könnte oder auf ihren Lebensweg beeinflussen könnte. Denn der Mensch muss seinen eigenen Pfad selbst wählen, mein Sohn; was auch immer du zu ihm sagst, er wird immer seinen eigenen Weg gehen. Hilf bei Krankheit und auch bei Leid, ja, doch sage niemals, was einen Mann von seinem Lebensweg abbringen könnte.« Der Abt war ein sehr gelehrter Mann, er war der Leibarzt des Dalai Lama. Bevor er die Unterredung beendete, teilte er mir noch mit, dass der Dalai Lama, der mich sehen wollte, im Laufe der nächsten Tage nach mir schicken werde. Ich sollte für einige Zeit zusammen mit dem Lama Mingyar Dondup im Potala zu Gast sein.

II Potala



An einem Montagmorgen sagte mir der Lama Mingyar Dondup, das Datum für unseren Besuch im Potala sei festgelegt worden. Wir sollten am Ende der Woche hinkommen. »Wir müssen es proben, Lobsang, wir müssen uns bei unserem Eintritt perfekt benehmen.« Ich sollte dem Dalai Lama vorgestellt werden, und mein »Eintritt« musste formvollendet sein. In einem kleinen, nicht mehr genutzten Tempel neben unserem Klassenzimmer, stand eine lebensgroße Statue des Dalai Lama. Wir gingen dort hin und taten so, als wären wir bei einer Audienz im Potala. »Sieh zuerst zu, wie ich es mache, Lobsang. So betrittst du den Raum, mit niedergeschlagenen Augen. Geh bis hierher und bleib ungefähr eineinhalb Meter vom Dalai Lama entfernt stehen. Streck die Zunge zum Gruß heraus und falle auf die Knie. Nun gib genau acht; halte die Arme so und verbeuge dich. Einmal, noch einmal, und noch ein drittes Mal. Knie mit gesenktem Kopf nieder und leg den seidenen Schal über Seine Füße, so. Komm in die vorherige Stellung zurück, mit gesenktem Kopf, damit Er einen Schal um deinen Hals legen kann. Zähle in Gedanken

bis zehn, damit du keine ungebührliche Hast an den Tag legst, dann steh auf und geh rücklings zum nächsten unbesetzten Kissen.« Ich war allem gefolgt, wie es mir der Lama mit der Gewandtheit seiner langen Übung gezeigt hatte. Er fuhr fort: »Noch auf eines muss ich dich aufmerksam machen: bevor du beginnst rückwärts zu gehen, wirf einen schnellen, unauffälligen Blick auf das nächste Kissen, damit du siehst, wo es liegt. Denn wir wollen doch nicht, dass sich deine Fersen in dem Kissen verfangen und du einen Sturz parieren musst, um dir den Hinterkopf nicht zu zerbrechen. In der Aufregung des Augenblicks kann man sehr leicht ausgleiten. Nun zeig mir, ob du es ebenso gut kannst wie ich!« Ich verließ den Raum, der Lama klatschte in die Hände zum Zeichen, dass ich eintreten sollte. Ich eilte vorwärts, doch ich wurde sogleich wieder aufgehalten: »Lobsang, Lobsang, veranstaltest du hier ein Wettrennen? Mach es noch einmal, und langsam; gib dir den Takt für deine Schritte, indem du im stillen vor dich hin sagst: Om-ma-ni-pad-me-Hum! Dann wirst du wie ein würdiger junger Priester hereinkommen und nicht wie ein galoppierendes Rennpferd aus der Tsang-Po-Ebene.« Noch einmal ging ich hinaus, diesmal kam ich ganz gesetzt herein und schritt auf die Statue zu. Mit vorgestreckter Zunge, dem tibetanischen Gruß gemäß, kniete ich nieder. Meine drei Verneigungen müssen mustergültig gewesen sein; ich war stolz auf sie. Doch, o weh! ich hatte den Schal vergessen! So ging ich zum dritten Mal hinaus, um alles von vorne zu beginnen. Diesmal machte ich es richtig und legte die Schärpe zu Füßen der Statue nieder. Ich ging rückwärts, und es gelang mir, mich ohne auszugleiten im Lotossitz niederzusetzen.

»So, jetzt kommen wir zum nächsten Schritt. Du musst deinen hölzernen Trinkbecher im linken Ärmel verbergen. Wenn du dich niedergesetzt hast, wird man dir Tee reichen. Den Becher hält man so, zwischen den Ärmel und den Unterarm geklemmt, wenn du vorsichtig genug bist, wird er nicht herausfallen. Lass uns zunächst

mit dem Becher üben, indem wir ihn im Ärmel immer etwas höher hinauf schieben, und dabei die Schärpe nicht vergessen.« In jener Woche probten wir jeden Morgen, so dass ich es wie im Schlaf konnte. Zuerst fiel der Becher immer wieder heraus und hüpfte über den Boden, wenn ich mich verneigte, doch bald lernte ich den Kniff. Am Freitag musste ich vor dem Abt erscheinen, um ihm meine Künste vorzuführen. Er sagte, meine Leistung sei »ein würdiger Tribut an die Schulung unseres Bruders Mingyar Dondup«.

Am nächsten Morgen, am Samstag, stiegen wir unsern Berg hinab und gingen hinüber zum Potala. Unsere Lamaserie bildete einen Teil des Potala-Komplexes, obwohl sie auf einem eigenen Berg in der Nähe der Hauptgebäude errichtet war. Sie war bekannt als der Tempel der Medizin und als Medizin-Schule. Unser Abt war der einzige Arzt des Dalai Lama, eine keineswegs beneidenswerte Stellung, da seine Aufgabe nicht darin bestand, eine Krankheit zu heilen, sondern ihn bei guter Gesundheit zu erhalten. Jede Erkrankung oder Unpässlichkeit wurde daher als die Folge einer Unterlassung seitens des Arztes angesehen. Doch der Abt konnte nicht hingehen, wann er wollte, um den Dalai Lama zu untersuchen, sondern er musste warten, bis er gerufen wurde, wenn der Patient krank war!

An jenem Samstag dachte ich allerdings nicht an die Sorgen des Arztes, ich hatte genug mit meinen eigenen. Vom Fuße unseres Berges aus steuerten wir durch das Gedränge der schaulustigen Reisenden und Pilger auf den Potala zu. Diese Menschen waren aus allen Gegenden Tibets gekommen, um das Heim des Aller-Innersten zu sehen, wie wir den Dalai Lama nennen: wenn sie auch nur einen flüchtigen Blick hätten auf ihn werfen können, würden sie mit dem Gefühl heimkehren, dass für die lange Reise und die Mühen mehr als reichlich belohnt worden zu sein. Manche der Pilger waren monatelang zu Fuß gereist, um dem Heiligsten aller Heiligen diesen

einen Besuch abzustatten. Da waren Landwirte, Adelige aus entfernten Provinzen, Schäfer, Handelsleute, und die Kranken, die hofften, in Lhasa geheilt zu werden. Alle drängten sie sich entlang der Straße und machten den fast vier Kilometer weiten Rundgang um den Fuß des Potala. Manche bewegten sich auf Händen und Knien fort, andere streckten sich der Länge nach auf den Boden, standen auf und streckten sich wieder hin. Noch andere, die Kranken und Gebrechlichen, humpelten an zwei Stöcken einher, oder wurden von ihren Freunden gestützt. Überall standen die Händler. Einige schenkten heißen gebutterten Tee aus, der über einem schwingenden Kohlebecken erwärmt wurde. Andere verkauften Esswaren aller Art. Es gab dort Talismane und Amulette zu kaufen, die angeblich »von einer heiligen Inkarnation gesegnete« waren. Alte Männer schwatzen den Gutgläubigen gedruckte Horoskope auf. Weiter unten an der Straße bemühten sich ein paar muntere Männer, Handgebetsmühlen als Andenken an den Potala zu verkaufen. Auch Schreiber waren da: für eine bestimmte Summe schrieben sie einen Schein aus, der bestätigte, dass der, welcher sie bezahlte, Lhasa und alle die heiligen Plätze dort besucht habe. Doch wir hatten keine Zeit für solche Dinge, wir wollten zum Potala.

Die private Residenz des Dalai Lama bildete den obersten Teil des Bauwerks, denn niemand darf höher wohnen als er. Eine riesige Steintreppe führt an der Außenseite der Gebäude vorbei, bis hinauf zur Spitze. Sie gleicht eher einer Straße aus Stufen als einer bloßen Stiege. Viele der höheren Beamten reiten mit ihren Pferden hinauf, um sich das Gehen zu ersparen. Wir begegneten vielen solchen Reitern, als wir hinaufstiegen. Hoch oben blieb der Lama Mingyar Dondup an einer Biegung stehen, wies hinunter und sprach: »Da ist dein früheres Zuhause, Lobsang, die Diener sind eifrig im Innenhof beschäftigt.« Ich blickte hin, und vielleicht bleibt besser ungesagt, was ich fühlte. Meine Mutter ritt eben mit ihrem Gefolge von

Dienern aus. Auch Tzu war dort. Nein, meine Gedanken in jenem Augenblick gehören nur mir.

Der Potala ist ein eigener Stadtbezirk auf einem kleinem Berg. Von hier aus werden alle kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten Tibets geleitet. Dieses Gebäude oder diese Gruppe von Gebäuden ist das lebendige Herz des Landes, der Mittelpunkt aller Gedanken, aller Hoffnungen. Innerhalb dieser Mauern befinden sich die Schatzhäuser, in denen Blöcke von Gold, unzählige Säcke mit Edelsteinen und seltene Stücke aus frühester Zeit aufbewahrt sind. Die heutigen Gebäude sind nur ungefähr dreihundertfünfzig Jahre alt, doch sie wurden auf den Grundmauern des früheren Palastes errichtet. Lange Zeit davor stand eine befestigte Festung auf der Höhe. Tief unten im Innern des Berges, denn er ist vulkanischen Ursprungs, ist eine riesige Höhle mit Gängen, die strahlenförmig von ihr ausgehen, und einer dieser Gänge führt zu einem See. Nur sehr wenige, die wenigen Privilegierten, sind dort gewesen oder wissen von seiner Gegenwart.

Doch draußen, in der Morgensonne, stiegen wir entlang unseres Weges die Treppen hinauf. Überall hörten wir das Klacken der Gebetsmühlen – der einzigen Form von Rädern im Tibet, weil die alten Prophezeiungen besagten, dass wenn Räder ins Land kämen, der Frieden es verlassen würde. Schließlich erreichten wir die Bergspitze, wo die riesigen Wächter das große goldene Tor aufschwangen, als sie den Lama Mingyar Dondup sahen, den sie nur zu gut kannten. Wir gingen weiter, bis wir den höchsten Punkt des Daches erreichten, wo sich die Gräber der früheren Inkarnationen des Dalai Lama befanden und seine private Residenz. Ein breiter kastanienbrauner Vorhang aus Yakwolle verdeckte den Eingang. Er wurde bei unserm Kommen zur Seite gezogen, und wir betraten eine große, von grünen Porzellandrachen behütete Halle. Viele kostbare Teppiche, auf denen religiöse Szenen und Szenen aus alten Legenden

dargestellt waren, hingen an den Wänden. Auf niedrigen Tischen standen Gegenstände, die ein Sammlerherz höher Schlagen lassen hätten, nämlich Statuetten verschiedener mythologischer Götter und Göttinnen und Zierstücke aus Emaille. Neben einem Türvorhang ruhte auf einem Regal das Buch der Adligen und ich hätte gewünscht, es öffnen und unsern Namen darin lesen zu dürfen, um Mut zu schöpfen, denn an diesem Tag, an diesem Ort, fühlte ich mich sehr klein und unbedeutend. Im Alter von acht Jahren hatte ich keine Illusionen mehr, ich überlegte, warum der Höchste im Lande mich wohl zu sehen wünschte. Ich wusste, dass es zuhächst ungewöhnlich war, und ich nahm an, das alles würde mir neuerliche harte Arbeit eintragen, harte Arbeit oder Mühsal.

Ein Lama in einem kirschroten Gewand und mit einer goldenen Stola um den Hals sprach mit dem Lama Mingyar Dondup, der hier wirklich sehr gut bekannt zu sein schien, wie auch sonst überall, wo ich mit ihm hingekommen war. Ich hörte: »Seine Heiligkeit interessiert sich für ihn und wünscht ein privates Gespräch mit ihm zu führen, allein.« Mein Mentor wandte sich zu mir und sagte: »Es ist Zeit für dich, einzutreten, Lobsang, ich werde dir die Tür zeigen, dann gehst du allein hinein und stellst dir einfach vor, du übst wieder genau so, wie wir es die ganze Woche getan haben.« Er legte einen Arm um meine Schultern und führte mich zu einer Tür. Er flüsterte: »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen – geh hinein.« Mit einem kleinen Schubser in den Rücken schob er mich hinein, blieb stehen und schaute. Ich trat durch die Tür, und da, am anderen Ende eines großen Raumes, saß Seine Heiligkeit, der Dreizehnte Dalai Lama.

Er saß auf einem safranfarbenen seidenen Kissen. Sein Gewand glich dem eines gewöhnlichen Lamas, doch auf dem Kopf trug er einen hohen gelben Hut mit Flügeln, die ihm bis an die Schultern reichten. Er legte eben ein Buch beiseite. Ich senkte den Kopf und ging vorwärts, bis ich ungefähr eineinhalb Meter vor ihm stand, dann

kniete ich nieder und verneigte mich dreimal. Bevor ich eingetreten war, hatte mir der Lama Mingyar Dondup den seidene Schal ausgehändigt, nun legte ich ihn zu Füßen des »Aller-Innersten« nieder. Er beugte sich vor und legte den seinen über meine Handgelenke, anstatt, wie es üblich war, um meinen Hals. Nun war ich ein wenig bange, denn ich musste jetzt rücklings zum nächsten Kissen gehen, und ich hatte bemerkt, dass sie alle in ziemlich weit weg an den Wänden lagen. Der Dalai Lama sprach zum ersten Mal: »Die Kissen sind zu weit weg, als dass du rücklings hingehen könntest, dreh dich um und bring eines her, damit wir miteinander reden können.« Ich tat es und kehrte mit einem Kissen zurück. Er sagte: »Leg es hier vor mich hin und nimm Platz.« Als ich mich niedergesetzt hatte, sagte er: »Nun, junger Mann, ich habe außerordentliche Dinge über dich gehört. Du bist von Natur aus hellseherisch begabt, und deine Fähigkeit wurde durch die Öffnung des Dritten Auges noch verstärkt. Ich habe die Aufzeichnungen deiner letzten Inkarnation. Ich habe auch die Voraussagen der Astrologen. Du wirst zuerst schwere Zeiten durchmachen, doch schließlich wirst du erfolgreich sein. Du wirst viele Länder in der Welt bereisen, Länder, von denen du noch nichts gehört hast. Du wirst Tod und Zerstörung sehen und Grausamkeiten, wie du sie dir nicht vorstellen kannst. Der Weg wird lang sein und schwer, doch der Erfolg wird sich einstellen, wie es vorausgesagt ist.« Ich wusste nicht genau, warum er mir das alles erzählte, denn ich wusste das alles, Wort für Wort, seit ich sieben Jahre alt geworden war. Ich wusste genau, dass ich in Tibet Medizin und Chirurgie studieren und dann nach China gehen würde, um die gleichen Fächer noch einmal von Anfang an zu studieren. Doch der »Aller-Innerste« sprach weiter, er warnte mich davor, meine ungewöhnlichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, ich sollte nicht vom höheren Selbst oder von der Seele sprechen, wenn ich in der Welt des Westens sein würde. »Ich war in Indien und in China«, sagte er, »in jenen Ländern kann

man die Größeren Wirklichkeiten erörtern, doch ich bin vielen aus dem Westen begegnet. Ihre Werte sind nicht die unseren, sie beten den Handel und das Gold an. Ihre Wissenschaftler sagen: »Zeige uns die Seele. Führe sie uns vor, lass uns danach greifen, sie wiegen und sie mit Säuren prüfen. Gib uns ihre Sage und ihre Molekularstruktur an, ihre chemischen Reaktionen. Beweise, Beweise, wir müssen Beweise haben«, werden sie dir sagen, ungeachtet der Tatsache, dass ihre negative Haltung, ihr Misstrauen sie jeder Möglichkeit beraubt, diesen Beweis zu erhalten. Doch wir wollen Tee trinken.«

Er schlug leicht an einen Gong und gab dem Lama, der daraufhin eintrat, einen Auftrag. Dieser kehrte kurz danach mit Tee und besonderen, aus Indien eingeführten, Speisen zurück. Während wir aßen, redete der »Aller-Innerste«, er erzählte mir von Indien und China. Er sagte, er wünsche, dass ich sehr eifrig lerne, er wolle besondere Lehrer für mich aussuchen. Da konnte ich einfach nicht an mich halten; ich platzte heraus: »Oh, niemand kann mehr wissen als mein Meister, der Lama Mingyar Dondup!« Der Dalai Lama sah mich an, dann legte er den Kopf zurück und lachte unbändig. Wahrscheinlich hatte noch nie jemand so zu ihm gesprochen, und mit Sicherheit kein anderer acht Jahre alter Junge. Doch er schien es zu würdigen. »Du meinst also, Mingyar Dondup ist gut, nicht wahr? Sag mir, was du wirklich über ihn denkst, du junger Kampfhahn!« »Herr!« antwortete ich, »du hast gesagt, ich sei außergewöhnlich hellichtig. Der Lama Mingyar Dondup ist der beste Mensch, den ich je gesehen habe.« Der Dalai Lama lachte wieder und schlug an den Gong an seiner Seite. »Bitte Mingyar hereinzukommen«, sagte er zu dem Lama, der daraufhin erschien.

Der Lama Mingyar Dondup trat ein und machte dem »Aller-Innersten« seine Aufwartungen. »Hol dir ein Kissen und nimm Platz, Mingyar«, sagte der Dalai Lama. »Dein junger Mann hier hat eben ein Urteil über deinen Charakter abgegeben, mit dem ich

vollkommen übereinstimme.« Der Lama Mingyar Dondup setzte sich neben mir nieder, und der Dalai Lama fuhr fort: »Du hast die volle Verantwortung für die Erziehung Lobsang Rampas übernommen. Plane sie, wie du willst, und zähle auf mich, wenn Empfehlungsbriefe nötig sind. Ich will ihn von Zeit zu Zeit sehen.« Er wandte sich zu mir und sagte: »Du hast gut gewählt, junger Mann, dein Mentor ist mein alter Freund aus früheren Tagen und er ist ein wahrer Meister des Okkulten.« Es wurden noch einige Worte gewechselt, dann standen wir auf, verbeugten uns und verließen den Raum. Ich konnte sehen, dass der Lama Mingyar Dondup insgeheim sehr zufrieden war mit mir, oder mit dem Eindruck, den ich gemacht hatte. »Wir werden ein paar Tage hierbleiben und einige weniger bekannte Teile der Gebäude erkunden«, sagte er. »Manche der unteren Korridore und Zimmer wurden in den letzten zweihundert Jahren nicht geöffnet. Du wirst anhand dieser Räume sehr viel über die Geschichte Tibets lernen.«

Einer der diensttuenden Lamas - in der Residenz des Dalai Lama gab es niemand unter dieser Würde - kam auf uns zu und sagte, dass jeder von uns ein Zimmer hier im obersten Teil des Gebäudes bewohnen sollte. Er zeigte uns die Zimmer, und ich war ganz ergriffen von der Aussicht über Lhasa und über die Ebene. Der Lama sagte: »Seine Heiligkeit hat angeordnet, ihr möget kommen und gehen, wie es euch angenehm ist, und keine Tür soll vor euch verschlossen bleiben.«

Der Lama Mingyar Dondup befahl mir, mich für eine Weile hinzulegen. Die Narbe am linken Bein machte mir noch große Beschwerden, sie schmerzte, und ich hinkte beim Gehen. Eine Zeitlang hatte man befürchtet, ich würde zeitlebens ein Krüppel bleiben. Ich ruhte eine Stunde, dann kam mein Mentor herein, er brachte Tee mit und etwas zu essen. »Es ist Zeit, ein paar Löcher auszufüllen, Lobsang. Sie essen ausgezeichnet hier, so wollen wir es

uns gutgehen lassen.« Ich ließ mich zum Essen nicht nötigen. Als wir unsere Mahlzeit beendet hatten, führte mich der Lama Mingyar Dondup aus dem Zimmer hinaus, in einen andern Raum auf der entgegengesetzten Seite des flachen Daches. Hier hatten die Fenster zu meinem größten Erstaunen keine Bespannung mit Wachspapier, sondern sie waren von einem Nichts ausgefüllt, das eben noch sichtbar war. Ich streckte ganz vorsichtig die Hand aus und berührte das sichtbare Nichts. Zu meiner Verwunderung war es kalt, beinahe so kalt wie Eis, und glatt; da dämmerte es mir: Glas! Ich hatte Glas nie vorher in Scheiben gesehen. Wir hatten für unsere Drachenschnüre gemahlenes Glas verwendet, doch dieses war dick gewesen und man konnte nicht deutlich hindurchsehen. Es war farbig gewesen, aber dieses hier, das war wie Wasser.

Aber das war nicht alles. Der Lama Mingyar Dondup schwang das Fenster auf und nahm ein Messingrohr, das Teil einer in Leder gehüllten Trompete zu sein schien. Er nahm das Rohr und zog. Es erschienen vier Teile, jedes kam aus dem vorherigen hervor. Er lachte über meinen Gesichtsausdruck, und streckte das eine Ende des Rohrs aus dem Fenster hinaus und führte das andere nah an sein Gesicht heran. Aha!, dachte ich, er spielt jetzt ein Instrument. Doch das Ende ging nicht zu seinem Mund, sondern zu einem seiner Augen. Er fingerte an dem Rohr herum, dann sagte er: »Schau hier durch, Lobsang, schau mit dem rechten Auge, das andere halte geschlossen.« Ich schaute, und wäre vor lauter Erstaunen beinahe umgefallen. Durch das Rohr kam ein Mann auf einem Pferd auf mich zugeritten. Ich sprang zur Seite und blickte mich um. Im Zimmer war niemand außer dem Lama Mingyar Dondup, und der schüttelte sich vor Lachen. Ich sah ihn argwöhnisch an und dachte, er hätte mich verzaubert. »Seine Heiligkeit sagte, du seist ein Meister des Okkulten«, rief ich, »aber warum hältst du deinen Schüler zum Besten?« Er lachte noch mehr und riet mir, noch einmal

durchzuschauen. Ich tat es mit großem Misstrauen und mein Mentor bewegte das Rohr ein wenig, so dass ich einen anderen Ausschnitt sah. Ein Fernrohr! Nie zuvor hatte ich eines gesehen. Und nie werde ich den Anblick des Mannes auf dem Pferd vergessen, wie er im Innern des Rohres auf mich zugeritten kam. Ich werde oft daran erinnert, wenn jemand aus dem Westen zu einem Bericht über etwas Okkultes »Unmöglich!« sagt. Für mich war das »unmöglich«. Der Dalai Lama hatte bei seiner Rückkehr aus Indien eine Reihe von Fernrohren mitgebracht, und er liebte es damit über die umgebende Landschaft zu blicken. Hier schaute ich auch zum allerersten Mal in einen Spiegel und erkannte diese schrecklich aussehende Kreatur, die ich sah, nicht. Ich sah einen bleichgesichtigen kleinen Jungen, der mitten auf seiner Stirn eine große rote Narbe hatte, und seine Nase war unleugbar groß. Ich hatte früher schon mein undeutliches Abbild im Wasser gesehen, doch dieses hier war zu deutlich. Ich habe mich seither nie mehr mit Spiegeln abgegeben. Man könnte meinen, dass Tibet ein eigenartiges Land war, ohne Glas, Teleskope oder Spiegel, aber die Leute wollten diese Dinge nicht. Ebenso wenig wollten wir Räder. Räder, die der Geschwindigkeit dienten, und der sogenannten Zivilisation. Wir hatten schon lange festgestellt, dass in der Hast des wirtschaftlichen Lebens wenig Zeit für die Dinge des Geistes bleibt. Unsere physische Welt hatte sich mit einem gemütlichen Tempo voran bewegt, so dass unser esoterisches Wissen wachsen und sich erweitern konnte. Seit Jahrtausenden kennen wir die Wahrheit über die Hellsichtigkeit, Telepathie und andere metaphysische Bereiche. Es ist wahr, dass viele Lamas nackt im Schnee sitzen und durch die Kraft des Gedankens allein den Schnee rings um sich zum Schmelzen bringen können, doch führen sie solche Dinge nicht zum bloßen Vergnügen Sensationslüsterner vor. Einige Lamas, solche, die Meister des Okkulten sind, sind tatsächlich dazu in der Lage zu schweben, doch sie stellen ihre Kräfte nicht zur Schau, um naive Zuschauer zu unterhalten. Der Lehrer in Tibet sichert sich immer erst

vorher ab, ob sein Schüler moralisch dazu tauglich ist, dass man ihn mit solche Kräfte vertraut macht. Da der Lehrer der moralischen Integrität seines Schülers absolut sicher sein muss, ergibt sich, dass metaphysische Kräfte niemals missbraucht werden, weil sie nur in die rechten Hände weitergegeben werden. Jene Kräfte sind in keinster Weise magisch, denn sie sind lediglich das Ergebnis der Anwendung natürlicher Gesetze.

In Tibet entwickeln sich manche am besten in einer Gemeinschaft, während sich andere sich dazu in die Einsamkeit zurückziehen. Diese letzteren suchen abgelegene Lamaserien auf und gehen in eine Einsiedlerzelle. Das ist eine kleine, meist an einem Berghang gebaute Behausung. Die Steinmauern sind vielleicht eineinhalb bis zwei Meter dick, damit sie keine Geräusche durchlassen. Der Eremit betritt die Zelle auf seinen eigenen Wunsch, dann wird der Eingang zugemauert. Drinnen ist gar kein Licht, sind keine Einrichtungsgegenstände, nur die leere Steinkammer. Einmal am Tag wird durch eine, gegen Licht und Lärm abgedichtete, Luke Essen gereicht. Der Eremit bleibt zunächst drei Jahre, drei Monate und drei Tage dort. Er meditiert über das Wesen des Lebens und über das Wesen des Menschen. Aus keinem wie immer gearteten Grund kann er diese Zelle mit seinem leiblichen Körper verlassen. Während des letzten Monats seines Aufenthaltes wird im Dach ein winzig kleines Loch gemacht, damit ein dünner Lichtstrahl hineinfallen kann. Es wird täglich vergrößert, so dass sich die Augen des Eremiten wieder an das Licht gewöhnen. Sonst würde er erblinden, wenn er heraustritt. Sehr oft kehren diese Männer nach wenigen Wochen in ihre Zelle zurück und bleiben ihr Leben lang darin. Eine solche Existenz ist nicht so unfruchtbar und wertlos, wie man meinen könnte. Der Mensch ist Geist, ein Wesen aus einer anderen Welt, und sobald er sich von den Banden des Fleisches befreit, kann er als Geist durch die Welt streifen und mittels seiner Gedanken helfen.

Gedanken sind, wie wir in Tibet wohl wissen, Energiewellen. Materie ist verdichtete Energie. Ein Gedanke wird gedacht, aufmerksam in eine Richtung gelenkt und teilweise verdichtet, was dazu führen kann, dass ein Gegenstand sich, „durch Gedankenübertragung“, bewegt. Ein auf eine andere Weise gelenkter Gedanken, kann Telepathie zur Folge haben und bewirken, dass eine Person aus der Ferne dazu gebracht wird, eine bestimmte Handlung zu vollziehen. Ist dies so schwer zu glauben in einer Welt, die es als etwas ganz Alltägliches betrachtet, dass ein Mann in ein Mikrofon spricht, um bei dichtem Nebel die Landung eines Flugzeugs zu ermöglichen, wenn der Pilot den Boden nicht sehen kann? Mit ein wenig Übung und ohne Skeptizismus könnte der Mensch dasselbe auf telepathischem Wege tun, anstatt sich eines manchmal unsicheren Gerätes zu bedienen.

Meine eigene esoterische Entwicklung setzte keine so lange Abgeschiedenheit in völliger Dunkelheit voraus. Sie vollzog sich in einer anderen Form, die der Mehrzahl der Männer, die Eremiten werden wollen, nicht verfügbar ist. Meine Schulung war, nach genauen Anweisungen durch den Dalai Lama, auf ein spezielles Ziel ausgerichtet. Ich wurde diese Dinge mithilfe einer anderen Methode, sowie durch Hypnose, gelehrt. Das kann nicht in einem Buch dieser Art behandelt werden. Es soll reichen zu sagen, dass mir eine größere Erleuchtung zu Teil wurde, als ein Einsiedler in einem sehr langen Leben erzielen kann. Mein Besuch im Potala stand mit den ersten Stufen dieser Ausbildung im Zusammenhang, doch darüber später mehr.

Ich war begeistert von dem Fernrohr, ich sah immer wieder durch, um die Orte zu betrachten, die ich so gut kannte. Der Lama Mingyar Dondup erklärte mir sein Prinzip bis ins kleinste Detail und ich begriff, dass dabei keine Zauberei im Spiel war, sondern nur die normalen Gesetze der Natur.

Alles erklärte er mir, nicht nur das Fernrohr, sondern Lektionen darüber, warum bestimmte Dinge geschahen. Ich konnte niemals behaupten: »Oh, das ist Zauberei!«, ohne dass mir sofort eine Erklärung der beteiligten Gesetze zuteil wurde. Einmal führte er mich während dieses Besuches in einen vollkommen dunklen Raum und sagte: »Nun stell dich hierher, Lobsang, und beobachte die weiße Wand.« Dann bließ er die Flamme der Butter-Lampe aus und tat irgend etwas an dem Fensterladen. Augenblicklich zeigte sich an der Wand vor mir ein Bild von Lhasa, doch es stand auf dem Kopf! Ich schrie auf vor Verwunderung, als ich die Männer, die Frauen und die Yaks mit den Beinen in der Luft gehen sah. Plötzlich flackerte das Bild und alles war in der richtigen Lage. Die Erklärung durch »Brechung der Lichtstrahlen« verwirrte mich mehr als alles andere; wie konnte man Licht brechen? Man hatte mir gezeigt, wie man Krüge mit einer lautlosen Pfiff zerbrechen könne, das war ganz einfach und keines weiteren Gedankens wert, aber Licht brechen! Erst als man aus einem anderen Raum einen besonderen Apparat brachte, in dem das Licht einer Lampe durch verschiedene Scheiben abgedeckt wurde, begann ich den Vorgang zu begreifen. Da sah ich, wie sich die Strahlen brachen, und danach verwunderte mich nichts mehr.

Die Aufbewahrungsräume im Potala waren gefüllt mit wunderbaren Statuen, alten Büchern und wunderschönen Wandgemälden mit religiösen Darstellungen. Die sehr, sehr wenigen Leute aus dem Westen, die das eine oder andere davon sahen, halten sie für unanständig. Sie stellen einen männlichen und einen weiblichen Geist in enger Umarmung dar, doch die Absicht dieser Bilder ist weit davon entfernt obszön zu sein, und kein Tibetaner würde sie je dafür ansehen. Die beiden nackten Gestalten in ihrer Umarmung, sollen die Ekstase vermitteln, die sich aus der Vereinigung aus Wissen und rechtschaffenem Leben ergibt. Ich

gestehe, dass ich über alle Maßen entsetzt war, als ich zum ersten Mal sah, wie die Christen einen gemarterten, an ein Kreuz genagelten Mann als ihr Sinnbild anbeteten. Es ist sehr schade, dass wir alle dazu neigen, die Völker anderer Länder nach unseren eigenen Normen zu beurteilen.

Jahrhundertlang waren Geschenke aus verschiedenen Ländern für den jeweiligen Dalai Lama im Potala eingetroffen. Beinahe alle diese Geschenke waren in den Räumen aufbewahrt worden, und ich verbrachte eine angenehme Zeit damit, psychometrische Eindrücke zu sammeln und herauszufinden, aus welchen Gründen diese Dinge seinerzeit hergeschickt worden sein mochten. Es war tatsächlich eine Erziehung zur Beurteilung von Motiven. Dann, nachdem ich den aus dem Gegenstand gewonnenen Eindruck beschrieben hatte, las mein Mentor aus einem Buch vor und erzählte mir die genau Geschichte und was darauf hin geschah. Ich freute mich, als er immer häufiger sagte: »Du hast ganz recht, Lobsang, du machst es wirklich sehr gut.«

Bevor wir den Potala verließen, besuchten wir einen der unterirdischen Gänge. Es wurde mir gesagt, dass ich nur diesen einen besuchen konnte, da ich die andern zu einem späteren Zeitpunkt sehen würde. Wir nahmen brennende Fackeln und kletterten vorsichtig über das, was mir wie endlose Stufen vorkam hinab, und schlitterten an glatten Felsdurchgängen entlang. Diese Tunnel waren, so erfuhr ich, vor unzähligen Jahrhunderten durch vulkanische Einwirkung entstanden. An den Wänden sahen wir seltsame Diagrammen und Abbildungen von sehr ungewohnten Szenen. Ich war sehr viel mehr daran interessiert den See zu sehen, der sich, wie ich gehört hatte, von einem der Gänge aus viele Meilen weit erstreckte. Schließlich betraten wir einen Gang, der sich immer weiter und weiter wurde, bis plötzlich die Decke dahin verschwand, wo das Licht unserer Fackeln nicht mehr empor reichte. Nach

weiteren hundert Metern standen wir am Ufer eines Gewässers, wie ich nie zuvor eines gesehen hatte. Es war schwarz und still, von einer Schwärze, die es beinahe unsichtbar machte, es wirkte eher wie ein grundloser Graben, als ein See. Nicht eine Welle kräuselte seine Oberfläche, kein Laut brach die Stille. Der Felsen, auf dem wir standen, war ebenfalls schwarz. Er glänzte im Lichte der Fackeln, und auf einer Seite schimmerte etwas an der Wand. Ich ging darauf zu und sah, dass dort im Felsen ein breites Goldband eingebettet war, es reichte mir vom Hals bis zu den Knien und war vielleicht fünf bis sechs Meter lang. Durch große Hitze war es einst geschmolzen und aus dem Felsen getreten und hatte beim Abkühlen Klumpen gebildet wie goldenes Kerzengerinnsel. Der Lama Mingyar Dondup brach das Schweigen: »Dieser See reicht bis zum Fluss Tsang-Po, der über sechzig Kilometer weit entfernt liegt. Vor vielen Jahren machten ein paar abenteuerlustige Mönche ein Holzfloß und Ruder, um es vorwärts zu treiben. Sie versahen das Floß mit Fackeln und stießen vom Ufer ab. Forschend ruderten sie mehrere Kilometer weit und kamen daraufhin in eine noch größere Höhle, wo sie weder Wände noch Decke mehr sahen. Sie trieben mit kleinen Ruderschlägen dahin und waren sich nicht sicher, welche Richtung sie einschlagen sollten.« Ich stellte mir alles, was ich hörte, lebhaft vor. Der Lama fuhr fort: »Sie waren verloren, sie wussten nicht, wo vorne war und wo hinten. Plötzlich legte sich das Floß um, ein Windstoß löschte ihre Fackeln, sie waren in völliger Dunkelheit und sie fühlten, dass ihr gebrechliches Fahrzeug in die Hände der Wasserdämonen geraten war. Sie wirbelten herum, schwindlig und seekrank. Sie klammerten an den Seilen, die das Floß zusammen hielten. Durch die gewaltigen Bewegungen, spülten die Wellen über sie hinweg und sie wurden vollkommen nass. Ihre Geschwindigkeit nahm zu, sie fühlten, dass sie einem unbarmherzigen Riesen ausgesetzt waren, der sie ihrem Untergang entgegenführte. Wie lange sie unterwegs waren, konnten sie nicht beurteilen. Sie hatten kein Licht, es war

stockfinster, so finster, wie es oben auf der Erde niemals ist. Sie hörten ein scharrendes, kratzendes Geräusch, sie wurden gestoßen und bekamen betäubende Schläge. Sie wurden vom Floß geschleudert und mit Gewalt ins Wasser getaucht. Manche hatten gerade noch Zeit nach Luft zu schnappen. Andere waren nicht so glücklich. Ein unstabiles grünliches Licht erschien und wurde heller. Sie wurden zusammengedrückt und herumgeworfen und dann plötzlich ins helle Sonnenlicht hinausgestoßen.

Zwei von ihnen erreichten mit Mühe das Ufer, halb ertrunken, zerschlagen und blutend. Von den andern dreien keine Spur. Einige Stunden lagen sie dort zwischen Leben und Tod. Endlich erhob sich einer gerade so, um sich umzusehen. Beinahe wäre er wieder zusammengebrochen vor Erschütterung. In der Ferne sah er den Potala. Rings um sie herum waren grüne Wiesen mit weidenden Yaks. Zuerst meinten sie, sie seien tot, und dies sei ein tibetanischer Himmel. Dann hörten sie neben sich Schritte und ein Schäfer blickte auf sie nieder. Er hatte die treibenden Stücke des Floßes gesehen und war gekommen, um sie einzusammeln. Er wollte sie für sich verwenden. Schließlich gelang es den beiden Mönchen, ihm klarzumachen, dass sie Mönche waren, denn alle ihre Gewänder waren ihnen vom Leibe gerissen worden, und er erklärte sich bereit, zum Potala zu gehen, um Bahren zu holen. Seit jenem Tage hat man nicht viel getan, um den See zu erforschen, doch es ist bekannt, dass etwas weiter als das Licht unserer Fackeln reicht kleine Inseln sind. Eine davon wurde erforscht und was man dort gefunden hat, wirst du später zu deiner Einweihung sehen.«

Ich dachte das alles über nach und wünschte, ich hätte ein Floß, um den See zu erforschen. Mein Mentor, der mein Mienenspiel beobachtet hatte, lachte plötzlich und sagte: »Ja, es wäre ein Vergnügen, den See zu erforschen, doch warum sollen wir unsere Körper zugrunde richten, wenn wir es auf astralem Weg tun können?

Du kannst es, Lobsang. In wenigen Jahren wirst du in der Lage sein, diesen Ort mit mir zu erforschen und einen Beitrag zu seiner gänzlichen Erkundung leisten. Doch vorläufig lerne, Junge, lerne! Für uns beide.«

Unsere Fackeln flackerten und drohten zu erlöschen, und ich hatte den Eindruck, wir würden bald blind in der Dunkelheit der Höhlen umhertappen. Als wir dem See den Rücken kehrten, dachte ich, wir dumm es von uns war, keine Reservefackeln mitzunehmen. In diesem Augenblick wandte sich der Lama Mingyar Dondup zur andern Wand und tastete an ihr herum. Aus einer verborgenen Nische zog er neue Fackeln heraus und zündete sie an unseren nun beinahe erloschenen an.

»Wir bewahren hier neue Fackeln auf, Lobsang, denn sonst wäre es schwer, im Dunkeln den Rückweg zu finden. Nun wollen wir gehen.« Wir schlepften uns die abschüssigen Gänge wieder hinauf, dann und wann blieben wir eine Weile stehen, um Atem zu schöpfen und die eine oder andere der Zeichnungen an den Wänden zu betrachten. Ich konnte sie nicht verstehen, sie schienen Riesen darzustellen, und da waren so sonderbare Geräte abgebildet, die einfach vollkommen jenseits meines Verständnisses waren. Als ich einen Blick auf meinen Mentor warf, sah ich, dass er sowohl mit den Zeichnungen, als auch mit den unterirdischen Gängen gut vertraut war. Ich hoffte auf weitere Besuche hier unten; es war alles von einem Rätsel umgeben, und es ist mir immer schon schwer gefallen, vor einem Geheimnis zu stehen und es nicht lüften zu können. Ich konnte die Vorstellung nicht ertragen, jahrelang an einer Lösung herumzuraten, wenn die Möglichkeit bestand, die Antworten sofort zu finden, selbst wenn dies mit großen Gefahren verbunden war. Der Lama Mingyar Dondup unterbrach meine Gedanken: »Lobsang! Du brummst vor dich hin wie ein alter Mann. Wir müssen nur noch ein paar Stufen hinaufsteigen, dann sind wir wieder am Tageslicht. Wir

werden auf das Dach steigen und mit dem Fernrohr die Stelle suchen, wo die Mönche damals herauskamen.«

Als wir dann oben auf dem Dach waren, fragte ich mich, warum wir nicht die sechzig Kilometer hin reiten konnten, um den Ort direkt zu besuchen. Der Lama Mingyar Dondup sagte mir, dass es dort nichts zu sehen gäbe, was nicht auch das Fernglas offenbart hätte. Die Mündung des Sees befand sich scheinbar weit unter dem Wasserspiegel, nichts außer einer kleinen Baumgruppe kennzeichnete die Stelle, die dort auf Anordnung des damaligen Dalai Lama gepflanzt worden war.

Der »Wildrosenzaun«



Am nächsten Morgen trafen wir in aller Ruhe unsere Vorbereitungen für die Rückkehr zum Chakpori. Die Tage im Potala waren für uns ein richtiger Urlaub. Bevor wir aufbrachen, lief ich auf das Dach, um die Gegend noch ein letztes Mal durch das Fernrohr zu betrachten. Auf einem der Dächer des Chakpori lag ein kleiner Akoluth auf dem Rücken und las, und dann und wann warf er kleine Kieselsteine auf die kahlen Köpfe der Mönche im Hof. Durch das Fernrohr konnte ich sein schelmisches Grinsen sehen, wenn er sich

duckte, um aus dem Sichtfeld der verdutzten Mönche zu verschwinden. Es war mir äußerst unbehaglich zumute, wenn ich mir vorstellte, dass mich der Dalai Lama zweifellos ähnliche Streiche verüben gesehen hatte. Ich beschloss, in Zukunft den Schauplatz meiner Tätigkeit nach der vom Potala aus nicht sichtbaren Seite der Gebäude zu verlegen.

Doch nun war es Zeit aufzubrechen. Zeit, uns bei den Lamas zu bedanken, die sich bemüht hatten, unsern kurzen Aufenthalt so angenehm zu gestalten. Zeit, auch dem Kämmerer des Dalai Lama besonders herzlich zu danken. Er führte die Aufsicht über die »Lebensmittel aus Indien«. Ich musste ihm gefallen haben, denn er gab mir zum Abschied ein Geschenk, das ich eiligst verspeiste. Daraufhin stiegen wir, auf unserem Rückweg zum Eisenberg, gestärkt die Stufen hinab. Als wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, hörten wir Rufe und Schreie, und vorübergehende Mönche zeigten nach hinten, in Richtung des Berges in unserem Rücken. Wir hielten an und ein atemloser Mönch eilte herab zu uns und übermittelte dem Lama Mingyar Dondup keuchend eine Nachricht. Mein Mentor hielt inne.

»Warte hier auf mich, Lobsang, es wird nicht lange dauern.« Hiermit wandte er sich um und stieg die Stufen wieder hinauf. Ich faulenzte, bewunderte die Gegend und sah zu meinem früheren Heim hinüber. Während ich so daran dachte, wandte ich mich um und wäre beinahe rückwärts umgefallen, als ich meinen Vater auf mich zureiten sah. Als ich ihn ansah, sah auch er mich an, er machte ein langes Gesicht, als er mich erkannte. Dann, zu meinem unaussprechlichen Schmerz, übersah er mich und ritt weiter. Ich sah ihn davon reiten und rief: »Vater!« Doch er beachtete mich nicht und ritt behäbig seines Weges. Ich fühlte es heiß in meinen Augen aufsteigen, ich begann zu zittern und fürchtete, mich vor aller Augen bloßzustellen, noch dazu hier, auf den Stufen zum Potala. Da straffte

ich den Rücken, mit mehr Selbstbeherrschung als ich mir zugetraut hätte, und blickte gegen Lhasa.

Nach ungefähr einer halben Stunde kam der Lama Mingyar Dondup auf einem Pferd die Stufen hinab geritten und führte ein zweites Pferd mit sich.

»Steig auf, Lobsang, wir müssen schnell nach Sera reiten, einer der Äbte dort hatte einen schweren Unfall.«

Ich sah, dass an jedem Sattel ein Kästchen befestigt war, und nahm an, darin seien die Instrumente meines Mentors. Im Galopp ritten wir über die Lingchor-Straße, an meinem früheren Heim vorbei, so schnell, dass die Pilger und Bettler eilig zur Seite wichen. Nach kurzer Zeit erreichten wir die Lamaserie Sera, wo uns schon einige Mönche erwarteten. Wir sprangen von den Pferden, jeder trug ein Kästchen, und ein Abt führte uns in einen Raum, in dem ein alter Mann auf dem Rücken lag.

Sein Gesicht war bleifarben und seine Lebenskraft schien fast zu erlöschen. Der Lama Mingyar Dondup bat um kochendes Wasser, das schon bereit war, und warf allerhand Kräuter hinein. Während ich es umrührte, untersuchte der Lama den alten Mann, der sich bei einem Sturz den Schädel gebrochen hatte. Ein Teil des Knochens war eingedrückt und übte einen Druck auf das Gehirn aus. Als die Flüssigkeit ausgekühlt war, bestrichen wir damit den Kopf des alten Mannes, und mein Mentor reinigte mit einem wenig der Flüssigkeit seine Hände. Er nahm ein scharfes Messer aus seinem Kästchen und nahm schnell einen U-förmigen Schnitt ins Fleisch vor, direkt zum Knochen hindurch. Es blutete kaum, das verhinderten die Kräuter. Nun strich er noch einmal Kräuteressenz auf, schlug den Fleischlappen zurück und löste ihn vom Knochen. Sehr, sehr behutsam untersuchte er den Schädel und fand die Stelle, an der der Knochen nach innen eingedrückt war und sich unterhalb seines

normalen Niveaus befand. Er hatte, bevor er zu operieren begann, eine Reihe von Instrumenten in eine Schale mit einer desinfizierenden Flüssigkeit gelegt und entnahm nun daraus zwei Silberstäbe, die am einen Ende abgeflacht waren und am flachen Ende Verzahnungen aufwiesen. Mit äußerster Vorsicht schob er das dünnste Ende in die weiteste Bruchstelle des Knochens und hielt das Instrument ruhig, während er mit Hilfe des zweiten Stabes das Knochenstück fester fasste. Zart, ganz zart hob er die kleine Knochenklappe an, bis sie etwas oberhalb des Schädelniveaus lag. Dort hielt er es mit einem der Stäbe fest und sagte: »Nun reich mir die Schale, Lobsang.« Ich hielt sie ihm so hin, dass er daraus nehmen konnte, was er brauchte, und er entnahm daraus einen kleinen Silberbolzen, einen nur ganz kleinen dreieckigen Keil. Diesen drückte er in den Spalt zwischen dem festen Schädelknochen und dem gebrochenen Rand, der nun um eine Spur über der Oberfläche lag. Langsam drückte er ein wenig auf den Knochen, er bewegte sich leicht, und der Lama drückte noch etwas stärker. Das Niveau war nun normal. »Es wird zusammenwachsen und das Silber, das ein reaktionsträges Metall ist, wird keinen Schaden anrichten.« Er bestrich diesen Bereich nochmals mit der Kräuterlotion und legte den Fleischlappen, den er beiseite geklappt hatte, wieder an seinen Platz zurück. Mit einem Haar aus dem Pferdeschwanz, das er in kochendem Wasser sterilisiert hatte, nähte er den Hautlappen wieder fest und bedeckte die operierte Stelle mit einer Kräuterpaste, die mit einem gekochten Stoffstück fest verbunden wurde.

Die Lebenskraft des alten Abtes hatte begonnen an Kraft zu gewinnen, seit der Druck von seinem Gehirn genommen worden war. Wir stützten ihn mit Hilfe von Kissen, so dass er eine halbsitzende Haltung einnahm. Ich reinigte die Instrumente in einer neu gekochten Lotion, trocknete sie mit einem sterilisierten Tuch und legte alles sorgfältig an seinen Platz in den beiden Kästchen zurück.

Während ich dann meine Hände reinigte, öffnete der alte Mann die Augen, er lächelte schwach, als er den Lama Mingyar Dondup sah, der sich über ihn neigte. »Ich wusste, dass nur du mich retten kannst, deshalb sandte ich die Gedankenbotschaft zum Berg. Meine Aufgabe ist noch nicht erfüllt, ich bin noch nicht bereit, den Körper zu verlassen.«

Mein Mentor sah ihn teilnahmsvoll an und antwortete: »Du wirst dich hiervon erholen. Ein paar unangenehme Tage und ein wenig Kopfschmerzen, und wenn das vorüber ist, kannst du wieder an deine Arbeit gehen. Einige Tage lang musst du jemanden neben dir haben, wenn du schläfst, damit du nicht flach liegst. Nach drei oder vier Tagen wirst du keine Beschwerden mehr haben.«

Ich war ans Fenster getreten und blickte hinaus. Es war interessant, die Zustände in einer anderen Lamaserie zu sehen. Der Lama Mingyar Dondup kam zu mir herüber und sagte: »Du hast es gut gemacht, Lobsang, wir werden in Zukunft zusammen arbeiten. Nun will ich dir diese Klostersgemeinschaft zeigen, sie ist sehr verschieden von der unseren.«

Wir überließen den alten Abt der Obhut eines Lama und traten auf den Gang. Diese Gebäuden waren es nicht so sauber wie im Chakpori, auch schien hier keine so strenge Disziplin zu herrschen. Die Mönche konnten scheinbar kommen und gehen, wie es ihnen beliebte. Die Tempel waren ungepflegt im Vergleich mit den unseren, und sogar der Weihrauch hatte keinen so angenehmen Geruch. Gruppen von Jungen spielten im Hof - auf Chakpori wären sie zu dieser Stunde eifrig bei der Arbeit gewesen. Die Gebetsmühlen standen zum größten Teil still. Hier und da sah man einen alten Mönch sitzen, der ihre Räder drehte, doch die Ordnung, die Reinlichkeit und Disziplin, die für mich zur Gewohnheit geworden

waren, herrschten hier nicht. Mein Mentor sagte: »Nun, Lobsang, würdest du gerne hier bleiben und ihr bequemes Leben teilen?«

»Nein«, das würde ich nicht, sie kommen mir hier vor wie eine Horde von Wilden«, sagte ich.

Er lachte. »Sie sind zu Siebentausend! Doch immer bringen die wenigen Schreier die schweigende Mehrheit in Misskredit.«

»Das könnte sehr wohl sein«, antwortete ich, »und obwohl sie diesen Ort den „Wilden Rosenzaun“ nennen, ist das nicht der Name, den ich ihm geben würde.«

Er sah mich lächelnd an: »Ich glaube, du würdest die Aufgabe übernehmen, und diesem Haufen mit links Disziplin beibringen.« Tatsächlich herrschte in unserer Lamaserie die aller strengste Zucht, während sie in den meisten anderen Lamaserien viel weniger streng gehandhabt wurde; Mönche, die müßig gehen wollten, gingen dort eben müßig, und es wurde kein Wort darüber verloren. Sera, oder der Wilde Rosenzaun, wie es eigentlich genannt wird, liegt sechs Kilometer vom Potala entfernt und ist eine der großen Lamaserien, die als die »Drei Sitze« bezeichnet werden. Drepung ist die größte unter ihnen. Sie hat nicht weniger als zehntausend Mönche. Ihr steht Sera mit ungefähr siebentausendfünfhundert Mönchen an Bedeutung um einiges nach, während Ganden mit nur sechstausend Mönchen die am wenigsten bedeutende ist. Jede dieser Lamaserien gleicht einer ganzen Stadt mit Straßen, Schulen, Tempeln und all den üblichen Gebäuden, die zu einer Stadt gehören. In den Straßen patrouillierten die Männer von Kham. Heute patrouillieren dort zweifellos kommunistische Soldaten! Chakpori war eine kleine, aber bedeutende Klostersgemeinschaft. Als Tempel der Medizin war es der »Sitz des Medizinischen Studiums« und war im Rat der Regierung gut vertreten.

Auf Chakpori lehrte man uns das, was ich mit dem Begriff »Judo« bezeichnen würde, denn dieser englische Ausdruck kommt dem Begriff am nächsten. Die tibetanische Beschreibung: sung-thru kyöm-pa tü de-po le-la-po ist unübersetzbar, ebenso wenig wie das »Kunstwort« amarëe. »Judo« ist eine sehr elementare Form unseres Systems. Es wird nicht in allen Lamaserien betrieben, doch wir auf Chakpori wurden darin ausgebildet, damit wir Selbstbeherrschung lernten, damit wir lernten, die Patienten zu medizinischen Zwecken das Bewusstsein zu nehmen, und damit wir die rauheren Gegenden des Landes ungefährdet bereisen konnten. Als Medizin-Lamas reisten wir häufig.

Der alte Tzu war ein großer Lehrer dieser Kunst gewesen, vielleicht der beste in ganz Tibet, und er hatte mich alles gelehrt, was er wusste – denn seine Aufgabe gut zu erfüllen gab ihm große Genugtuung. Die meisten Männer und Knaben kannten die einfachsten Griffe und Schläge, doch ich kannte sie bereits im Alter von vier Jahren. Diese Kunst sollte unseres Erachtens der Selbstverteidigung und der Beherrschung des eigenen Körpers dienen, nicht aber wie beim Preisfechten in Wettkämpfen vorgeführt werden. Wir sind der Meinung, dass der starke Mann es sich leisten kann, sanftmütig zu sein, während der schwache und unsichere prahlt und sich wichtig tut.

Unser Judo wurde dazu verwendet, Patienten - zum Beispiel beim Richten von Brüchen oder beim Ziehen von Zähnen das Bewusstsein zu nehmen. Es ist schmerzlos und birgt keine Gefahr in sich. Ein Patient kann bewusstlos gemacht werden, bevor er dessen gewahr wird, und kann nach wenigen Sekunden oder Stunden wieder zu Bewusstsein gebracht werden, ohne negative Nachwirkungen zu erzeugen. Sonderbarerweise wird ein Patient, der während des Sprechens bewusstlos gemacht wurde, beim Erwachen seinen Satz beenden. Wegen der offensichtlichen Gefahren dieses höheren

Systems, wurde es, gemeinsam mit der „augenblicklichen“ Hypnose nur denjenigen gelehrt, die die strengsten Persönlichkeitsprüfungen bestanden. Außerdem wurden hypnotische Hemmungen auferlegt, so dass man die verliehenen Kräfte nicht missbrauchen konnte.

Eine Lamaserie in Tibet ist nicht nur ein Ort, wo religiös veranlagte Menschen leben, sondern eine selbständige Stadt mit allen üblichen Einrichtungen und Annehmlichkeiten. Wir hatten unsere Theater, in denen wir religiöse und traditionelle Aufführungen sehen konnten. Die Musiker waren immer bereit, uns zu unterhalten und zu beweisen, dass in keiner andern Lamaserie besser gespielt wurde. Mönche, die Geld besaßen, konnten in den Läden Lebensmittel, Kleider, Luxusgegenstände und Bücher kaufen. Die es ersparen wollten, legten ihre Bargeld im lamaistischen Gegenstück zu einer Bank an. In allen Lebensgemeinschaften der Welt gibt es diejenigen, die sich dem Gesetz widersetzen. Unsere wurden von der Mönchs-Polizei verhaftet und vor Gericht geführt, wo sie einem gerechten Prozess unterzogen wurden. Wenn sie für schuldig befunden wurden, mussten sie ihre Strafe im lamaistischen Gefängnis abbüßen. Es gab verschiedene Schulen für alle unterschiedliche Stufen der Veranlagung. Man half begabten Jungen, ihren Weg zu machen, doch im Gegensatz zu Chakpori, war es den Faulen erlaubt zu schlafen oder ihr Leben dahin zu träumen. Wir waren der Ansicht, dass man das Leben eines anderen nicht beeinflussen kann, so möge er es in seinem nächsten Leben wieder aufholen.

Auf Chakpori standen die Dinge anders. Falls einer keine Fortschritte machte, wurde er dazu aufgefordert das Kloster zu verlassen und anderswo Zuflucht zu suchen, wo die Disziplin nicht so streng war.

Unsere kranken Mönche wurden gut gepflegt, in den Lamaserien gab es Krankenhäuser, wo die Kranken von Mönchen behandelt

wurden , die in der Medizin und der elementaren Chirurgie ausgebildet waren. Die schwereren Fälle wurden von Spezialisten, wie zum Beispiel dem Lama Mingyar Dondup, behandelt. Seit meiner Abreise aus Tibet musste ich oft darüber lachen, dass man im Westen erzählt, die Tibetaner meinten, das Herz des Mannes läge auf der linken und das der Frau auf der rechten Seite. Wir sahen genug geöffnete Leichname, um die Wahrheit zu wissen. Sehr erheitert war ich auch über die „schmutzigen Tibetaner, die von Geschlechtskrankheiten befallen sind«. Leute, die solche Dinge schreiben, waren scheinbar noch nie in diesen zweckmäßigen Einrichtungen in England und Amerika, wo den Bürgern »eine freie und diskrete Behandlung« angeboten wird. Wir sind schmutzig, manche unserer Frauen legen zum Beispiel Schminke auf ihr Gesicht auf und müssen die Position ihrer Lippen markieren, damit man sie nicht verfehlen kann. Oft reiben sie auch irgendwelches Zeug in ihr Haar, um es glänzend zu machen oder um die Farbe zu verändern. Sie zupfen sogar ihre Augenbrauen aus und färben ihre Nägel, was ein sicheres Anzeichen dafür ist, dass die tibetanischen Frauen »schmutzig und verderbt« sind.

Doch um zu unserer lamaistischen Klostersgemeinschaft zurückzukehren: es kamen oft Besucher, meist Handelsleute oder Mönche. Sie wurden in lamaistischen Gasthöfen untergebracht. Sie zahlten auch für diese Unterkünfte! Nicht alle Mönche lebten im Zölibat. Manche meinten, dass die »einspännige Glückseligkeit« nicht den richtigen geistigen Rahmen für die Kontemplation bot. Sie konnten der besonderen Sekte der Rot-Hut-Mönche beitreten, denen die Ehe gestattet war. Doch sie waren eine Minderheit. Die herrschende Klasse im religiösen Leben waren die Gelb-Hüte, eine Sekte mit Zölibat. In »verheirateten« Lamaserien arbeiteten Mönche und Nonnen Seite an Seite in einem wohlgeordneten Gemeinwesen,

und meist war die »Atmosphäre« dort nicht so rauh wie in einer rein männlichen Klostersgemeinschaft.

Bestimmte Lamaserien hatten ihre eigenen Druckereien, so dass sie ihre Bücher selbst drucken konnten. Für gewöhnlich machten sie auch ihr Papier selbst. Das war keine sehr gesunde Beschäftigung, denn eine bei der Papiererzeugung verwendete Art der Baumrinde war sehr giftig. Sie hielt alle Insekten vom tibetischen Papier ab, doch auch die Mönche spürten ihre schädigende Wirkung, und die Leute, die an der Herstellung des Papiers mitarbeiteten, beklagten sich oft über heftige Kopfschmerzen und noch schlimmere Leiden. In Tibet verwendeten wir keine Metalltypen. Bei uns wurden die ganzen Seiten auf Tafeln aus dazu geeignetem Holz vorgezeichnet, dann wurde alles um die vorgezogenen Konturen herausgeschnitten, so dass die zu druckenden Teile, gegenüber der restlichen Tafel überstanden. Manche dieser Tafeln waren circa einen Meter breit und fünfundvierzig Zentimeter hoch, und die Ausarbeitung war sehr schwierig. Die Tafeln wurden nicht verwendet, wenn sie auch nur den geringsten Fehler aufwiesen. Die Blätter der tibetischen Bücher sind nicht wie die Blätter dieses Buches, die länger als breit sind: wir verwendeten breite, kurze Bögen, die nicht gebunden wurden. Die einzelnen losen Blätter lagen zwischen geschnitzten Holzdeckeln. Beim Drucken wurde die geschnitzte Tafel für eine Seite waagrecht hingelegt. Ein Mönch führte eine Tintenwalze über die gesamte Oberfläche, wobei er auf eine gleichmäßige Verteilung achtete. Ein zweiter Mönch nahm ein Blatt Papier, das er schnell über die Tafel breitete, und ein dritter Mönch presste es mit einer schweren Walze fest hinunter. Ein vierter Mönch hob das gedruckte Blatt ab und reichte es einem Lehrling, der es beiseite legte. Nicht viele Bogen wurden verdorben, man verwendete sie nie für ein Buch, sondern sie wurden für die Lehrlinge aufgehoben, die darauf übten. Auf Chakpori hatten wir ungefähr zwei Meter lange und über einen

Meter breite geschnitzte Holztafeln: sie stellten den menschlichen Körper und seine verschiedenen Organe dar. Davon wurden Wandkarten hergestellt, die wir farbig anmalen mussten. Auch astrologische Karten hatten wir. Die Karten, aus denen wir Horoskope errechneten, hatten ungefähr sechzig Zentimeter im Quadrat. Es waren Himmelskarten, die den Stand der Sterne zur Zeit der Konzeption und der Geburt eines Menschen zeigten. Auf den leeren Ränder der Karten setzten wir die Daten ein, die wir in den sorgfältig ausgearbeiteten mathematischen Tabellen fanden, die wir veröffentlichten.

Nachdem wir die Wildrosenzaun-Lamaserie in Augenschein genommen hatten und sie, wenigstens was mich betrifft, zu ihrem Nachteil mit der unsern verglichen hatten, kehrten wir zu dem Raum zurück, in dem der alte Abt lag, um ihn noch einmal zu sehen. Während der zwei Stunden unserer Abwesenheit hatte sich sein Zustand sehr gebessert, er konnte nun einen sehr viel größeren Anteil an den Dingen, die ihn umgaben, nehmen. Sein besonderes Interesse galt dem Lama Mingyar Dondup, an dem er sehr zu hängen schien. Mein Mentor sagte: »Wir müssen uns nun verabschieden, doch hier sind einige Kräuterpulver für dich. Ich werde dem Priester, der dich betreut, genaue Anweisungen geben, wenn wir aufbrechen.« Er nahm drei kleine Ledersäcke aus seinem Kästchen und überreichte sie ihm. Drei kleine Säckchen, die für einen alten Mann, anstelle des Todes, das Leben bedeuteten.

Im vordersten Hof fanden wir einen Mönch, der zwei leider sehr muntere Ponys am Zügel hielt. Sie hatten Futter bekommen, waren ausgeruht, und verspürten jetzt Lust zu einem Galopp; ich jedoch nicht. Zu meinem Glück war der Lama Mingyar Dondup sehr einverstanden damit, im Schritt zu reiten. Der Rosenzaun ist circa drei Kilometer von der nächsten Biegung der Lingchor-Straße entfernt. Ich sehnte mich nicht danach, an meinem früheren Heim

vorbeizureiten. Mein Mentor schien meine Gedanken zu kennen, denn er sagte: »Wir wollen die Straße überqueren und zu der Gasse der Läden reiten. Wir haben keine Eile, morgen kommt ein neuer Tag, den wir noch nicht gesehen haben.«

Ich war fasziniert von den Läden der chinesischen Händler, ich lauschte den schrillen Stimmen, als sie um die Preise stritten und feilschten. Genau gegenüber von ihren Läden auf der andern Seite der Straße stand ein Tschorten, Symbol der Unvergänglichkeit des Ich, und dahinter ragte ein schimmernder Tempel empor, dem die Mönche des nahen Shede Gomba zuströmten. Nach einem Ritt von wenigen Minuten erreichten wir die Gässchen mit den eng beieinanderstehenden Häusern, die sich wie schutzsuchend im Schatten des Jo-Kang zusammendrängten. »Ach!« dachte ich, »als ich zum letzten Mal hier war, war ich ein freier Mensch und wurde nicht geschult, um Mönch zu werden. Ich wollte, alles wäre ein Traum und ich könnte erwachen!« Langsam ritten wir die Straße hinab und bogen nach rechts in den Weg ein, der zur Türkisen Brücke führte. Der Lama Mingyar Dondup wandte sich zu mir und sagte: »So willst du noch immer nicht Mönch werden? Es ist ein ganz schönes Leben, weißt du. Am Ende dieser Woche wird ein Teil der Jungen wie jedes Jahr in die Berge zum Kräutersammeln gehen. Doch diesmal will ich lieber nicht, dass du mitgehst. Statt dessen könntest du mit mir lernen, damit du mit zwölf Jahren deine Prüfung machen und Trappa werden kannst. Ich habe mir vorgenommen, dich auf eine besondere Exkursion in die Hochländer mitzunehmen, wo man sehr seltene Kräuter findet.« Eben gelangten wir am Ende des Dorfes Shö an und näherten uns dem Pargo Kaling, dem Westtor des Tales von Lhasa. Ein Bettler sank gegen die Mauer zurück: »Ho! Ehrwürdiger, heiliger Medizin-Lama, heile mich bitte nicht von meinem Leiden, sonst verliere ich meinen Unterhalt.« Mein Mentor sah traurig aus, als wir durch den Tschorten ritten, der das Tor

bildete. »So viele solche Bettler, Lobsang, und so unnötig. Sie sind es, die uns außer Landes einen schlechten Ruf machen. In Indien, in China, überall, wo ich mit dem »Kostbaren« war, sprachen die Leute über die Bettler von Lhasa, ohne zu wissen, dass manche von ihnen reich sind. Ja, ja, vielleicht werden die Bettler nach der Erfüllung der Prophezeiung für das Jahr des Eisen-Tigers (1950 - Kommunisten besetzen Tibet) zur Arbeit gezwungen werden. Du und ich werden nicht hier sein, um es zu sehen, Lobsang. , wir werden nicht hier sein. Dich erwarten fremde Länder. Mich erwartet die Rückkehr zu den Himmlischen Feldern.«

Der Gedanke, dass mein geliebter Lama mich verlassen, dieses Leben verlassen würde, betrückte mich über alle Maßen. Damals hatte ich noch nicht begriffen, dass das Leben auf der Erde eine Einbildung ist, ein Ort der Prüfung, eine Schule. Noch wusste ich nichts über das Verhalten der Menschen angesichts der Widrigkeiten des Lebens. Jetzt weiß ich davon!

Wir bogen links ab und ritten die Lingchor-Straße entlang weiter, am Kundu Ling vorüber, und dann wieder nach links in unsere eigene Straße ein, die zum Eisen-Berg hinaufführte. Ich wurde niemals des Anblicks der farbigen Felsskulpturen am Abhang überdrüssig, die eine Seite unseres Berges ausmachten. Die gesamte Vorderseite des Berges war mit Skulpturen und Gemälden von Gottheiten bedeckt . Doch der Tag neigte sich seinem Ende zu, und es blieb uns nicht mehr viel Zeit.

Während wir hinaufritten, dachte ich an die Kräutersammler. Jedes Jahr ging eine Gruppe vom Chakpori in die Berge, um Kräuter zu sammeln, die getrocknet und in luftdichte Säcke verpackt wurden. Hier in den Bergen befand sich der größte Vorratsraum für die Heilmittel der Natur. Wahrlich waren nur sehr wenige Leute jemals im Hochgebirge gewesen, wo es Dinge gab, die zu ungewöhnlich

sind, um sie zu erörtern. Ja, beschloss ich, dieses Jahr konnte ich sehr wohl auf einen Besuch in den Bergen verzichten, und ich würde eifrig lernen, so dass ich für die Expedition in die Hochländer vorbereitet wäre, sobald der Lama Mingyar Dondup es für angebracht hielt. Die Astrologen hatten gesagt, ich würde die Prüfung beim ersten Versuch bestehen, doch ich wusste, dass ich eifrig lernen musste; ich wusste, dass die Voraussage bedeutete, wenn ich fleißig genug lernte! Die Stufe meiner geistigen Entwicklung entsprach mindestens der eines Achtzehnjährigen, denn ich hatte immer mit Leuten Umgang gehabt, die sehr viel älter waren als ich, und ich musste mich immer allein durchschlagen.

Der Tibetische Glaube



Es könnte vielleicht von Interesse sein, wenn ich an dieser Stelle ein paar Einzelheiten über unsere Lebensweise mitteile. Unsere Religion ist eine Form des Buddhismus, doch gibt es dafür keine direkte Übersetzung. Wir bezeichnen sie als »Die Religion« und nennen unsere Gläubigen »Eingeweihte«, während wir die Mitglieder anderer Glaubensbekenntnisse als »Nichteingeweihte« bezeichnen. Die in der westlichen Welt bereits bekannte Bezeichnung für unsere Religion, die ihrem Wesen am nächsten kommt, ist: Lamaismus. Sie weicht vom Buddhismus insofern ab, als sie eine Religion der Hoffnung und des Glaubens an die Zukunft ist. Den Buddhismus empfinden wir als negativ, als eine Religion der Hoffnungslosigkeit. Mit Sicherheit glauben wir nicht, dass ein allsehender Vater auf die ganze Welt herabschaut und jeden einzelnen behütet und beschützt.

Viele Gelehrte haben ernste Kommentare über unsere unsere Religion abgegeben. Viele haben uns verurteilt, weil ihr eigener Glaube ihr Urteil trübte und sie keiner anderen Betrachtungsweise fähig waren. Manche haben uns sogar »satanisch« genannt, weil unsere Gepflogenheiten ihnen fremd waren. Die meisten dieser Autoren gründen ihre Meinungen auf dem Hörensagen und den Schriften anderer. Höchstwahrscheinlich haben sich diese Wenigen gerade einmal ein paar Tage lang mit unserem Glauben beschäftigt und meinten nun alles darüber zu wissen, und über ein Sachgebiet, für dessen Ergründung unsere klügsten Weisen ihr ganzes Leben widmeten, Bücher zu schreiben, es zu interpretieren und kundzutun. Stellt euch mal einen Buddhisten oder Hindu vor, der ein paar Stunden lang in der christlichen Bibel herumgeblättert hat und dann versucht, alle unterschwelligsten Feinheiten des Christentums zu erklären und zu lehren! Keiner dieser Autoren, die über den Lamaismus schrieben, hat von seiner frühesten Kindheit an als Mönch in einer Lamaserie gelebt und die Heiligen Bücher studiert. Diese Bücher sind geheim; und zwar deshalb geheim, weil sie denjenigen, die eine rasche, mühelose und ordinäre Erlösung suchen, nicht zugänglich sind. Leute, die den Trost irgendeines Rituals wünschen, irgendeine Form der Selbsthypnose, können dies erhalten, wenn sie glauben, dass es ihnen hilft. Das entspricht nicht der Inneren Wirklichkeit, sondern ist eine kindische Selbsttäuschung. Für manche könnte es sehr beruhigend sein zu denken, dass sie eine Sünde nach der anderen begehen mögen, und es dann, wenn ihr Gewissen sie zu sehr quält, ausreicht im nächsten Tempel eine Gabe darzubringen, damit ihnen die Götter in dankbarer Erkenntlichkeit augenblicklich und ein für allemal Vergebung zuteil werden ließen und sie neue Sünden begehen dürften. Es gibt einen Gott, ein Höchstes Wesen. Spielt es eine Rolle, wie wir ihn nennen? Gott ist eine Wirklichkeit.

Tibetaner, die die rechte Lehre Buddhas studiert haben, beten niemals um Erbarmen oder um eine Gunst, sondern nur darum, dass ihnen Gerechtigkeit von den Menschen widerfahre. Ein Höchstes Wesen, als Inbegriff der Gerechtigkeit, kann nicht dem einen Barmherzigkeit erweisen und sie einem anderen verweigern, denn das würde die Verleugnung der Gerechtigkeit darstellen.

Um Erbarmen oder um eine Gunst zu beten und als Gegenleistung für die Erhörung der Gebete Gold oder Weihrauch zu versprechen, läuft darauf hinaus, dass den Meistbietenden die Erlösung erwartet und somit Gott geldbedürftig und »käuflisch« ist.

Ein Mensch kann seinen Mitmenschen gegenüber barmherzig sein, doch tut er das sehr selten; das Höchste Wesen kann nur Gerechtigkeit üben. Wir sind unsterbliche Seelen, Unser Gebet: »Om! ma-ni pad-me Hum!« - wie hier im Folgenden in tibetanischer Schrift wiedergegeben - wird oft wörtlich übersetzt: »Wohl dem Juwel in der Lotosblume!« Wir, die wir tiefer in die Materie eingedrungen sind, wissen, dass es; eigentlich bedeutet: »Heil dem Höheren Selbst des Menschen!« Es gibt keinen Tod. So wie man am Abend seine Kleider auszieht, so legt auch die Seele den Körper ab, wenn dieser schläft. So wie man alte Kleider wegwirft, wenn sie abgetragen sind, so entledigt sich auch die Seele des Körpers, wenn er verbraucht und verschlissen ist. Tod ist Geburt. Sterben ist lediglich das Wiedergeborenwerden auf einer anderen Daseinsebene. Der Mensch, oder der Geist des Menschen, ist ewig. Der Körper ist nur das zeitliche Gewand, in das sich der Geist kleidet und je nach der erwählten Lebensaufgabe ausgesucht wird. Die äußere Erscheinung ist bedeutungslos. Von Bedeutung ist nur die ihr innewohnende Seele. Ein großer Prophet kann in Gestalt eines Armen geboren werden - wie könnte man die Nächstenliebe eines Menschen gegenüber seiner Mitmenschen besser beurteilen! - während jemand, der in einem vergangenen Leben gesündigt hat, als

reicher Mann wieder zur Welt kommen kann, um zu erfahren, ob er auch dann noch unrecht tut, wenn die Armut ihm nicht mehr im Nacken sitzt.

ཨོཾ་མ་ཎི་པ་དྲེ་ཨུཾ།

Om! ma-ni pad-me Hum!

»Das Rad des Lebens«, so nennen wir das Ereignis des Geborenwerdens, des Lebens in irgendeiner Welt, des Sterbens, der Rückkehr in den Zustand des göttlichen Geistes und des künftigen Wiedergeborenwerdens unter anderen Lebensbedingungen und -umständen. Wenn ein Mensch in seinem Leben viel leidet, bedeutet dies nicht unbedingt, dass er in einem früheren Leben böse war; es ist für ihn vielleicht nur der beste und schnellste Weg, bestimmte Dinge zu lernen. Die praktische Erfahrung ist eine bessere Lehrmeisterin als das Hörensagen! Einer, der Selbstmord begeht, kann wiedergeboren werden, um die Jahre nachzuholen, um die er sich in seinem früheren Leben gebracht hat, doch das heißt nicht, dass alle die, die jung oder als kleine Kinder sterben, Selbstmörder waren. Das Rad des Lebens gilt für alle, Bettler und Könige, Männer und Frauen, Farbige und Weiße. Dieses Lebensrad ist natürlich nur ein Symbol, doch eines das jenen, die keine Zeit haben, sich ausgiebiger mit diesem Thema zu befassen, die Bewandnisse sehr deutlich macht. Man kann den tibetanischen Glauben nicht in oder zwei kurzen Abschnitten erläutern: die Kangyur oder Tibetischen Heiligen Schriften umfassen über hundert Bücher über dieses Thema, und erklärt sie dennoch nicht vollkommen. Es gibt viele Bücher, die in entlegenen Klöstern aufbewahrt und nur Eingeweihten zugänglich sind.

Seit Jahrhunderten wissen die Völker des Ostens der verschiedenen okkulten Kräfte und Gesetze und dass sie in der Natur begründet sind. Anstatt zu versuchen die Existenz dieser Kräfte zu widerlegen, und zu behaupten, dass sie nicht existieren können, weil sie weder gewogen noch mit Säuren getestet werden können, haben die Wissenschaftler und Forscher der östlichen Welt immer schon danach gestrebt diese Naturgesetze noch besser zu beherrschen. So zum Beispiel interessierte uns nicht nach welchen Prinzipien die Hellsichtigkeit funktioniert, aber uns interessierte das Ergebnis der Hellsichtigkeit. Manche Menschen zweifeln an der Hellsichtigkeit; so wie jemand der blind geboren ist an der Sehkraft zweifelt, weil er nie damit Erfahrungen gemacht haben, und weil er daher nicht begreifen kann, wie man einen Gegenstand sehen kann, wenn zwischen ihm und den Augen ganz klar kein direkter Kontakt besteht!

Menschen haben eine Aura, ein farbiges Feld, das ihren Körper umgibt und anhand der Intensität dieser Farben kann jemand, der in dieser Kunst erfahren ist, auf den Gesundheitszustand, die Redlichkeit und den allgemeinen Entwicklungsstand der betreffenden Person schließen. Diese Aura ist die Ausstrahlung der inneren Lebenskraft, des Ichs, der Seele. Rings um den Kopf ist ferner ein Lichtschein oder Heiligenschein, der auch eine Emanation der Lebenskraft ist. Bei Eintritt des Todes erlischt dieser Lichtschein und das Ich verlässt den Körper, seine Reise in die nächste Existenz anzutreten. Es wird zu einem „Geist“. Es ist sich vielleicht noch nicht vollkommen darüber bewusst, was ihm geschieht. Deshalb leisten die Lamas den Sterbenden Beistand, damit sie über die Stadien, die sie durchwandern, informiert sind. Wird dieser Prozess vernachlässigt, kann es sein, dass der Geist, aufgrund seiner Wünsche, an das irdische Leben gebunden bleibt. Es ist die Aufgabe der Priester, diese Bande zu lösen.

Wir führten regelmäßig Gottesdienste durch, um die Geister zu geleiten. Der Tod macht Tibetanern keine Angst, doch wir glauben, dass der Übergang aus diesem Leben in das nächste leichter ist, wenn man gewisse Vorkehrungen trifft. Es ist dabei notwendig, dass man dabei klar bestimmten Schritten folgt und an klaren Gedankengängen festhält. Die Zeremonie findet in einem Tempel im Beisein von etwa dreihundert Mönchen statt.

In der Mitte des Tempels würde eine Gruppe von ungefähr fünf telepathischen Lamas mit einander zugekehrten Gesichtern im Kreis sitzen. Während die Mönche unter der Leitung eines Abtes sangen, würden die Lamas versuchen, telepathisch den Kontakt mit den notleidenden Seelen aufrechtzuerhalten. Keine Übersetzung dieser Gebete wird ihnen wirklich gerecht werden, doch sei immerhin ein Versuch gewagt:

»Höret den Ruf unserer Seelen, ihr alle, die ihr führungslos in den Grenzregionen wandert! Die Lebenden und die Toten leben in getrennten Welten. Wo können ihre Gesichter gesehen und ihre Stimmen gehört werden? Das erste Räucherstäbchen wird angezündet, um einen umherwandernden Geister herbeizurufen, dass er geführt werden möge.«

»Höret den Ruf unserer Seelen, ihr alle, die ihr führerlos wandert! Die Berge strecken sich zum Himmel empor, doch kein Laut ist zu hören. Eine leichte Brise kräuselt die Wasser, und die Blumen stehen in Blüte. Euer Nahen scheucht die Vögel nicht davon, denn sie sehen und wittern euch nicht. Das zweite Räucherstäbchen wird angezündet, um einen umherwandernden Geister herbeizurufen, dass er geführt werden möge.«

»Höret den Ruf unserer Seelen, ihr Wandernden alle. Dies ist die Welt der Täuschung. Das Leben ist nur ein Traum. Alle die, die geboren werden, müssen sterben. Nur Buddhas Weg führt zum

ewigen Leben. Das dritte Räucherstäbchen wird angezündet, um einen umherwandernden Geister herbeizurufen, dass er geführt werden möge.«

»Höret den Ruf unserer Seelen, all ihr Mächtigen, die ihr über Bergen und Flüssen throntet und sie beherrschtet. Euer Reich dauerte nur einen Augenblick, doch die Klagen eurer Völker fanden nie ein Ende. Die Erde trieft von Blut, und von den Seufzern der Unterdrückten regt sich der Bäume Laub. Das vierte Räucherstäbchen wird angezündet, um die umherwandernden Geister der Könige und Tyrannen herbeizurufen, dass sie geführt werden mögen.«

»Höret den Ruf unserer Seelen, all ihr Krieger, die ihr andere überfallen, verwundet und getötet habt! Wo sind eure Heere jetzt? Die Erde stöhnt, und Unkraut wächst über die Schlachtfelder. Das fünfte Räucherstäbchen wird angezündet, um die umherwandernden Geister der Heerführer und Herrscher herbeizurufen, dass sie geführt werden mögen.«

»Höret den Ruf unserer Seelen, all ihr Künstler und Gelehrte, die ihr in gemalt und geschrieben habt. Vergeblich habt ihr eure Augen überanstrengt und eure Tinte vergossen. Euer Werk wird nicht mehr gedacht, doch eure Seelen müssen weiterleben. Das sechste Räucherstäbchen wird angezündet, um die umherwandernden Geister der Künstler und Gelehrten herbeizurufen, dass sie geführt werden mögen.«

»Höret den Ruf unserer Seelen, ihr schönen Jungfrauen und vornehmen Frauen, die ihr in eurer Jugend einem frischen Frühlingmorgen gleicht. Erst umarmen euch eure Liebsten, dann brechen sie eure Herzen. Der Herbst kommt und dann der Winter, die Bäume entblättern sich, die Blumen welken, und so auch eure Schönheit - zuletzt bleibt nur das Gerippe übrig. Das siebente

Räucherstäbchen wird angezündet, um die umherwandernden Geister der Jungfrauen und der Damen herbeizurufen, dass sie von den Banden der Welt weggeführt werden mögen.«

»Höret den Ruf unserer Seelen, all ihr Bettler und Diebe und ihr, die ihr euch gegen andere versündigt habt und die ihr nun keine Ruhe finden könnt. Eure Seelen wandern ohne eines Freundes Beistand durch die Welt, und ihr habt keine Gerechtigkeit in eurem Herzen. Das achte Räucherstäbchen wird angezündet, um die umherwandernden Geister jener herbeizurufen, die gesündigt haben und nun einsam ihres Weges wandern.«

»Höret den Ruf unserer Seelen, ihr Prostituierten, ihr Frauen der Nacht und alle die, gegen die gesündigt worden ist und die ihr nun einsam durch das Geisterreich irrt. Das neunte Räucherstäbchen wird angezündet, um sie herbeizurufen, dass sie von den Banden der Welt befreit werden mögen.«

Im vom Weihrauch erfüllten Tempel würden die mit Butter gespeisten, flackernden Lichter tanzende Schatten an die Wände hinter den goldenen Bildwerken werfen. Die Luft würde trüchtig sein, von der angespannten Konzentration der telepathisch entrückten Mönche in ihrem Bemühen, sich mit den Abgeschiedenen in Verbindung zu setzen, die noch nicht alle Bande des Irdischen abgestreift hatten. Mönche in rotbraunen Kutten saßen einander in Reihen gegenüber und stimmten die Totenlitanei an, und verborgene Pauken schlugen den Rhythmus des menschlichen Herzens. Aus anderer Richtung ertönten im Tempel, wie im menschlichen Körper, das Summen der inneren Organe, das Rauschen des Blutstroms und das Säuseln der Luft in den Lungen. Im weiteren Verlauf der Zeremonie, die den Abgeschiedenen bestimmte Weisungen vermittelte, veränderte sich das Tempo der Rhythmen des Körpers, es verlangsamte sich, und zuletzt kündigte sich in röchelnden,

vibrierenden Atemzügen der Geist an, der den Körper verließ - dann trat tiefe Stille ein. Die Stille des Todes. In dieser Stille würde sich, selbst bei denen – die nicht medial veranlagt sind - das Bewusstsein einstellen, dass andere Wesen zugegen waren, warteten und lauschten. Allmählich, während die telepathischen Weisungen fort dauern, löst sich die Spannung, und die irrenden Geister traten ihren Weg in den nächsten Etappe ihrer Wanderung an.

Wir glauben fest daran, dass wir immer wieder wiedergeboren werden. Doch nicht nur auf dieser Erde. Es gibt Millionen von Welten, und wir wissen, dass die meisten von ihnen bewohnt sind. Die Bewohner dieser anderer Welten können eine vollkommen andere Gestalt haben, als wir sie kennen. Sie könnten den Menschen überlegen sein. Wir in Tibet haben nie die Meinung geteilt, dass der Mensch die höchste und erhabenste Entwicklungsform sei. Wir glauben, dass es andernorts weit höher entwickelte Lebewesen gibt, und dass sie keine Atombomben abwerfen. Ich habe in Tibet Berichte über merkwürdige Fahrzeuge am Himmel gelesen. »Die Wagen der Götter« wurden sie von den meisten Menschen genannt. Der Lama Mingyar Dondup sagte mir, dass eine Gruppe von Lamas eine telepathische Verbindung mit jenen »Göttern« hergestellt hatte, und dass diese ihnen gesagt haben, sie beobachteten die Erde, offenbar in ähnlicher Weise, wie Menschen wilde, gefährliche Tiere in einem Zoo beobachten.

Über das freie Schweben, »Levitation«, wurde schon viel geschrieben. Ich habe es oft gesehen und es ist durchaus möglich, erfordert jedoch sehr viel Übung. Es ist nicht notwendig, dass man sich mit dem freien Schweben befasst, denn es gibt eine viel einfachere Methode: die Astralreise ist leichter und sicherer. Den meisten Lamas führen sie aus und jedermann, der nur ein wenig Geduld aufzubringen bereit ist, kann sich diese nützliche und angenehme Kunst zu eigen machen.

Tagsüber, während wir hier auf der Erde wach sind, ist unser Ich mit dem physischen Körper verbunden, und wenn man nicht speziell dazu ausgebildet ist, ist es nicht möglich, sie voneinander zu trennen. Wenn wir schlafen, bedarf nur der physische Körper der Ruhe, während der Geist sich vom Körper löst und sich in das Reich des Geistes begibt. So ähnlich, wie ein Kind am Ende des Schultags nach Hause zurückkehrt. Das Ich und der Körper bleiben durch das „Silberband“ miteinander verbunden, das in der Lage ist, sich unendlich in die Länge zu dehnen. Solange der Körper bleibt so lange am Leben, wie das Silberband intakt bleibt. Bei Eintritt des Todes wird die Schnur durchtrennt, wenn der Geist zu neuem Leben in der geistigen Welt geboren wird, gerade so wie die Nabelschnur eines Säuglings durchgeschnitten wird, um es von der Mutter zu trennen. Die Geburt bedeutet für das Baby den Tod vom behüteten Leben, das es im Mutterleib geführt hat. Der Tod bedeutet für den Geist die Wiedergeburt in einer freieren Welt des Geistes. Solange das Silberband unversehrt ist, kann der Geist während des Schlafes frei umherschweifen. Menschen, die dazu speziell ausgebildet sind, können dies auch bewusst tun. Das Umherwandern des Geistes erzeugt Träume, die am Silberband entlang übertragene Eindrücke sind. Sobald der physische Verstand sie entgegen nimmt, hat er sie bereits »rationalisiert«, damit sie in die eigenen irdischen Glaubensvorstellung passen. In der Welt des Geistes gibt es keine Zeit. Die »Zeit« ist ein rein physikalisches Konzept - und so haben wir Fälle von langen und verwickelten Träumen, die in einem Bruchteil einer Sekunde abzulaufen scheinen. Jeder hat bestimmt schon einmal davon geträumt, dass er einen Menschen getroffen und gesprochen hat, der weit weg, vielleicht sogar jenseits des Ozeans, wohnt. Möglicherweise hat er dabei eine Botschaft empfangen, und beim Aufwachen hat er in der Regel das bestimmte Gefühl, das da »etwas« war, an das er sich zu erinnern wollte.

Häufig erinnert man sich einen weit weg lebenden Freund oder Verwandten begegnet zu sein und wundert sich nicht, wenn man dann kurz danach von ihm hört. Bei denjenigen, die eben keine spezielle Schulung darin haben, kann die Erinnerung verzerrt sein und das Ergebnis ist ein unlogischer oder allenfalls ein Alptraum.

In Tibet reisen wir viel mittels der Astralprojektion - nicht mit Hilfe der Levitation - und wir steuern den gesamten Prozess. Wir veranlassen unser Ich dazu, den Körper zu verlassen, wobei es durch das Silberband immer noch mit ihm verbunden ist. Man kann reisen, wohin man möchte und zwar in Gedankenschnelle. Die meisten Menschen besitzen die Fähigkeit, Astralreisen zu unternehmen. Viele sind tatsächlich zu einer Astralreise aufgebrochen und haben dann, aufgrund der mangelnden Schulung, einen Schock erlitten.

Wahrscheinlich hat schon jeder einmal das Gefühl gehabt, gerade in den Schlaf hinüberzudämmern und dann ohne erkennbaren Grund schlagartig aufzuwachen. Die Ursache hierfür ist eine zu rasche Loslösung und Entfernung des Ichs, eine unsanfte Trennung des physischen und des astralen Körpers. Sie hat eine Kontraktion des Silberbandes zur Folge, und der Astralkörper schnellst in den körperlichen Leib zurück. Noch viel unangenehmer ist das Gefühl, wenn der Astralkörper nach einer Reise zurückkehrt und der Astralkörper ein paar Meter über dem leiblichen Körper schwebt, wie ein Luftballon an einem Faden. Irgend etwas, vielleicht ein äußeres Geräusch, veranlasst den Astralkörper, ganz schnell in den Körper zurückzukehren. Das körperliche Ich erwacht plötzlich mit dem schreckhaften Gefühl, von einer Felswand abgestürzt und gerade noch zur rechten Zeit erwacht zu sein.

Eine Astralreise unter der vollen Kontrolle des Bewusstseins kann fast jeder Mensch unternehmen. Sie bedarf der Übung, doch, vor allem am Anfang, ist es wichtig, dass man völlig ungestört ist und

man nicht befürchten muss, dass den Prozess unterbricht. Das hier ist natürlich kein Lehrbuch der Metaphysik, es hat also keinen Zweck hier Abweisungen zur Astralreise zu geben, jedoch möchte ich betonen, dass diese zu einem sehr unangenehmen Erlebnis werden kann, es sei denn man hat einen erfahrenen Lehrer zur Seite. Es besteht keine unmittelbare Gefahr, doch kann immerhin ein Schock oder eine Störung des Gefühlslebens eintreten, wenn der Astralkörper nicht in der richtigen Phase den Körper verlässt oder in ihn zurückkehrt. Menschen, die an Herzschwäche leiden, sollten sich nie auf astrale Reisen einlassen. In der Reise selbst liegt keine Gefahr; eine schwere Gefahr besteht jedoch - für Menschen mit einem schwachen Herzen wenn eine fremde Person den Raum betritt und den Körper oder das »Band« stört. Der dadurch erzeugte Schock könnte tödlich sein, und das wäre insofern unangenehm, als das betroffene Ich dann wiedergeboren werden müsste, um die ihm zugemessene Lebenszeit erst noch zu vollenden, ehe es seine nächste Existenz antritt.

Wir Tibetaner glauben, dass alle Menschen vor dem Sündenfall die Fähigkeit dazu hatten im Astralen zu reise, hellzusehen, sich per Telepathie zu verständigen und zu schweben. Der Sündenfall bestand unserer Auffassung nach darin, dass der Mensch seine okkulten Kräfte für eigennützige Interessen missbrauchte, anstatt sie im Dienste der Höherentwicklung der gesamten Menschheit anzuwenden. Zu Anbeginn vermochten sich alle Menschen telepathisch miteinander zu verständigen. Jeder einzelne Stamm hatte seine eigene mündliche Sprache, die lediglich der Verständigung unter den Stammesangehörigen diente. Die telepathische Verständigung erfolgte jedoch, unabhängig von der Stammessprache, durch Gedankenübertragung. Als indes die Fähigkeit telepathischer Verständigung infolge ihres Missbrauchs verlorenging, war das Resultat Babel!

Wir haben keinen Feiertag wie den »Sabbat« als solchen. Wir haben „Heilige Tage“, die wir an jedem achten und fünfzehnten Tag jedes Monats wahrnehmen. An diesen Tagen finden besondere Gottesdienste statt, denn sie gelten als heilig und es wird an ihnen nicht gearbeitet. Unsere jährlichen Feiertage entsprechen, so wurde mir gesagt, irgendwie den christlichen Feiertagen, doch sich meine Kenntnisse über letztere nicht ausreichend, um darüber zu urteilen.

Unsere Jahresfeiertage sind die folgenden:

In unserem ersten Monat, der ungefähr dem Februar entspricht, feiern wir vom ersten bis zum dritten Tag »Logsar«. Diesen Tag würde man in der westlichen Welt als Neujahr bezeichnen. Dieses Fest ist Anlass für Vergnügungen und auch der religiösen Andacht. Unsere wichtigsten Tage der Zeremonie finden vom vierten bis zum fünfzehnten Tag statt. Sie sind die »Tage der Fürbitte«, in unserer Sprache »Monlam« genannt. Dieses Fest ist wahrlich der Höhepunkt unserer religiösen und weltlichen Feiertage des Jahres. Am fünfzehnten Tag desselben Monats feiern wir den Jahrestag von Buddhas Empfängnis. Es finden an diesem Tag keine Vergnügungen statt, sonder er ist Anlass zu feierlichen Dankesgebeten. Um diesen Monat zu vervollständigen, feiern wir am siebenundzwanzigsten Tag ein Fest, das halb religiös, halb mythisch ist. Es handelt sich um die Prozession des Heiligen Schwertes. Hiermit enden die Feiertage des ersten Monats.

Der einzige Feiertag des zweiten Monats, der etwa dem März entspricht, ist der Neunundzwanzigste, die Jagd und Vertreibung des Dämons des Bösen Blicks. Auch der April, der dritte Monat, bringt nur wenige öffentliche Festlichkeiten; der Fünfzehnte ist der Jahrestag der Offenbarung.

Am achten Tag des vierten Monats an, nach dem westlichen Kalender der Monat Mai, feiern wir die Wiederkehr von Buddhas

Weltentsagung. Diese Feiertage ähneln, wenn ich recht im Bilde bin, in etwa der christlichen Fastenzeit.

Während dieser Tage der Entsagung waren wir dazu angehalten, noch enhaltsamer zu leben.

Am Fünfzehnten war Buddhas Todestag. Er ist der Gedenktag für alle Abgeschiedenen, mit anderen Worten der »Allerseelentag«. Zur Beschwörung der Seelen, die noch in irdischen Banden wandern, zünden wir Räucherwerk an. Wir betrachteten diesen Tag als den Gedenktag an all jene, die dieses Leben verlassen hatten. „Allerseelen“ war eine andere Bezeichnung für diesen Feiertag. An jenem Tag zündeten wir unsere Räucherstäbchen an und riefen die Seelen all jener, die in den erdnahen Reichen umherirrten.

Verständlicherweise, handelt es sich hierbei nur um die Hauptfestlichkeiten; neben ihnen gibt es noch eine Anzahl von weniger bedeutenden, die auch gehalten und entsprechend gefeiert werden sollen, jedoch hier nicht besonders erwähnenswert sind.

Am fünften Tag des Monats Juni mussten wir »im ärztlichen Dienst stehenden« Lamas an besonderen Zeremonien in auswärtigen Lamaserien teilnehmen. Es waren Dankeszeremonien für den Dienst der Arzt-Mönche, der vom Buddha ins Leben gerufen wurde. An diesem Tag konnten wir nichts Unrechtes tun, doch am nächsten Tag wurden wir von unseren Vorgesetzten für all das zur Verantwortung gezogen, was wir ihrer Meinung nach getan hatten!

Der vierte Tag des sechsten Monats, also Juli, war Buddhas Geburtstag. Zugleich feierten wir die erste Verkündigung des Gesetzes.

Das Erntefest fand am achten Tag des neunten Monats, des Oktober, statt. Da Tibet ein sehr sehr trockenes Land ist, waren wir in viel höherem Maße als andere Länder auf die Wasserversorgung

durch unsere Flüsse angewiesen. Es fällt nur wenig Regen in Tibet, daher ist unser Erntefest zugleich ein Wasserfest, denn ohne das Wasser der Flüsse könnte im Land keine Ernte gedeihen.

Der zweiundzwanzigste Tag des zehnten Monats, November, ist der Erinnerungstag an Buddhas wunderbare Wiederkehr zur Erde aus dem Himmel. Am fünfundzwanzigsten Tag des nächsten, des elften Monats, feiern wir das Lichterfest.

Die letzten religiösen Festtage des Jahres fanden vom neunundzwanzigsten bis zum dreißigsten Tag des zwölften Monats statt, die nach dem westlichen Kalender an der Wende des Januar zum Februar liegen. Zu dieser Zeit feierten wir die Vertreibung des alten Jahres, um uns auf das neue Jahr vorzubereiten.

Unser Kalender weicht von dem westlichen sehr wesentlich ab: wir haben einen Zyklus von sechzig Jahren, und jedes Jahr wird jeweils von einem der zwölf Tiere und einem fünf Elemente, die miteinander kombiniert werden, angegeben. Das neue Jahr beginnt im Februar. Hier im Folgenden haben wir den gegenwärtigen Jahreszyklus, der 1927 begann:

1927 das Jahr des Feuer-Hasen,
1928 das Jahr des Erd-Drachen,
1929 das Jahr der Erd-Schlange,
1930 das Jahr des Eisen-Rosses,
1931 das Jahr des Eisen-Schafes,
1932 das Jahr des Wasser-Affen,
1933 das Jahr des Wasser-Vogels,
1934 das Jahr des Holz-Hundes,
1935 das Jahr des Holz-Ebers,
1936 das Jahr der Feuer-Maus,
1937 das Jahr des Feuer-Ochsen,
1938 das Jahr des Erd-Tigers,
1939 das Jahr des Erd-Hasen,

1940 das Jahr des Eisen-Drachen,
1941 das Jahr der Eisen-Schlange,
1942 das Jahr des Wasser-Rosses,
1943 das Jahr des Wasser-Schafes,
1944 das Jahr des Holz-Affen,
1945 das Jahr des Holz-Vogels,
1946 das Jahr des Feuer-Hundes,
1947 das Jahr des Feuer-Ebers,
1948 das Jahr der Erd-Maus,
1949 das Jahr des Erd-Ochsen,
1950 das Jahr des Eisen-Tigers,
1951 das Jahr des Eisen-Hasen,
1952 das Jahr des Wasser-Drachen,
1953 das Jahr der Wasser-Schlange,
1954 das Jahr des Holz-Rosses,
1955 das Jahr des Holz-Schafes,
1956 das Jahr des Feuer-Affen,
1957 das Jahr des Feuer-Vogels,
1958 das Jahr des Erd-Hundes,
1959 das Jahr des Erd-Ebers,
1960 das Jahr der Eisen-Maus,
1961 das Jahr des Eisen-Ochsen – und so weiter.

Es ist Teil unseres Glaubens, dass man die mit Wahrscheinlichkeit eintretenden Ereignisse der Zukunft vorhersagen kann. Die Weissagung ist für uns, mit welchen Mitteln auch immer sie erzielt wird, eine exakte Wissenschaft. Wir glauben an die Astrologie. »Astrologische Einflüsse« sind für uns nichts anderes als kosmische Strahlen, die durch die Beschaffenheit des Körpers, der sie auf die Erde reflektiert, in bestimmter Weise »gefärbt« oder verändert werden. Jedermann wird damit einverstanden sein, dass man mit Hilfe einer Kamera und mit weißem Licht ein Bild von irgendeinem Gegenstand herstellen kann. Wenn man verschiedene

Filter vor die Linse der Kamera oder vor die Lichtquelle setzt, kann man ein Bild mit verschiedenen Effekten erzielen. Wir können orthochromatische, panchromatische oder infrarote Effekte erzeugen, um nur drei aus einer Anzahl von Möglichkeiten zu nennen.

Menschen können auf ähnliche Weise durch die kosmische Strahlung beeinflusst werden, die auf ihre chemische und elektrische Persönlichkeit einwirkt.

Buddha sagt: »Sterndeutung und Astrologie, die Voraussage von glücklichen und unglücklichen Begebenheiten durch Zeichen, die Vorhersage von Gutem oder Bösem, alle diese Dinge sind verboten.« Doch ein späteres Gesetz unserer Heiligen Bücher lautet: »Die Kräfte, die nur wenige von Natur aus besitzen und um derentwillen sie Schmerzen und Leiden erdulden, mögen angewendet werden. Keine übernatürlichen Kräfte dürfen jedoch zum persönlichen Vorteil, weltlichen Ehrgeiz oder auch nur als Beweis des Vorhandenseins solcher Kräfte eingesetzt werden. Nur so können die nicht auf gleiche Weise Begabten geschützt werden.« Meine Erlangung des »Dritten Auges« war schmerzvoll gewesen, und sie hatte meine angeborene Hellsichtigkeit gesteigert. In einem späteren Kapitel werde ich nochmals auf die Öffnung des Dritten Auges zurückkommen.

Hier ist indes die richtige Stelle, um noch etwas über die Astrologie zu sagen und die Namen dreier prominenter Engländer zu nennen, die eine astrologische Prophezeiung zu Gesicht bekamen, die sich später bewahrheitete.

Seit dem Jahre 1027 wurden in Tibet alle wichtigen Entscheidungen mit Hilfe der Astrologie getroffen. Die Invasion der Engländer in meine Heimat im Jahre 1904 war genau vorausgesagt worden. Weiter oben ist die betreffende Voraussage in tibetanischer Sprache und Schrift wiedergegeben. Sie besagt: »Im Jahre des Wald-

Drachen. Der erste Teil des Jahres beschützt den Dalai Lama, danach werden kriegerische Räuber ins Land einfallen.

The Prophecy.

॥ དབང་མང་བཟུང་མང་གནི་ལོ་ཤིང་ལོ་འབྲུག
 །ལོ་ཤིང་རྒྱལ་ལོ་གཞོན་ལུ་ལྷོང་།
 །ཚེ་ལ་རྒྱ་ལོ་ཚེ་ཚོང་འབྲུག་ཤིང་།
 །དག་རྒྱལ་ལ་ལོ་གས་འཚོང་བ་མང་།
 །མཚོན་གྱི་ལྷག་བཟུང་ལ་ལྷོང་གས་འབྲུང་།
 །ཚང་བཟུང་ལ་རྒྱལ་ལ་ལྷོང་ལ་ལྷོང་།
 །ལོ་ཤིང་གཞོན་ལ་རྒྱལ་ལ་ལྷོང་ལ་ལྷོང་།

Die Prophetie

Es sind viele Feinde, Verwirrung und Trauer durch Waffengewalt breiten sich aus, und die Menschen werden kämpfen. Am Ende des Jahres wird ein vermittelnder Sprecher den Krieg beenden.« Das wurde vor dem Jahre 1850 niedergeschrieben und bezog sich auf das Jahr 1904, das »Jahr des Wald-Drachen«. Oberst Younghusband war der Kommandant der britischen Streitkräfte. Er sah in Lhasa die Voraussage. Ein gewisser Herr L. A. Waddell, auch Angehöriger der britischen Armee, sah die gedruckte Voraussage im Jahre 1902. Und

auch Mr. Charles Bell, der später nach Lhasa kam, sah sie. Einige andere Ereignisse, die ebenso genau vorausgesagt wurden, sind: 1910, die chinesische Invasion in Tibet; 1911, die chinesische Revolution und die Bildung der nationalistischen Regierung; Ende 1911, die Vertreibung der Chinesen aus Tibet; 1914, der Krieg zwischen England und Deutschland; 1933, das Hinscheiden des Dalai Lama aus diesem Leben; 1935, Wiederkehr des Dalai Lama in einer neuen Inkarnation; 1950, »Böse Mächte würden in Tibet eindringen«. Im Oktober 1950 fielen die Kommunisten in Tibet ein. Herr Bell, später Sir Charles Bell, sah alle diese Prophezeiungen in Lhasa. Was mich selbst betrifft, so hat sich in meinem Leben alles erfüllt, was mir vorausgesagt worden war, besonders die schweren Prüfungen.

Die Wissenschaft der Erstellung eines Horoskops - denn es ist eine Wissenschaft – ist keine, die man auf den wenigen paar Seiten eines Buches dieser Art erschöpfend behandeln kann. Kurz gesagt, besteht ein Horoskop in der Anlage einer schematischen Himmelskarte mit der Konstellation der Gestirne zur Zeit der Zeugung und der Geburt. Man muss die genaue Geburtsstunde wissen und diese muss in die »Sternzeit« umgerechnet werden, die von allen Ortszeiten auf der Erde völlig verschieden ist. Da die Umlaufgeschwindigkeit der Erde circa dreißig Kilometer in der Sekunde beträgt, wird man erkennen, dass die geringste Ungenauigkeit einen riesigen Unterschied macht.

Am Äquator beträgt die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde etwa eintausendsechshundertvierundsechzig Stundenkilometer. Die Welt ist gekippt, während sie rotiert und der Nordpol ist dem Südpol im Herbst ungefähr viertausendneunhundertsechzig Kilometer voraus, doch im Frühling kehrt sich dieses Lage um. Somit ist der Längengrad des Geburtsortes von entscheidender Wichtigkeit. Ist das »Geburtsbild« (die schematische Himmelskarte) entworfen, dann können entsprechend geschulte Leute sie ausdeuten. Die

wechselseitigen Beziehungen zwischen jedem der einzelnen Planeten zueinander wird bestimmt und ihr Einfluss innerhalb der gesamten Himmelskarte errechnet. Ebenso wird ein »Zeugungsbild« angelegt, um die Einflüsse der Gestirne in den allerersten Augenblicken der Existenz eines Individuums festzustellen. Das Geburtsbild zeigt die Einflüsse der Gestirne in dem Augenblick, da ein Individuum in eine an sich neutrale Welt eintritt. Um die Zukunft vorauszusagen, erstellen wir ein Horoskop für den Zeitpunkt, den wir ausdeuten wollen, und vergleichen es mit dem Geburtsbild (»Radixhoroskop«), Es gibt Leute, die sagen: »Und ihr könnt also wirklich voraussagen, wer das Pferderennen um 2 Uhr 30 gewinnen wird?« Die Antwort lautet: Nein! Nicht ohne zuerst das Horoskop für jeden Mann, jedes Pferd, jeden Pferdebesitzer gestellt zu haben, der irgend etwas mit dem Rennen zu tun hat. Die beste Methode ist in diesem Fall, mit geschlossenen Augen, mit einem spitzen Bleistift auf gut Glück ein Pferd aus der Startliste auszusuchen. Aber wir können vorhersehen, ob jemand sich von einer Krankheit erholen wird, ob Hans die Jutta heiraten und mit ihr glücklich werden wird, kurz alles, was einzelne Individuen betrifft. Wir können ebenfalls voraussagen, dass im Jahre des Wald-Drachen, das im gegenwärtigen Zyklus dem Jahr 1964 entspricht, ein Krieg ausbrechen wird, sollten England und Amerika bis dahin den Kommunismus nicht aufhalten, und dass es um das Ende des Jahrhunderts zur Freude aller Beobachter auf Mars oder Venus ein großartiges Feuerwerk geben wird - immer unter der Voraussetzung, dass man die Kommunisten gewähren lässt.

Ein weiteres Argument, das den Menschen in der westlichen Welt oft ein Rätsel ist, betrifft die Zurückverfolgung des eigenen vergangenen Lebens. Leute, die in diesem Zusammenhang keine Kenntnisse haben, behaupten, dies sei unmöglich, gerade so, wie ein völlig Tauber behaupten könnte: »Ich höre keinen Laut, also gibt es auch keinen.« Es ist jedoch möglich vergangene Leben

nachzuverfolgen. Es braucht Zeit und viele Himmelskarten und Geburtsbilder müssen ausgearbeitet, sowie Rechnungen angestellt werden. Ein beliebiger Besucher eines Flugplatzes mag die letzten Meldungen über die ankommenden Flugzeuge neugierig zur Kenntnis nehmen. Die Wartenden mögen sich in Vermutungen ergehen, doch die Beamten der Flugplatzleitung, die mit allen Einzelheiten vertraut sind, wissen alles genau. Wenn nun beispielsweise irgendein Reisender im Besitz aller Angaben über die verschiedenen Fluglinien und eines richtigen Fahrplanes wäre, dann könnte er alle Ankunftszeiten selbst genau berechnen. Ebenso können wir den Ablauf der einzelnen Leben in der Vergangenheit feststellen. Dies darzulegen, würde ein Buch für sich erfordern; daher wäre es unangebracht, hier näher darauf einzugehen. Es mag jedoch immerhin von Interesse sein, hier zu erwähnen, mit welchen Themen sich die tibetanische Astrologie beschäftigt. Wir verwenden neunzehn Symbole, die mit den zwölf astrologischen »Häusern« in Zusammenhang stehen. Diese Symbole weisen auf Folgendes:

- Persönlichkeit und persönliche Interessen;
- Finanzen, wie man Geld verdient oder verliert;
- Beziehungen, kurze Reisen, geistige und schriftliche Begabungen;
- Besitz und Umstände am Ende des Lebens;
- Kinder, Vergnügungen und Spekulationen;
- Krankheiten, Arbeit und kleine Tiere;
- Partnerschaften, Ehen, Feinde und Gerichtsverfahren;
- Vermächtnisse;
- Lange Reisen und psychische Angelegenheiten;
- Beruf und Ehren;
- Freundschaften und Ambitionen;
- Schwierigkeiten, Einschränkungen und verborgene Sorgen;

Wir können ebenfalls die ungefähre Zeit voraussagen und die Umstände, unter denen sich folgende Vorkommnisse ereignen:

- Liebe, Menschentyp und Zeitpunkt der Begegnung;
- Ehe, Zeitpunkt der Hochzeit und wie sie funktionieren wird;
- Leidenschaften, von der Sorte „heißes Gemüt“;
- Katastrophe, wie und ob sie sich ergeben werden;
- Verhängnisse;
- Tod, wann und wie;
- Gefängnis; oder andere Formen der Beschränkung;
- Zwietracht, meist familiäre oder berufliche Streitigkeiten;
- Spiritualität, der erreichte Entwicklungsstand.

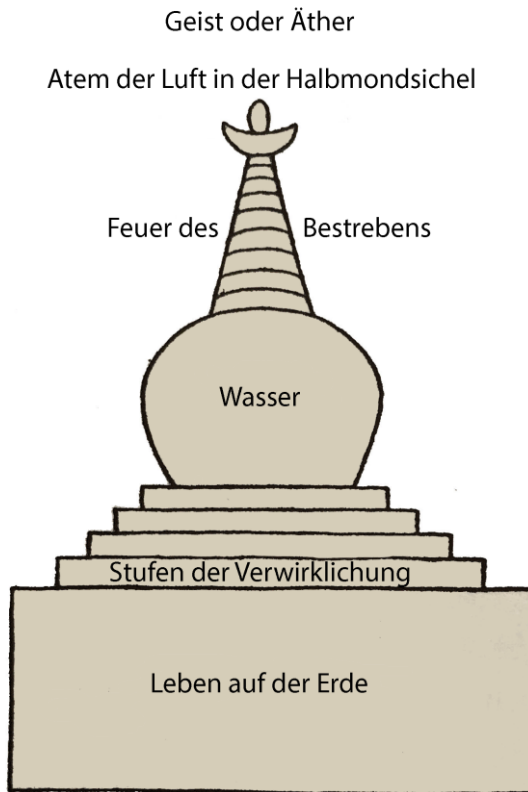
Obwohl ich die Astrologie sehr intensiv betreibe, empfinde ich die Psychometrie und das „Befragen der Kristallkugel“ als sehr viel schneller und um keinen Deut weniger genau. Es ist auch eine Erleichterung, wenn man mit den Zahlen nicht so gut ist! Die Psychometrie ist die Kunst, anhand eines Gegenstandes die schwachen Eindrücke von vergangenen Ereignissen aufzuspüren. Jeder hat bis zu einem gewissen Grad diese Fähigkeit. Menschen, die eine alte Kirche oder einen Tempel betreten, die durch das Vorübergehen der Jahre geheiligt sind, werden sagen: »Welch eine stille, beruhigende Atmosphäre!« Betreten dieselben Menschen jedoch den Schauplatz eines furchtbaren Mordes, dann werden sie aufgeregt ausrufen: »Oh, ich mag diesen Ort nicht, hier ist es unheimlich, lass uns hier von hier weggehen.«

Das in die Kristallkugel Schauen ist irgendwie anders. Das „Glas“, wie bereits oben angedeutet, ist lediglich ein Brennpunkt für die Strahlen vom Dritten Auge, sowie Röntgenstrahlen auf einer Folie gebündelt werden und ein fluoreszierendes Bild darstellen. Das hat nichts mit Magie zu tun, sondern ist bloß die Anwendung der Naturgesetze.

Wir haben in Tibet Denkmäler zu Ehren der „Naturgesetze“. Unsere Tschorten, die von einem Meter fünfzig bis zu fast sechzehn Meter hoch sein können, sind Symbole, die mit einem Kruzifixe oder einer Ikone verglichen werden können.

Überall in Tibet findet man solche Tschorten. Auf dem Stadtplan von Lhasa sind fünf Stück abgebildet. Der Pargo Kaling ist der größte und gleichzeitig eines der Stadttore. Die Tschorten haben immer die gleiche Form, wie die im Folgenden dargestellte Zeichnung.

Symbolismus des Tibetischen Tschoten



Der quadratische Sockel stellt das solide Fundament der Erde dar. Auf ihm ruht eine Kugel, die das Wasser darstellt, und darüber erhebt sich ein Feuerkegel. Über ihm befindet sich eine Schale, den Luftraum symbolisierend, und noch darüber das Symbol des flackernden Geistes (des Himmelsäthers), der im Begriff ist, die materielle Welt zu verlassen. Jedes dieser Elemente wird über die Stufen der Verwirklichung erreicht. Das Ganze symbolisiert den Tibetischen Glauben. Wir kommen auf die Erde, wenn wir geboren werden. Während des Lebens klettern wir, oder versuchen es zumindest, die Stufen der Verwirklichung hinauf. Schließlich, versiegt unser Atem und wir betreten das Reich des Geistes. Dann, nach einem bestimmten Zeitraum, werden wir wieder geboren, um eine neue Lektion zu lernen. Das Lebensrad symbolisiert die endlose Runde von Geburt-Leben-Tod-Geist-Geburt-Leben und so weiter. Viele leidenschaftliche Schüler begehen den schweren Fehler zu denken, wir würden an diese grauenvollen Höllen glauben, die manchmal auf dem Lebensrad abgebildet sind. Dies ist mitunter auch die Vorstellung primitiver Menschen, doch niemals jener, die die Erleuchtung erzielt haben. Glauben die Christen etwa buchstäblich daran, Satan und seine Höllengeister würden sie nach dem Tode im ewigen Feuer rösten und martern? Glauben sie etwa, sie würden als die wenigen Auserwählten in ein Jenseits eingehen, um dort im Nachtgewand auf einer Wolke zu sitzen und die Harfe spielen zu lernen? Wir glauben, dass wir hier auf der Erde lernen, und dass wir auf Erden „geröstet und geplagt“ werden. Das Jenseits ist für uns das Reich, in das wir eingehen, wenn wir unseren Körper verlassen, wo wir anderen Wesen begegnen, die sich ebenfalls in einem außerkörperlichen Zustand befinden. Das ist kein Spiritualismus. Es ist vielmehr der Glaube, dass wir im Schlaf, oder nach dem Tode, frei sind, auf astralen Ebenen zu wandern. Unsere Bezeichnung für die höheren Bereiche dieser Ebenen ist: »Das Land des Goldenen Lichtes«. Wir sind uns sicher, dass wenn wir im Astralen sind, nach

dem Tode oder wenn wir schlafen, wir jenen Menschen begegnen können, die wir lieben, weil wir uns in Harmonie mit ihnen befinden. Wir können diejenigen, gegen die wir eine Abneigung haben, nicht begegnen, denn das würde einen Zustand der Disharmonie darstellen, und einen solchen kann es im Land des Goldenen Lichtes nicht geben.

Alle diese Dinge sind längst erwiesen und es ist jammerschade, dass der westliche Zweifel und Materialismus verhindern, dass die Wissenschaft gebührend erforscht wird. Zu viel Dinge wurden in der Vergangenheit verhöhnt, und wurden dann im Laufe der Jahre als wahrhaft bewiesen. Wie beispielsweise das Telephon, das Radio, das Fernsehen, das Fliegen und so manches andere.

Trappa



In meiner Jugend war ich von dem Ehrgeiz beseelt, jede Prüfung gleich beim ersten Versuch zu bestehen. Als sich mein zwölfter Geburtstag näherte, ging ich das Lernen allmählich langsamer an, denn die Prüfung sollte am Tag nach meinem Geburtstag beginnen. Während der letzten Jahre hatte ich mich intensiv den Studien gewidmet: Astrologie, Kräuterheilkunde, Anatomie, religiöse Ethik, ja sogar richtige Zusammensetzung der Rauchstäbchen. Hinzu

kamen die tibetanische und die chinesische Sprache, unter besonderer Berücksichtigung einer guten Schönschrift, und die Mathematik. Für Spiele hatten wir nur wenig Zeit gehabt. Das einzige »Spiel«, das wir pflegten, war Judo, denn wir wurden in diesem Fach einer strengen Prüfung unterzogen. Etwa drei Monate vor der Prüfung hatte der Lama Mingyar Dondup zu mir gesagt: »Wiederhole den Stoff nicht soviel, Lobsang, das stopft nur das Gedächtnis voll. Sei ganz ruhig, so wie du jetzt bist, und das Wissen wird sich einstellen.« So kam der große Tag heran. Um sechs Uhr morgens fand ich mich mit fünfzehn anderen Prüflingen in der Prüfungshalle ein. Zuerst hatten wir eine kurze Andachtsstunde, um die rechte innere Haltung zu gewinnen, dann mussten wir uns auskleiden und wurden untersucht, ob keiner von uns einer unpriesterlichen Versuchung erlegen war, worauf wir reine Kleidung erhielten. Der Leiter der Prüfung führte uns aus der kleinen Kapelle der Prüfungshalle zu den getrennten Einzelzellen.

Es waren aus Stein gebaute rechteckige Zellen, ein Meter achtzig mal drei Meter und etwa zweieinhalb Meter hoch. Draußen patrouillierten Polizei-Mönche während der ganzen Zeit. Jeder von uns wurde in eine solche Zelle geführt, die Tür hinter ihm geschlossen, verriegelt und versiegelt. Als wir alle in unseren Zellen eingeschlossen waren, brachten Mönche Schreibmaterialien und die erste Liste von Prüfungsfragen, die sie uns durch ein, in der Wand angebrachtes, kleines Schubfenster hereinreichten. Auch gebutterten Tee und Tsampa erhielten wir. Der Mönch, der das alles brachte, sagte, wir bekämen dreimal am Tag Tsampa und Tee, sooft wir wollten. Dann überließ man uns der Arbeit an unserer ersten Aufgabe. Wir wurden sechs Tage lang geprüft und jeden Tag kam ein anderes Fach dran. Wir mussten täglich vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Dunkelheit arbeiten, bis es so dunkel war, dass wir

nichts mehr sehen konnten. Unsere Zellen hatten keine Decke, so dass sie Licht aus der großen Prüfungshalle empfangen.

Die ganze Zeit hindurch blieben wir in unseren Einzelzellen und durften sie unter keinerlei Vorwand verlassen. Wenn die Abenddämmerung einbrach, erschien ein Mönch am Schubfenster und sammelte ein, was wir tagsüber niedergeschrieben hatten. Daraufhin gingen wir zur Ruhe und schliefen bis zum nächsten Morgen. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass die Behandlung jedes einzelnen Prüfungsthemas vierzehn Stunden in Anspruch nahm und den Einsatz des ganzen Wissens und aller Nervenkraft jedes Prüflings erforderte. Am Abend des sechsten Tages war die schriftliche Prüfung beendet. Wir mussten die Nacht über noch in unseren Zellen bleiben, um sie am Morgen zu reinigen und sie so zu verlassen, wie wir sie vorgefunden hatten. Den Rest des Tages durften wir nach unserem Belieben verbringen. Drei Tage später, nachdem man unsere schriftlichen Arbeiten durchgesehen und alle unsere Schwächen zur Kenntnis genommen hatte, wurden wir einzeln vor die Prüfungskommission. Sie stellten uns ausschließlich zu unseren schwachen Punkten Fragen und diese mündlichen Prüfungen dauerte den ganzen Tag.

Am folgenden Morgen mussten wir, alle sechzehn Jungen, zu unserem Judo-Unterrichtsraum gehen. Dieses Mal wurden wir zu unseren Kenntnissen über Würgegriffe, Haltegriffe, Fall- und Wurftechniken, sowie Selbstkontrolle geprüft. Wir mussten jeder gegen drei andere Kandidaten antreten und der Verlierer war schnell ermittelt. Nach und nach schied einer nach dem anderen aus. Schließlich, und nur Dank des ursprünglichen Trainings durch Tzu, blieb ich als letzter übrig. Zumindest hatte ich im Judo als Bester abgeschnitten! Das geschah aber wirklich nur, weil ich damals in eine so harte Schule genommen wurde, die ich als brutal und ungerecht empfunden hatte.

Wieder durften wir uns einen Tag lang von unseren strengen Prüfungen erholen, dann wurde uns das Prüfungsergebnis mitgeteilt. Ich und vier andere hatten bestanden. Wir fünf würden nun »Trappas«, das heißt ärztliche Priester, werden. Der Lama Mingyar Dondup, den ich während der ganzen Prüfungszeit nicht gesehen hatte, ließ nach mir rufen. Als ich sein Zimmer betrat, strahlte er mich an: »Das hast Du gut gemacht, Lobsang. Du hast als Bester die Prüfungen bestanden. Der oberste Abt hat seiner Heiligkeit dem Dalai Lama einen besonderen Bericht zugesandt. Er wollte vorschlagen, dass du sofort zum Lama ernannt wirst, aber ich habe dagegen gestimmt.« Er sah meinen etwas gequälten Gesichtsausdruck und fügte hinzu: »Es ist viel besser, wenn du weiterhin lernst und dir dann diesen Titel selbst verdienst. Diese Stellung so zu erhalten, würde den Verlust einer umfangreichen Ausbildung bedeuten, die du in späteren Jahren als unverzichtbar empfinden wirst. Du darfst dennoch in das Zimmer neben mir einziehen, weil du, wenn es soweit ist, diese Prüfung bestehen wirst.«

Ich empfand das als gerecht und war gewillt, alles zu tun, was auch immer mein geistlicher Führer für mich als das Beste entschied. Mich begeisterte die Erkenntnis, dass mein Erfolg auch sein Erfolg war, und dass ihm der Verdienst für meine Ausbildung zugesprochen würde, wenn ich in allen Fächern als Bester abschnitt.

Gegen Ende der Woche meldete sich ein Abgesandter - atemlos, mit heraushängender Zunge und (scheinbar!) am Ende seiner Kräfte - mit einer Botschaft von Seiner Heiligkeit. Boten nutzten immer ihr schauspielerisches Talent, um der Geschwindigkeit, mit der sie herbeigeeilt waren, und den Anstrengungen, die sie auf sich genommen hatten, um die ihnen anvertraute Mitteilung zu überbringen, Ausdruck zu verleihen. Der Potala war kaum

eineinhalb Kilometer entfernt, daher erschien mir das Gebaren des Boten reichlich übertrieben.

Seine Heiligkeit gratulierte mir zu meiner Prüfung und teilte mir mit, ich hätte von nun an den Rang eines Lamas. Ich dürfte die Kutte eines Lamas tragen und hätte alle Rechte und Privilegien dieses Standes. Er stimmte meinem Mentor zu, dass ich im Alter von sechzehn Jahren die weiteren Prüfungen ablegen sollte, »denn so kannst du unter Anleitung deiner Lehrer alles lernen, was du sonst vermieden hättest, und dein Wissen wird sich durch solches Studium mehren«. Nun war ich also ein Lama und hatte in Zukunft größere Freiheiten in meinem Studium, ohne durch den Lehrplan einer Klasse behindert zu sein. Das bedeutete gleichzeitig, dass jeder Experte auf einem spezifischen Fachgebiet mir Unterricht erteilen und ich so schnell lernen konnte, wie mir beliebte.

Eine der ersten Übungen, die ich erlernen musste, war die Kunst der Entspannung, ohne die kein wahres Studium in der Metaphysik unternommen werden kann. Eines Tages kam der Lama Mingyar Dondup in mein Zimmer, wo ich in das Studium verschiedener Bücher versenkt war. Er sah mich an und sagte: »Lobsang, du siehst angespannt aus. Du wirst niemals in der friedlichen Versenkung weiterentwickeln, wenn du dich nicht entspannst. Ich zeige dir, wie ich es mache.«

Er sagte mir, ich solle mich der Länge nach hinlegen, denn wenn man sich auch sitzend oder stehend entspannen kann, lernt man es doch am besten liegend. »Nun stell dir vor«, sagte er, »du seist von einem Felsen abgestürzt. Stell du vor du liegst da unten auf dem Boden, eine zerknautschte Erscheinung mit schlaffen Muskeln, die Glieder angewinkelt, gerade so wie du gefallen bist, mit halboffenem Mund, weil nur dann die Wangenmuskulatur entspannt ist.« Ich wandte mich hin und her, bis ich so dalag, wie er es wollte. »Jetzt

stell dir vor, deine Arme und Beine seien voller ganz kleiner Lebewesen, die deine Bewegungen lenken, indem sie an deinen Muskeln zerren. Befiehl jetzt diesen kleinen Wesen, deine Füße zu verlassen, so dass kein Gefühl, keine Bewegung, keine Spannung mehr in ihnen ist. Lass deinen Verstand sich vergewissern, dass in deinen Füßen keine Muskeln mehr in Tätigkeit sind.« Ich lag da und versuchte mir die kleinen Lebewesen vorzustellen. Ich stellte mir vor, der alte Tzu würde von innen meine Zehen wackeln lassen! Oh, wie froh ich darüber wäre, ihn loszuwerden.»Dann tue dasselbe mit deinen Beinen. Die Waden; sicherlich sind da ganz viele solcher kleiner Leute am Werke, Lobsang. Sie haben heute morgen schwer gearbeitet, als du gesprungen bist. Nun genehmige ihnen eine Ruhepause. Lass sie in Richtung deines Kopfes marschieren. Sind sie alle weg? Bist Du sicher? Fühle in Gedanken im ganzen Körper herum. Mach, dass sie alle Muskeln entspannt hinterlassen, so dass sie saft- und kraftlos sind.« Plötzlich hielt er inne und wies auf mich: »Schau!«, sagte er, »du hast jemanden in deiner Hüfte vergessen. Ein kleiner Mann spannt einen Muskel in deinem Oberschenkel an. Schick ihn fort, Lobsang, schick ihn weg.« Schließlich war er mit der Entspannung meiner Beine zufrieden.

»Nun tu dasselbe mit deinen Armen«, sagte er. »Fang bei deinen Fingern an. Schick sie fort, an den Handgelenken entlang, lass sie zu deinen Ellbogen marschieren, zu den Schultern. Stell dir vor du schickst alle diese kleinen Leute weg, so dass kein Ziehen, keine Spannungen oder Gefühl mehr da ist.« Als ich soweit war sagte er: »Jetzt ist der Körper selbst dran. Stell dir vor dein Körper wäre eine Lamaserie. Stell dir alle Mönche vor, die an deinen Muskeln ziehen, um dich zur Arbeit zu bewegen. Sag ihnen, sie sollen gehen. Sieh zu, dass sie erst den unteren Teil des Körpers verlassen, nachdem alle deine Muskeln erschlafft sind. Sieh zu, dass sie ihre Tätigkeiten einstellen und weg gehen. Lass sie deine Muskeln lockern, all deine

Muskeln, so dass dein Körper bloß von deiner äußeren Hülle zusammen gehalten wird, so dass alles nachlässt und ermattet und seinen eigenen Niveau erreicht. Dann ist dein Körper entspannt.«

Scheinbar war er mit dem Stand meines Fortschrittes zufrieden, weil er anfügte: »Der Kopf ist vielleicht der Körperteil, den zu entspannen es am wichtigsten ist. Mal sehen, was wir damit machen können. Schau auf deinen Mund. Du hast an jedem Mundwinkel angespannte Muskeln. Lockere sie, Lobsang, entspanne sie. Du muss weder essen, noch sprechen, also keine Spannung, bitte. Deine Augen sind zusammengekniffen: da ist kein Licht, das sie stört, also schließe die Lider ganz leicht, nur ganz leicht, ohne jegliche Spannung.« Er wandte sich ab und sah aus dem Fenster. »Unser bester Vertreter der Entspannung ist da draußen und sonnt sich. Du kannst dir an der Katze ein Beispiel nehmen, wie sie sich entspannt. Es gibt niemanden, der es besser kann.«

Es dauert ein bisschen, das alles niederzuschreiben und es mag einem schwer vorkommen, wenn man es liest, aber mit ein wenig Übung ist es eine leichte Angelegenheit sich innerhalb von Sekunden zu entspannen.

Diese Entspannungsmethode scheitert nie. Diejenigen, die häufig wegen der Sorgen der Zivilisation angespannt sind, würden ein Gutes daran tun, mit dieser Anleitung zu üben, aber auch mit der im Anschluss erklärten Methode, um den Verstand zu lockern. Um den Geist zu entspannen, wurde mir geraten, ein wenig anders vorzugehen. Der Lama Mingyar Dondup sagte zu mir: »Es hat wenig Wert, deinen Körper zu entspannen, wenn du geistig angespannt bist. Wenn du so daliegst, erlaube deinem Verstand einen Moment lang, seinen Gedanken nachzugehen. Folge diesen Gedanken träge und sieh, was es für welche sind. Schau, wie unbedeutend sie sind. Dann unterbreche sie, erlaube keinem Gedanken mehr zu fließen. Stell dir

ein schwarzes Viereck voller Nichts vor und wie die Gedanken versuchen von einer Seite zur anderen zu springen. Zunächst werden sie über Kreuz springen. Folge ihnen, führ sie zurück, und lasse sie wieder über den schwarzen Raum springen. Stell es dir wirklich bildlich vor, visualisiere es feste und schon nach ganz kurzer Zeit wirst du ohne Schwierigkeiten „Schwarz“ sehen und so die perfekte körperliche und geistige Entspannung genießen.«

Wieder ist es leichter getan, als erklärt. Mit ein bisschen Übung ist es wirklich eine leichte Angelegenheit und es ist wirklich sehr wichtig sich zu entspannen. Viele Leute schalten nie ihren Verstand und ihre Gedanken ab. Sie sind wie Leute, die versuchen, Tag und Nacht körperlich weiterzumachen. Ein Mensch, der tagelang läuft, ohne zu rasten, wird schon bald zusammenbrechen, und dennoch gesteht man dem Gehirn und dem Verstand keine Ruhe zu.

Bei uns wurde alles daran gesetzt, um den Verstand zu schulen. Judo wurde uns nach einem sehr hohen Maßstab gelehrt, um uns in Selbstbeherrschung zu üben. Der Lama, der uns darin unterrichtete, war dazu imstande, zehn Angreifer zugleich abzuwehren und zu besiegen. Er liebte Judo und tat auch neben dem Unterricht alles, um den Sport so interessant zu gestalten wie möglich. Menschen aus dem Westen halten die »Würgegriffe« vielleicht für roh und grausam, doch diese Meinung ist durchaus falsch. Ich habe schon erwähnt, dass wir mit einem bestimmten Griff am Halse imstande waren, jemanden im Bruchteil einer Sekunde bewusstlos zu machen, noch bevor er merkte, hatte er schon das Bewusstsein verloren. Dieser kleine Druck legt das Gehirn ganz ohne schädliche Folgen lahm. In Tibet, wo es keine Narkose gibt, wenden wir diesen Griff an, wenn wir einen komplizierten Zahn ziehen müssen oder wir einen Bruch richten müssen. Der Patient merkte gar nichts und litt nicht. Er wird auch bei Einweihungen angewandt, wenn der Geist vom Körper losgelöst wird, um die Astralreise zu erlernen.

Durch dieses Training waren wir auch gegen Stürze gefeit. Teil des Judo ist es auch zu lernen, wie man sanft zu Boden zu geht. Es handelt sich hierbei um die sogenannten »Falltechniken«, und als Kinder sprangen wir oft nur zu unserem Vergnügen von einer drei oder viereinhalb Meter hohen Mauer herunter.

Jeden zweiten Tag, bevor wir mit den Judo-Übungen begannen, mussten wir die Schritte des Mittleren Weges aufsagen, die der Grundpfeiler des Buddhismus sind. Diese sind:

- die rechte Auffassung: diese sind Sichtweisen und Meinungen, die frei von Täuschung und Selbstsucht sind;
- das rechte Streben: dementsprechend sollte man würdige Absichten und Meinungen haben;
- die rechte Rede: indem man gütig, bedächtig und wahrhaft ist;
- die rechte Haltung: durch die man friedliebend, ehrenhaft und selbstlos wird;
- rechtes Leben: um dem zu entsprechen, muss man vermeiden Menschen oder Tiere zu verletzen und letztere als lebendige Geschöpfe achten;
- rechtes Bemühen: man muss der Selbstbeherrschung und der dauernden Selbsterziehung fähig sein;
- die rechte Achtsamkeit: indem man die richtigen Gedanken pflegt und versucht richtig zu handeln;
- die rechte Glückseligkeit: diese ist das Ergebnis der Meditation über die tatsächlichen Gegebenheiten des Lebens und über das höhere Selbst.

Wenn einer von uns gegen die Gebote verstieß, musste er bäuchlings quer über Haupteingang des Tempels legen, so dass jeder der den Tempel betrat, über ihn hinweg steigen musste. und zwar verharrte er dort vom Morgengrauen bis zur Dunkelheit, regungslos und ohne Speise und Trank. Das wurde als große Schande

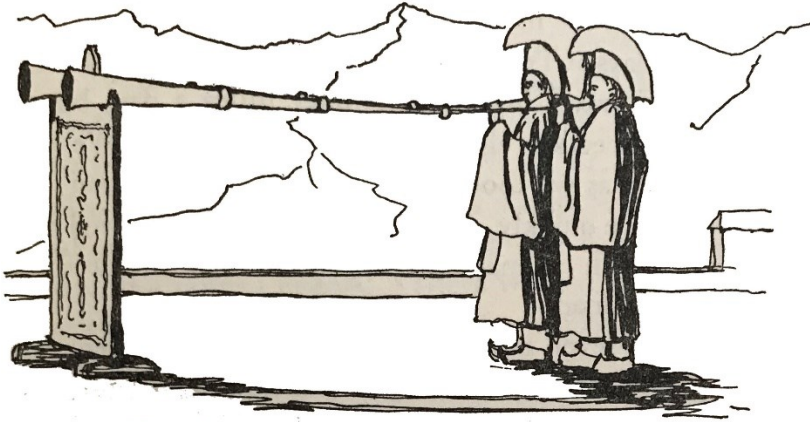
angesehen. Nun war ich denn also ein Lama. Einer der Erwählten. Einer der »Höheren«. Das klang nicht schlecht. Hier würde er vom Morgengrauen bis zur Abendfinsternis verharren, ohne sich zu bewegen, zu essen oder zu trinken. Es wurde von uns als große Schande empfunden.

Nun war ich ein Lama. Einer der Elite. Einer der „Obersten“. Es hörte sich einfach gut an. Da war jedoch ein Haken: vorher musste ich der erschreckenden Anzahl von zweiunddreißig Regeln der priesterlichen Betragens gehorchen, doch fand ich heraus, dass ich, zu meinem Entsetzen, als Lama insgesamt zweihundertdreiundfünfzig dieser Vorschriften befolgen musste. Und im Chakpori würde kein weiser Lama diese Regeln brechen! Mir war so, als wäre die Welt so voller Dinge, die zu lernen waren, dass ich dachte, mein Kopf müsste platzen. Doch es war ein Vergnügen, auf dem Dach zu sitzen und den Dalai Lama dabei zu beobachten, wie er, etwas weiter unten, den Norbu Linga, den Juwel-Park, erreichte. Ich musste mich verstecken, wenn ich seine Heiligkeit beobachtete, denn man darf nicht auf ihn herabschauen. Dort unten, aber auf der dem Eisenberg gegenüberliegenden Seite, konnte man auch auf zwei schöne Parkanlagen nieder blicken, nämlich den Khati Linga und, gerade quer über den Fluss, den Dodpal Linga genannten Kaling Chu. „Linga“ bedeutet Park oder zumindest kommt es der westlichen Bezeichnung am nächsten. Weiter nördlich konnte ich auf das Westtor schauen, den Pargo Kaling. Dieser große Tschorten überbrückte die Straße, die von Drepung, am Dorf Shö vorbei, direkt zum Zentrum der Stadt führte. Etwas näher, fast am Fuße des Chakpori, war ein Tschorten zum Gedenken Helden unserer Geschichte, König Kesar, der in der kriegerischen Zeit vor dem Buddhismus und bevor der Frieden nach Tibet kam, gelebt hat.

Arbeit? Wir hatten sehr viel zu tun, jedoch hatten wir auch unsere Entlohnungen und ebenfalls unsere Vergnügen. Es war für mich

eine vollkommene und überschwängliche Belohnung für mich mit einem Mann wie Mingyar Dondup zusammen zu sein. Männer, deren einziger Gedanke dem »Frieden« und der Hilfe für seine Mitmenschen galt. Ebenso war es eine Belohnung, über dieses herrliche grüne, Tal, das von wohl geliebten Bäumen bevölkert war; die blauen Bäche zu sehen, die sich zwischen den Bergketten durch das Land schlängeln, die leuchtenden Tschorten, die malerischen Klöster und Einsiedeleien hoch oben an unzugänglichen Berghängen. Voller Ehrfurcht auf die so nahegelegenen goldenen Kuppeln des Potala hinabzublicken und auf die schimmernden Dächer des Tempels Jo-Kang etwas weiter im Osten. Die Verbundenheit mit den anderen, die rauhe Kameradschaft mit den niedrigeren Mönchen, der vertraute Duft des Weihrauchs, der durch die Tempel zog, all das machte unser Leben aus, und das alles machte es lebenswert. Mühsal? Oh ja, auch von dieser gab es genug. Doch das war es wert. In jeder Gemeinschaft leben Menschen von geringem Verständnis, mit wenig Glauben. Doch hier in Chakpori waren sie in der Minderzahl.

Kräuter und Drachen



Die Wochen vergingen im Flug. Da war so vieles zu tun, zu lernen und zu planen. Nun konnte ich mich sehr viel eingehender mit übernatürlichen Angelegenheiten befassen und darin besonders ausgebildet zu werden. Eines Tages, Anfang August, sagte mein Mentor: »Dieses Jahr schließen wir uns den Kräutersammlern an. Du wirst nützliche Kenntnisse über die Kräuter in ihrem Naturzustand erlangen und wir werden an echtes Drachenfliegen heranführen!« Vierzehn Tage lang waren alle beschäftigt. Neue Lederbeutel mussten angefertigt und die alten gesäubert werden. Die Zelte mussten ausgebessert und die Tragtiere gewissenhaft untersucht werden, um sicher zu stellen, dass sie den Anstrengungen des langen Marsches gewachsen sein würden. Zweihundert Mönche sollten an dem großen Ausflug teilnehmen; sein Ziel sollte das Mönchskloster Tra Yerpa sein, und von dort aus sollten wir in Gruppen tägliche Wanderungen unternehmen, um in den benachbarten Gebieten Kräuter zu sammeln.

Ende August brachen wir unter großem Lärm und Gejohle auf. Die Zurückbleibenden sahen uns über die Klostermauern hinterher und beneideten uns um unsere Ferien und um die uns bevorstehenden Abenteuer. Als Lama ritt ich nun einen Schimmel. Ein paar wenige von uns würden mit einem Minimum an Gebäck den anderen vorausseilen, damit wir im Tra Yerpa mehrere Tage für uns hatten, bevor die anderen eintrafen. Unsere Pferde würden am Tag vierundzwanzig bis zweiunddreißig Kilometer zurücklegen, doch die Yaks würden täglich nie mehr als zwölf bis sechzehn Kilometer zurücklegen können. Wir waren leicht bepackt und hatten nur minimales Gepäck dabei, da wir es vorzogen schnell anzukommen. Die Lasttiere der Yak-Karavane, die uns langsamer folgte, trugen für gewöhnlich fünfundachtzig Kilogramm Gewicht.

Wir, die siebenundzwanzig Vorreiter, waren froh, als wir nach mehreren Tagen die Lamaserie erreichten. Der Weg war anstrengend und vor allem ich war kein begeisterter Reiter. Mittlerweile war ich in der Lage, auch im Galopp auf dem Pferderücken zu bleiben, aber da hörten meine Fähigkeiten auch schon auf. Ich war nie in der Lage, so wie andere, auf dem Sattel stehend reiten, wie es andere taten. Ich klammerte fest an meinem Sattel, und wenn es auch nicht elegant war, so war es zumindest sicher. Man hatte uns entlang den Berghang entlang nähern gesehen und die Mönche, die dort dauerhaft lebten, bereiteten große Mengen an Buttertee, Tsampa und Gemüse vor. Das war keine vollkommen selbstlose Geste von ihrer Seite, denn sie waren auf all die Neuigkeiten aus Lhasa gespannt und freuten sich auf die Geschenke, die wir wie gewohnt mitbringen würden. Oben auf dem Flachdach des Tempelgebäudes, sandten Feuerschalen mit Weihrauch riesige Rauchwolken in die Luft. Wir ritten in den Hof hinauf, und der Gedanke, unser Ziel erreicht zu haben, verlieh uns neue Kräfte. Die meisten der anderen Lamas freuten sich darauf alte Freunde wiederzutreffen. Alle schienen den Lama Mingyar Dondup

zu kennen. Er wurde von der ihn begrüßenden Masse verschlungen und ich dachte, dass ich wieder einmal ganz allein auf dieser Welt war. Doch nach wenigen Minuten hörte ich: »Lobsang, Lobsang, wo bist du?« Ich antwortete und noch ehe ich mir darüber gewahr wurde, was passierte, hatte sich die Menge geöffnet und mich mehr oder weniger eingehüllt. Mein Mentor unterhielt sich mit einem alten Abt, der sich nun umwandte und sagte: »Das ist er also? Gut, gut, gut, und er ist auch so jung!«

Wie immer, war meine einzige Sorge das Essen und ohne Zeit zu vergeuden, bewegte sich jeder auf den Speisesaal zu, wo wir uns hinsetzten und still aßen, als wären wir noch im Chakpori. Man war sich nicht sicher, ob Chakpori ein Zweig von Tra Yerpa war oder umgekehrt. Mit Sicherheit gehörten die beiden Lamaserien zu den ältesten in Tibet. Tra Yerpa war dafür berühmt, im Besitz einiger wirklich sehr wertvoller Schriften über die Kräuterheilkunde zu sein und ich war nun in der Lage sie zu lesen und mir all das aufzuzeichnen, was ich benötigte. Sie hatten auch einen Bericht über die erste Expedition zum Chang Tang Hochgebirge, der von den zehn Männern geschrieben wurde, die an diesem komischen Ausflug teilgenommen hatten. Doch im Augenblick galt mein größtes Interesse der nahegelegenen Hochebene, von der aus wir unsere Drachen hätten steigen lassen.

Die Landschaft hier war eigenartig. Riesige Berggipfel ragten über die allmählich ansteigende Hochebene empor. Sanfte Hänge, terrassenförmig angelegten Gärten gleich, erstreckten sich in Stufen höher und höher vom Fuß der Berge empor. Die Flora der unteren Terrassen war sehr ergiebig. Hier gab es eine Moosart, die bei weitem saugfähiger war als Sphagnum (Torfmoos). Eine kleine Pflanze mit gelben Beeren hatte erstaunliche schmerzstillende Eigenschaften. Die Mönche und die Novizen sammelten die Kräuter und breiteten sie zum Trocknen aus. Als Lama, wäre ich nun in der

Lage sie zu überwachen, doch für mich bestand diese Reise hauptsächlich darin, praktische Anweisungen vom Lama Mingyar Dondup und den Kräuterspezialisten, entgegenzunehmen. Zu dem Zeitpunkt, galt mein einziger Gedanke, als ich mich umsah, den Drachen, den Drachen, die einen Mann in die Luft heben konnten. In der Klostergebäude hinter mir versteckt, lag ein Stapel von Fichtenholzbalken, die zweifellos aus einem fremden Land importiert waren, denn solche Bäume wuchsen in Tibet nicht, und Fichtenholz, vermutlich aus Assam, galt als ideales Material für den Drachenbau, weil es harte Stöße aushielt ohne zu brechen, und zugleich leicht und fest war. Wenn die Zeit des Drachenfliegens vorbei war, wurde das Holz genau überprüft und für das nächste Mal aufbewahrt. Die Klosterdisziplin war hier keineswegs besonders gelockert, wir hatten unsere Mitternachtsandachten und die sonstigen Gottesdienste zu den üblichen Stunden. Das war, näher betrachtet, der beste Weg, denn es wäre uns später wieder schwerer gefallen, uns an unsere langen Tage zurück zu gewöhnen, wenn wir uns jetzt zu sehr entspannt hätten. Die ganze Unterrichtszeit war dem Kräutersammeln und dem Drachenfliegen gewidmet. Hier, in dieser Lamaserie, die hoch am Berghang lag, hatten wir noch helles Tageslicht, wenn das Tal unten schon in purpurnen Schatten versank und der Abendwind im kümmerlichen Gesträuch raschelte. Sobald die Sonne hinter den fernen Berggipfeln unterging, war auch rings um uns Dunkelheit. Das Land unter uns glich einem schwarzen See. Nirgends schimmerte ein Licht. Nirgends, soweit das Auge reichte, war ein lebendes Wesen, nur hier oben in dieser Gruppe heiliger Gebäude. Mit Sonnenuntergang erhob sich der Nachtwind und vollzog das Werk der Götter, das Staubwischen in allen Erdwinkeln. Das Tal entlang wehte er daher, die Berghänge geboten ihm Einhalt, er suchte seinen Weg empor durch die Felsklüfte und brach oben bei uns wieder ins Freie, mit dem dumpf brausenden Ton einer Riesenmuschel, die zum Gottesdienst ruft. Dann knirschten und

krachten die Felsen ringsum, die sich regten und in der Kühle der Nacht schrumpften, nun, da die Hitze des Tages gewichen war. Über uns funkelten die Sterne im dunklen Nachthimmel. Die alten Leute erzählen, die Krieger Kesars hätten auf Buddhas Befehl hin ihre Lanzen auf den Himmelsboden fallen lassen, und die Sterne seien lediglich das Licht der himmlischen Räume, das durch die Löcher leuchte.

Plötzlich übertönte ein anderer Laut das Brausen des himmelwärts-stürmenden Windes: vom Tempel her verkündeten die Trompeten das Ende eines weiteren Tages.

Als ich emporblickte, sah ich auf dem Tempeldach die schattenhaften Umrisse von Mönchen, deren Gewänder im Winde flatterten, während sie ihr priesterliches Amt vollzogen. Für uns bedeuteten die Klänge den Ruf zum Schlaf bis Mitternacht. Überall in den Hallen und Tempeln saßen noch kleine Gruppen von Mönchen beisammen und erörterten die Neuigkeiten aus Lhasa und aus der fernen Welt. Sie sprachen über unseren geliebten Dalai Lama, der ehrwürdigsten Inkarnation unter allen bisherigen Dalai Lamas. Beim Ertönen der Trompeten, die das Scheiden des Tages verkündeten, zerstreuten sie sich allmählich und suchten ihre Betten auf. Nach und nach erstarb jedes Geräusch, und das Kloster lag in tiefem Frieden. Ich lag auf dem Rücken und blickte durch ein kleines Fenster hinaus. Heute Abend war ich zu aufgeregt, um Schlaf zu finden oder schlafen zu wollen. Droben die Sterne und mein ganzes Leben noch vor mir! So vieles wusste ich darüber, alles, was mir geweissagt worden war. So vieles aber war ungesagt geblieben. Die Prophezeiungen über Tibet; warum, warum nur stand uns ein feindlicher Einfall bevor? Was hatten wir denn verbrochen, ein friedliebendes Volk, das nichts anderes wollte, als sich geistig entwickeln zu können? Warum gelüstete es andere Nationen nach unserem Land? Wir begehrten nichts anderes als das, was unser war,

warum also wollten andere Völker uns besiegen und versklaven? Alles, was wir wünschten, war, in Frieden gelassen zu werden und unseren eigenen Weg gehen zu können. Und ich selber war ausersehen, zu jenen Menschen zu gehen, die uns später überfallen sollten, ihre Kranken zu heilen, ihre Verwundeten zu pflegen, in einem Krieg, der zur Zeit noch gar nicht begonnen hatte. Ich kannte die Voraussagen, kannte die künftigen Ereignisse und Wendepunkte, und doch musste ich dahintrotten wie ein Yak auf seiner Straße, kannte alle Raststellen und Aufenthalte, wusste, wo die Weide schlecht war, und musste doch unter Mühen den Weg meiner Bestimmung gehen. Aber vielleicht hat auch ein Yak nach mühevolem Weg zuletzt ein Gefühl ehrfürchtiger Anbetung beim Anblick der Heiligen Stadt.

Plötzlich weckte mich das Dröhnen der Tempelpauken unsanft aus dem Schlaf. Ich hatte nicht gemerkt, dass ich eingeschlafen war. Mit einer nicht sehr priesterlichen Antwort, die mir auf der Zunge lag, war ich sofort auf den Beinen und suchte schlaftrunken nach meinem Obergewand, das ich nicht gleich finden konnte. Mitternacht? Ich werde gar nicht wach bleiben können, hoffentlich falle ich nicht über die Treppe. Oh, wie kalt es hier ist! Zweihundertdreiundfünfzig Gebote soll ein Lama befolgen? Nun, eines habe ich so eben schon gebrochen, denn ich beherrschte mich nicht, und meine Gedanken gingen mit mir durch, als ich so plötzlich geweckt wurde. Ich stolperte hinaus und schloss mich den anderen an, die heute mit mir angekommen und ebenso schlaftrunken waren. Wir gingen in den Tempel und stimmten in die Wechselgesänge des Gottesdienstes ein.

Man hat mich des Öfteren gefragt: »Nun, wenn du die Fallgruben und Mühsal, die dir vorausgesagt wurden, kanntest, warum konntest du ihnen nicht ausweichen?« Die nächstliegende Antwort darauf ist: »Hätte ich den Voraussagen ausweichen können, dann hätten sie sich ja schon durch die bloße Tatsache des Ausweichens als falsch

erwiesen!« Voraussagen sind Wahrscheinlichkeiten; sie bedeuten nicht, dass der Mensch keinen freien Willen habe. Keineswegs. Angenommen, ein Mann wolle von Darjeeling nach Washington reisen. Er kennt den Ausgangspunkt und den Endpunkt seiner Reise. Nimmt er sich die Mühe, eine Landkarte zu Rate zu ziehen, dann wird er bestimmte Orte finden, durch die er normalerweise kommen muss, um seinen Bestimmungsort zu erreichen. Diesen »bestimmten Orten« kann er ohne weiteres ausweichen, es ist aber nicht immer klug, das zu tun, denn die Reise wird dadurch allenfalls länger oder auch kostspieliger. Oder ein ähnliches Beispiel: man kann im Auto von London nach Inverness fahren. Ein kluger Fahrer wird sich auf der Landkarte oder auf der Straßenkarte eines Automobilklubs orientieren. Auf diese Weise kann er schlechten Straßen ausweichen oder, falls er ihnen nicht ausweichen kann, ist er wenigstens auf ihren schlechten Zustand vorbereitet und kann langsamer fahren. Ebenso verhält es sich mit den Voraussagen. Es lohnt sich nicht immer, den leichteren und bequemeren Weg zu nehmen. Als Buddhist glaube ich an die Reinkarnation; ich glaube, dass wir auf diese Erde kommen, um zu lernen. Solange man in die Schule geht, empfindet man alles als hart und bitter. Die Lektionen, Geschichte, Geographie, Arithmetik und dergleichen, erscheinen einem langweilig, überflüssig und zwecklos. Den Eindruck haben wir in der Schule. Haben wir sie aber einmal verlassen, dann sehnen wir uns vielleicht nach der lieben alten Schule zurück. Dann sind wir vielleicht stolz, dass wir eine Auszeichnung, eine Schleife oder gar ein farbiges Rangabzeichen auf dem Mönchsgewand errungen haben. So auch im Leben. Es ist hart und bitter, und die Lektionen, die wir lernen müssen, sind dazu da, dass wir geprüft werden und niemand anderer. Doch wenn wir die Schule verlassen, das heißt: diese Erde, dann tragen wir vielleicht unsere Prüfungsauszeichnung mit Stolz. Ich jedenfalls hoffe meine Aura später einmal erhobenen Hauptes zu tragen! Schockiert? Kein Buddhist wäre erschüttert. Sterben heißt

nur, die alte leere Hülle abstreifen und in einer besseren Welt wiedergeboren werden.

Mit dem Morgenlicht waren wir auf den Beinen und brannten darauf, uns umzusehen. Die älteren Männer wollten diejenigen treffen, die sie am Abend zuvor verfehlt hatten. Mehr als alles andere, wollte ich die riesigen Drachen sehen, die einen Mann emporheben konnten und von denen ich soviel gehört hatte. Zunächst sollten wir die Lamaserie kennenlernen, damit wir uns darin zurechtfinden konnten. Vom hohen Dach aus betrachteten wir das Panorama der ringsum aufragenden Berggipfel und blickten hinunter in die furchtbaren Schluchten. In der Ferne sah ich einen angeschwollenen Strom, gelb vom Schlamm, den er mitführte. Etwas näher spiegelten die Flüsse das Blau des Himmels wider und warfen kleine Wellen. In ruhigen Momenten konnte ich das fröhliche Plätschern eines kleinen Gebirgsbaches, der eilig seinen Weg über den Hang hinunter suchte, um sich mit anderen Sturzbächen und Flüssen zu vereinigen, die dann in Indien zu dem mächtigen Brahmaputra wurden, im Heiligen Ganges mündeten und sich schließlich in die Bucht von Bengalen ergossen. Die Sonne ging über den Bergen auf, und die frostige Morgenluft erwärmte sich schnell. Weit drüben sahen wir einen Geier kreisen, auf der Suche nach einer morgendlichen Beute. Ein Lama neben mir machte mich ehrerbietig auf verschiedene interessante Örtlichkeiten in der Gegend aufmerksam - »ehrerbietig«, weil ich als Schützling des, von allen geliebten, Mingyar Dondup galt, und »ehrerbietig« auch, weil ich das »Dritten Auges« besaß und eine »bewiesene Reinkarnation« war, ein Trülku, wie wir es nennen.

Vielleicht interessieren sich die Leser für eine kurze Beschreibung darüber, wie man einen »Wiedergeborenen« erkennt. Die Eltern eines Jungen, könnten – Anhand seines Verhaltens - den Eindruck gewinnen, dass ihr Sohn ein größeres Wissen als gewöhnlich hat oder

dass er bestimmte Erinnerungen hat, die sich nicht auf normale Weise erklären lassen. Die Eltern wenden sich dann an den Abt einer nahegelegenen Lamaserie mit der Bitte, den Knaben durch ein Kollegium untersuchen und prüfen zu lassen. Zuerst werden vorläufige Horoskope für die Zeit vor dem Leben gestellt und der Knabe wird auf bestimmte körperliche Merkmale hin untersucht. Er sollte, zum Beispiel, besondere Merkmale an den Händen, den Schulterblättern und den Beinen haben. Sind derartige Anzeichen feststellbar, dann sucht man zu ergründen, wer der Knabe in seinem früheren Leben gewesen sein könnte. Es könnte sein, dass eine Gruppe von Mönchen ihn wiedererkennen (so wie in meinem Fall) und dann werden Gegenstände hervor geholt, die ihm im vorherigen Leben gehört haben. Sie werden zusammen mit dem Anschein nach identischen Gegenständen präsentiert und der Junge muss alle Dinge, vielleicht neun, aus einem vorherigen Leben erkennen. Er sollte im Alter von drei Jahren dazu in der Lage sein.

Ein dreijähriger Junge ist zu klein, um durch die Beschreibung der Eltern beeinflusst zu werden. Ist der Junge, noch jünger, um so besser. Tatsächlich ist es unwichtig, ob die Eltern versuchen dem Kind zu sagen, wie es handeln soll, denn sie sind nicht zugegen, wenn der Junge seine Wahl trifft und er muss neun von dreißig Gegenständen aussuchen. Zwei falsch gewählte Gegenstände bedeuten, dass er versagt hat. Sollte der Junge Erfolg haben, dann wird er wie eine Vorherige Inkarnation erzogen und seine Ausbildung wird beschleunigt. An seinem siebten Geburtstag wird ihm die Zukunft vorausgesagt und er sollte in diesem Alter in der Lage sein, alles zu verstehen, was ihm gesagt und angedeutet wird. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass er es versteht. All dessen war sich der »achtungsvolle« Lama neben mir ohne Zweifel bewusst, als er mich auf die Besonderheiten der Gegend aufmerksam machte. Dort drüben, rechts von dem Wasserfall, war eine günstige Fundstelle von

Noli-me-tan-gere, dem Springkraut, dessen Saft man zur Entfernung von Hühneraugen und Warzen sowie zur Linderung von Wassersucht und Gelbsucht verwendet. Dort in dem kleinen See konnte man *Polygonum Hydropiper* finden, ein Kraut mit hängenden Dolden von rosa Blüten, das unter Wasser wächst. Wir wendeten die Blätter gegen rheumatische Schmerzen und gegen die Cholera an. Hier sammelten wir im allgemeinen die gewöhnlichen Kräuter; die seltenen Pflanzen gedeihen nur im Hochland. Da manche Leute sich für Kräuter interessieren, nenne ich einige der gewöhnlichen und ihren Verwendungszweck. Wie sie in anderen Sprachen heißen weiß ich nicht, ich gebe daher nur die lateinischen Namen an. *Allium sativum* ist ein sehr gutes Antiseptikum, es wird vielfach auch gegen Asthma und andere Brustleiden verabreicht. Ein anderes gutes Antiseptikum, wenn in kleinen Dosen verwendet, ist *Balsamodendron myrrha*, vor allem für das Zahnfleisch und andere Schleimhäute. Innerlich gebraucht, beruhigt es die Hysterie.

Ein hohes Gewächs mit cremefarbenen Blüten liefert einen Saft, der vor Insektenbissen schützt. Der lateinische Name der Pflanze ist *Beconia cordata*. (Vielleicht wissen das die Insekten, und der bloße Name schreckt sie ab!) Dann gab es da eine Pflanze, die die Pupillen der Augen erweitert; *Ephedra sinica* hat eine ähnliche Wirkung wie Atropin, sie dient auch der Bekämpfung niederen Blutdrucks und ist in Tibet eines der Hauptmittel gegen Asthma. Wir verwendeten die getrockneten und pulverisierten Zweige und Wurzeln.

Die Cholera war wegen des üblen Geruches der eitrigen Absonderungen sowohl für den Patienten wie für den Arzt oft äußerst unangenehm. *Ligusticum levisticum* beseitigte jeden üblen Geruch. Hier ein spezieller Hinweis für die Damen: die Chinesen verwenden die Blütenblätter des *Hibiscus rosa-sinensis*, um ihre Augenbrauen zu schwärzen und als Schuhcreme! Wir stellen einen Balsam aus den gekochten Blätter her, um Fieber zu senken. Und nochmal für die

Damen: *Lilium tigrinum* heilt wirklich zuverlässig Eierstockkrämpfe, *Flacurtia indica* (Absud der Blätter) gegen andere »übliche« Störungen des weiblichen Organismus.

In der Spezies Sumadi Rhus liefert die Untergruppe *verticifera* den Chinesen und Japanern die wesentliche Zutat für den »chinesischen Lack«. Die *glabra* verabreichten wir gegen Diabetes, die *aromatica* gegen Hautkrankheiten, Blasen- und Nierenerkrankungen. Ein anderes, sehr wirksames Linderungsmittel gegen schwere Erkrankungen der Harnblase wurde aus den Blättern von *Arctostaphylos uva-ursi* hergestellt. Die Chinesen bevorzugten *Bignonia grandiflora*, aus deren Blüten sie ein adstringierendes Mittel zum allgemeinen Gebrauch herstellen. Einige Jahre später, während meines Aufenthaltes in den Gefangenenlagern, machte ich die Erfahrung, dass *Polygonum bistorta* in Fällen hartnäckiger Dysenterie, in denen wir es schon in Tibet verwendeten, tatsächlich sehr gute Dienste leistete. Frauen, die gut, aber töricht geliebt hatten, verwendeten häufig ein Adstringens, das mit *Polygonum erectum* zubereitet wurde und in den meisten Fällen eine Fehlgeburt zur Folge hat. Es war ein sicheres Mittel zur Abtreibung. Im Falle, dass sich jemand verbrannte, konnten wir eine „neue Haut“ aufbringen. Dazu nahmen wir die *Siegesbeckia orientalis*, die ein etwa einen Meter hohes Gewächs mit gelben Blüten ist. Der Saft der Pflanze wirkt in solchen Fällen ähnlich wie Kollodium, innerlich verabreicht ähnlich der Kamille. Zur Blutstillung bei Wunden verwendeten wir *Piper angustifolium*; die Unterseite der zähen, derben Blätter ist dazu besonders geeignet. Dies sind häufig vorkommende Kräuter, die meisten anderen haben keine lateinischen Namen, weil sie in den westlichen Ländern, wo die lateinischen Bezeichnungen geprägt werden, unbekannt sind. Ich nenne sie hier lediglich, um darauf hinzuweisen, dass wir einige Kenntnisse in der Heilkräuterheilkunde besaßen.

Wie wir von unserem Aussichtspunkt auf die Landschaft unter uns blickten, konnten wir jenem hellen, sonnigen Tag die Täler und die geschützten Stellen sehen, wo alle diese Pflanzen gediehen. In größerer Ferne wurde die Gegend immer unfruchtbarer. Jenseits des Gebirgsstockes, an dessen Hang das Kloster lag, sei, so sagte man mir, völliges Ödland. Ich konnte mich selbst noch im Laufe der Woche davon überzeugen, als ich in einem Drachen hoch in die Lüfte stieg.

Später, am selben Vormittag ließ mich der Lama Mingyar Dondup rufen und sagte zu mir: »Komm mit, Lobsang, wir wollen uns mit ein paar anderen den Drachen-Flugplatz ansehen. Das wird heute ein großer Tag für dich!« Es bedurfte keiner weiteren Aufforderung, ich war sofort bereit. Unten, am Haupteingang des Klosters, erwarteten uns bereits einige rot gekleidete Mönche, wir gingen mit ihnen die Treppen hinunter und auf den »Flugplatz« hinaus.

Es wuchs hier fast nichts, eine dünne, festgetretene Erdschicht bedeckte den Boden der Felsterrasse. Ein paar Sträucher drängten sich da und dort in den Schutz der Felsblöcke, als fürchteten sie, über den Rand des Plateaus in den Abgrund zu gleiten. Hoch über uns, auf den Dächern der Lamaserie, wehten die Gebetsfahnen, fast steif im beständigen Wind, mitunter knarrten die Fahnenmaste unter seinem Ansturm, aber sie hielten stand wie seit undenklichen Zeiten. Als ein junger Novize zum Zeitvertreib mit dem Schuh im Erdreich scharfte, blies der heftige Wind den Staub wie eine Rauchwolke fort. Wir überquerten das langgestreckte Plateau bis zu einer natürlichen Felsplatte, von der aus der Hang zum nächstgelegenen Berggipfel sanft anzusteigen begann. Der Wind presste unsere Gewänder im Rücken an und bauschte sie vorne, er trieb uns vor sich her, so dass wir Mühe hatten, nicht los zu rennen. Sechs oder zehn Meter von der Platte entfernt klaffte eine Spalte im Fels. Aus ihr schoss der Wind mit orkanartiger Stärke herauf und schleuderte manchmal Steinchen

und Fetzen von Flechten pfeilschnell in die Luft. Der Wind, der sich an den Felswänden unten im Tal verfangen hatte, fand keinen anderen Ausweg als den durch die Felsschlucht, durch die er mit aller Gewalt nach oben brauste und schließlich tobend auf dem Felsplateau seine Freiheit wiederfand. In der Zeit der Stürme, erzählte man uns, gleiche sein Brausen dem Gebrüll der Dämonen aus dem untersten Abgrund der Welt, die nach neuen Opfern suchten. Bald stärker, bald schwächer stürmte er durch die Felsschlucht herauf und erhob seine Stimme bald lauter, bald leiser.

An diesem Morgen blies der Wind beständig. Die Geschichten, die man sich in der Gegend erzählte, erschienen mir durchaus glaubhaft: Kinder, die in die Nähe des Windwirbels geraten waren, seien in die Luft gerissen und fünfhundert Meter tief in den Abgrund geschleudert worden. Es war der richtige Ort, um Drachen steigen zu lassen, denn die Drachen konnten fast senkrecht in die Lüfte aufsteigen. Wir durften es mit kleinen Drachen ausprobieren, ähnlich denen, die ich als kleiner Junge daheim hatte steigen lassen. Es war sehr verblüffend, wie selbst das Halten der Schnur eines kleinen Spielzeugdrachen einem den Arm nach oben riss.

Erfahrene Mönche führten uns überall auf dem Felsplateau herum und machten uns auf die bestehenden Gefahren aufmerksam: auf die Berggipfel, in deren Nähe ein tückischer Fallwind herrschte, und auf andere, wo ständige Luftströmungen einen Abtrieb verursachten. Uns wurde gesagt, dass jeder Mönch, der in einem Drachen flog, einen Stein dabei haben müsse, an dem ein Seidenkhata mit Gebeten an die Luftgötter befestigt, dass diese den Neuling in dieser Kunst segnen mögen.

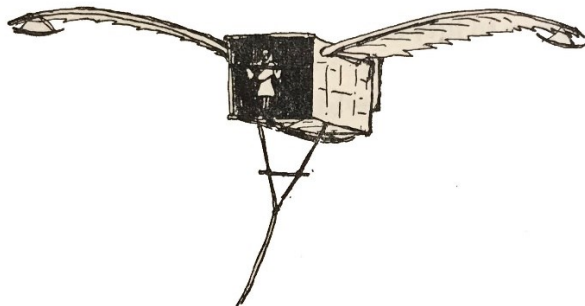
Diesen Stein sollte man »den Winden zuwerfen«, wenn man eine ausreichende Höhe erreicht hatte. Dann läsen die Luftgötter das

Gebet, sobald sich das Spruchband entfalte, und behüteten den Drachenflieger - hoffentlich! - vor allem Unglück.

Wieder in der Lamaserie angekommen, herrschte große Geschäftigkeit, als wir das Material herausschafften, um die Drachen fertigzumachen. Alles wurde sorgfältig überprüft. Die Latten wurden Zoll für Zoll genau untersucht, ob sie keine Sprünge oder sonst einen Schaden hätten. Die Seide zur Bespannung der Drachen wurde auf ebenem Boden ausgebreitet. Die Mönche überprüften jeden Quadratzentimeter auf allen Vieren krabbelnd. Nach Beendigung der Untersuchung wurde das Gestell des Drachen zusammengefügt und in den Fugen entsprechend verkeilt. Der Drache bestand aus einer Art kastenförmiger Kabine, die ungefähr zwei mal drei Quadratmeter groß war und die seitlich etwa drei Meter weit ausladende Flügel hatte. Unter den Flügelenden mussten Kufen aus Bambusrohr montiert werden, die als Schlitten fungierten, um die Flügel beim Aufstieg und bei der Landung zu schützen. Ebenso befand sich unter dem verstärkten »Boden« des Drachens ein langer Bambus-Schlitten, dessen Kufen vorne aufgebogen waren wie unsere tibetanischen Schuhe. Diese Kufen hatten etwa die Stärke meines Handgelenks und waren so angebracht, dass sie zusammen mit den Flügelstützen eine Berührung der Seidenbespannung des Drachens mit der Erde verhüteten, solange er auf dem Boden aufsaß. Auf den ersten Blick, war ich nicht sehr von dem Yakseil begeistert. Es sah sehr dünn aus. Unmittelbar vor dem Schlitten gabelte es sich v-förmig in zwei Stränge, die rechts und links unterhalb der Flügel befestigt waren. Zwei Mönche hoben den Drachen auf und trugen ihn an den Rand des Plateaus. Es war gar nicht so leicht, ihn über die Stelle, wo der Wind durch die Felsspalte herauf wehte, zu bringen und mehrere Mönche mussten ihn dabei festhalten.

Zuerst wurde ein Probeaufstieg veranstaltet; wir spannten noch keine Pferde vor, sondern hielten selber das Tau. Eine Gruppen von

Mönchen hielt das Seil, während der »Meister des Drachenflugs« sie beaufsichtigte. Auf sein Zeichen rannten wir los, so schnell wir konnten, und zogen den Drachen hinter uns her. Der Drachen geriet in den Aufwind aus der Felsspalte und erhob sich wie ein riesiger Vogel in die Lüfte. Die Mönche, die an dem Seil zogen, waren sehr geschickt und ließen es im rechten Augenblick laufen, so dass der Drachen sich höher und höher in die Luft erhob. Dabei hielten sie das Seil gut fest, und einer der Mönche schürzte rasch sein Gewand um die Hüften und klomm ein paar Meter an dem Tau hinauf, um die Tragkraft des Drachens zu prüfen. Ein zweiter folgte ihm, und dem Zweiten, sobald er hoch genug war, ein Dritter. Der Auftrieb war stark genug für die Last von zwei Männern und einem Knaben, nicht aber für drei Männer. Das genügte dem »Meister des Drachenflugs« nicht, die Mönche mussten das Seil wieder einholen und dabei darauf achtgeben, dass der Drachen nicht noch einmal in den Aufwind geriet. Wir alle flüchteten aus dem Bereich, wo der Drachen wieder landen sollte, mit Ausnahme der Mönche die das Seil bedienten, und zweier Mönche, die sich bereithielten, den Drachen im Augenblick der Landung abzufangen und zu stützen. Er kam herunter, scheinbar widerwillig, als hätte er die Freiheit der Lüfte gerne noch länger genossen. Mit einem sanften Zischen glitt er zur Erde und stand still; die zwei Mönche stützten seine Flügel.



Unter Anleitung des »Drachenmeisters« spannten wir die Seide überall nach und trieben kleine Holzkeile in die Fugen der Rahmen, damit sie fester hielten. Die Flügel wurden abgenommen und in einem etwas anderen Winkel wieder montiert, worauf der Drachen noch einmal ausprobiert wurde. Diesmal trug er drei erwachsene Männer ohne Schwierigkeit und außerdem fast auch noch das Gewicht eines Knaben. Der Drachenmeister war zufrieden, und so ließen wir den Drachen noch einmal steigen, diesmal mit einem Stein, dessen Gewicht dem eines Mannes entsprach.

Wieder kämpften die Mönche, die den Drachen zum Startplatz trugen, gegen den Aufwind an. Wieder zogen sie am Seil, und der mit dem Stein belastete Drachen erhob sich stürmisch in die Luft. Die Luft war bewegt, und der Drachen schlingerte und schwankte. Ich hatte ein unangenehmes Gefühl im Magen, Wenn ich ihm zusah und mir vorstellte, ich wäre dort droben. Noch einmal wurde der Drachen eingeholt und noch einmal zum Startplatz gebracht. Ein im Flug schon geübter Lama sagte zu mir: »Jetzt steige ich auf, dann kommst du dran. Sieh mir gut zu.« Er führte mich zu dem Drachen. »Schau her, wie ich meine Füße hier auf den Rand des Schlittens setze. Hänge dich mit beiden Armen über die Querstange hinter dir. Sobald du in der Luft bist, steig hinunter in das Seilzwiesel und setze dich auf die Verdickung des Seil. Bei der Landung spring ab, sobald du zweieinhalb oder drei Meter über dem Boden bist, das ist am sichersten. Jetzt fliege ich also, und du kannst mir Zusehen.«

Diesmal waren die Pferde an das Seil gespannt. Der Lama gab das Zeichen, die Pferde wurden in Galopp getrieben, der Drachen glitt zuerst über den Boden, geriet dann in den Aufwind und erhob sich in die Luft. Als er an die dreißig Meter über uns und ungefähr sechshundert bis tausend Meter über dem Abgrund schwebte, ließ sich der Lama in das Seilzwiesel hinuntergleiten und schwankte frei in den Lüften. Höher und höher stieg er, Mönche bedienten das Seil

und ließen es abrollen, so dass der Drachen immer mehr an Höhe gewann. Dann gab der Lama oben ein Zeichen, indem er fest auf das Seil schlug, und die Mönche begannen den Drachen einzuholen. Tiefer und tiefer kam er, schwankend und schwingend. Sechs Meter, drei Meter - der Lama hielt sich nur noch mit den Händen fest. Dann ließ er los und landete mit einem Purzelbaum auf den Füßen. Er klopfte den Staub aus seinem Gewand, wandte sich zu mir und sagte: »So, jetzt bist du an der Reihe, Lobsang, jetzt zeig, was du kannst.«

Nun, da der Augenblick gekommen war, war ich vom Drachenfliegen gar nicht mehr begeistert. Eine dumme Sache, dachte ich. Gefährlich. Was für eine dumme Art eine vielversprechende Karriere zu beenden. Ich will lieber nur noch beten und Kräuter sammeln. Dann tröstete ich mich und fasste wieder Mut, aber nur ein kleines bisschen, indem ich an die Voraussagen für mein Leben dachte. Wenn ich hier umkam, dann hatten sich die Astrologen geirrt, Und sie irrten sich niemals so sehr! Der Drachen war wieder auf dem Startplatz, und ich ging hin, nicht gerade auf festen Beinen. Um die Wahrheit zu sagen, meine Beine waren sogar sehr unsicher. Auch meine Stimme hatte keineswegs einen festen Klang, als ich auf dem Schlitten stand, mich mit den Armen über die Querstange hinter mir hängte - ich konnte kaum hinaufreichen - und rief: »Ich bin bereit!« Noch nie war ich so wenig bereit gewesen! Die Zeit schien stillzustehen. Das Seil spannte sich nur quälend langsam, als die Pferde im Galopp anzogen. Ein Beben ging durch das Rahmenwerk des Drachens, dann ein plötzlicher Übelkeit erregender Ruck, der mich beinahe hinuntergeworfen hätte. »Mein letztes Stündlein auf dieser Erde«, dachte ich und schloss so meine Augen, denn es hatte keinen Sinn mehr irgendwo hin zu schauen. In dem furchtbaren Schlingern und Schwanken begann mein Magen zu revoltieren. »Ach! ein schlechter Start in die astrale Welt«, dachte ich. Dann öffnete ich ängstlich die Augen, schloss sie aber gleich wieder voller

Schrecken. Ich war dreißig oder mehr Meter hoch in der Luft. Wieder rebellierte mein Magen, so dass ich fürchtete, ich müsste mich übergeben. Ich schlug daher vorsichtig die Augen wieder auf, um festzustellen, wo ich denn eigentlich sei, wenn mir Gefahr drohte. Nun war der Ausblick so großartig, dass ich alle Angst und Übelkeit vergaß und seither zeitlebens niemals mehr darunter litt! Der Drachen schlingerte, schwankte und kippte, stieg aber immer höher und höher. Weit draußen, über die Berggipfel hinweg, sah ich die khakifarbene Erde, gespalten durch die unheilbaren Wunden der Zeit. Näher, waren die Gebirgszüge, die klaffenden Narben von herabgefallenen Felsen trugen, von denen die Hälfte von weichen Flechten versteckt waren. In sehr sehr weiter Ferne, berührte die späte Nachmittagssonne eine weit entfernten See und verwandelte das Gewässer in flüssiges Gold. Über mir, erinnerten mich das Wippen und das Knicksen des Drachen im unstedt wirbelnden Wind an die im Himmel spielenden Götter, während wir armen erdgebundenen Sterblichen uns abstrampeln und kämpfen mussten, um am Leben zu bleiben, so dass wir unsere Lektionen lernen und endlich, in Frieden, davon scheiden konnten.

Plötzlich war mir, als höbe sich mein Magen und bliebe über mir hängen. Ich blickte zum ersten Mal hinunter. Die kleinen rotbraunen Punkte dort unten waren Mönche. Sie wurden größer man holte meinen Drachen ein. Ich sah, wie der Bach, ein paar hundert Meter in der Schlucht unter mir, blubbernd seines Weges floss. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich mich drei- oder vierhundert Meter hoch über die Erde erhoben. Das bedeutete nichts gegenüber dem Bach dort unten; er floss immer weiter und wuchs, und zuletzt ergoss er sich hunderte Kilometer weiter in die Bucht von Bengalen. Dann tranken Pilger sein heiliges Wasser. Ich aber schwebte in diesem Augenblick über seinem Quelllauf und fühlte mich eins mit den Göttern.

Jetzt schwankte der Drachen furchtbar hin und her. Unten zogen sie das Seil fester an, um ihn mehr im Gleichgewicht zu halten. Plötzlich fiel mir ein, dass ich ganz vergessen hatte, mich in das Seilzwiesel hinunterzulassen. Ich war die ganze Zeit oben auf dem Schlitten stehengeblieben. Daher löste ich meine Arme von der Querstange, hockte mich nieder, schlang Beine und Arme um das Seil und ließ mich hinuntergleiten. Ich landete mit einer Wucht in dem Seilzwiesel, dass ich meinte, entzwei gerissen zu werden. Ich war aber schon kaum mehr als sechs Meter hoch, hielt mich schnell an dem Seil fest, und als ich etwa zweieinhalb Meter über dem Boden war, ließ ich mich fallen, und machte eine Rolle vorwärts und schlug beim Landen meinen Purzelbaum.

»Junger Mann«, sagte der Drachenmeister, »du hast dich gut gehalten. Du hast im letzten Augenblick noch daran gedacht, in das Zwiesel hinunterzusteigen sonst hättest du dir beide Beine gebrochen. Jetzt kommen ein paar andere dran, dann kannst du es noch einmal versuchen.«

Der nächste war ein junger Mönch, er hielt sich besser als ich, er vergaß nicht, sich gleich in das Seilzwiesel hinuntergleiten zu lassen. Nachdem er perfekt niedersank, Doch als der arme Kerl landete, sank er perfekt nieder, fiel der Länge nach hin und blieb, vor lauter Übelkeit grün im Gesicht, am Boden liegen. Der dritte Mönch, der aufstieg, war sehr von sich überzeugt; er war nicht sehr beliebt, weil er gerne prahlte. Er hatte schon die letzten drei Jahre an dieser Reise teilgenommen und hielt sich für den besten »Flieger« aller Zeiten. Er erhob sich mit dem Drachen in die Luft, wohl an die hundertfünfzig Meter. Anstatt sich in das Zwiesel niedergleiten zu lassen, richtete er sich auf, schwang sich in die Kabine des Drachens, glitt aber an der hinteren Öffnung aus und stürzte: er fing sich mit einer Hand gerade noch an der hinteren Querleiste und hielt sich dort ein paar Sekunden mit nur einer Hand. Wir sahen, wie er auch mit der andern Hand

vergebens nach der Querleiste über sich tastete, doch der Drachen schwankte, er verlor den Halt und stürzte kopfüber vierhundertfünfzig Meter tief in den Abgrund. Sein Mönchsgewand wehte und flatterte wie eine blutrote Wolke.

Wir waren aufgrund dieses Vorfalles entmutigt, doch nicht genug, um das Fliegen ganz zu lassen. Der Drachen wurde eingeholt und untersucht, ob er einen Schaden erlitten habe; dann flog ich wieder in die Lüfte. Diesmal ließ ich mich gleich in das Zwiesel hinuntergleiten, als der Drachen über dreißig Meter hoch in der Luft war. Unten sah ich, wie einige Mönche am Berghang hinunterstiegen, um den Toten zu bergen, dessen Körper an den steilen Felsen überall Blutspuren hinterlassen hatte. Nun richtete ich den Blick wieder nach oben, und der Gedanke ging mir durch den Kopf, dass ein Mensch, der oben in der Kabine bliebe, imstande sein müsste, die Bewegungen des Drachens durch wiederholten Standwechsel einigermaßen zu beeinflussen. Ich erinnerte mich an den Vorfall auf dem Dach des Bauernhauses mit dem Yakdünger und wie ich mich durch das Anziehen der Drachenschnur hatte erheben können. »Das muss ich mit meinem Mentor besprechen«, dachte ich. In diesem Augenblick glitt der Drachen in ein Luftloch ab, so plötzlich und unerwartet, dass ich beinahe den Halt verloren hätte. Drunten zogen die Mönche mit Einsatz aller Kräfte an dem Seil. Mit dem Einbruch des Abends und der Abkühlung der Felsen hatte der Wind im Tal nachgelassen und der Aufwind aus der Felsspalte hatte sich beinahe gelegt. Der Drachen hatte kaum mehr einen Auftrieb, und als ich in drei Meter Höhe absprang, ging er mit einem letzten Ruck zu Boden und deckte mich zu. Ich war etwas schmerzhaft auf dem steinigen Grund gelandet und hatte mit dem Kopf die untere Seidenbespannung der Drachenkabine durchstoßen. Ich saß so unbeweglich und in Gedanken versunken da, dass die anderen meinten, ich sei verletzt. Der Lama Mingyar Dondup kam sogleich

hergelaufen. »Wenn da noch eine Querlatte wäre«, sagte ich, »dann könnte man darauf stehen und den Neigungswinkel der Kabine ein bisschen ändern, so dass man den Flug des Drachens beeinflussen könnte.«

Der Drachenmeister hatte meine Worte gehört. »Ja, junger Mann, du hast recht, aber wer soll das ausprobieren?« »Ich«, erwiderte ich, »wenn mein Mentor es mir erlaubt.« Ein anderer Lama lächelte mir zu. »Du bist ja selber schon ein Lama, Lobsang, du brauchst niemand um Erlaubnis zu fragen.« »Oh doch, das tue ich«, war meine Antwort. »Der Lama Mingyar Dondup lehrte mich alles, was ich weiß, und gibt mir die ganze Zeit Unterricht, darum muss er darüber entscheiden.« Der Drachenmeister beaufsichtigte das Wegräumen des Drachens, dann nahm er mich in seine Zelle mit. Dort hatte er kleine Modelle verschiedener Drachen. Einer war ein langes Ding und glich einem langgestreckten Vogel. »Vor vielen Jahren haben wir das lebensgroße Modell dieses Drachen von einer Felsklippe starten lassen; ein Mann saß darin. Er flog über dreißig Kilometer weit und schlug gegen einen Berghang. Seither haben wir mit diesem Modell keine Versuche mehr angestellt. Hier ist nun ein Drachen, wie du ihn dir vorstellst. Hier ist eine Querlatte und hier ein Balken zum festhalten. Wir haben schon einen gebaut, das Holzgestell ist fast fertig. Es liegt in dem nicht mehr genutzten Schuppen am äußersten Ende des Gebäudeblocks. Ich war bisher nicht dazu in der Lage jemanden dazu zu bekommen ihn auszuprobieren, und ich selbst bin ein wenig übergewichtig.« Da er fast hundertfünfzig Kilo wog, war dies eine klassische Untertreibung. Während des Gesprächs war der Lama Mingyar Dondup eingetreten. Er sagte: »Wir werden heute Abend dein Horoskop stellen, Lobsang, und sehen, was die Sterne dazu sagen.«

Das Dröhnen der Pauken weckte uns zur Mitternachtsandacht. Als ich meinen Platz einnahm, erhob sich neben mir eine imposante

Gestalt aus den Weihrauchwolken. Es war der Drachenmeister. »Ist alles in Ordnung?« flüsterte er. »Ja«, erwiderte ich flüsternd, »übermorgen kann ich fliegen.« »Gut«, murmelte er, »es wird alles bereit sein.« Hier im Tempel, beim flackernden Licht der Butterlampen und angesichts der heiligen Bilder an den Wänden, fiel es mir schwer, in Andacht des törichten Mönches zu gedenken, der sein irdisches Leben so leichtfertig verscherzt hatte. Wäre er nicht so eitel gewesen, dann wäre mir nicht der Gedanke gekommen, man könnte in der Kabine des Drachens stehen und den Flug des Drachens beeinflussen. Hier im Allerheiligsten des Tempels mit den künstlerisch vollendeten Bildwerken an den Wänden saßen wir, jeder ein Ebenbild des Erhabenen Buddha, regungslos mit gekreuzten Beinen im Lotossitz auf unseren Kissen, fünfzehn oder zwanzig Zentimeter über den Fliesen. Wir saßen in Doppelreihen, die Gesichter einander zugewendet. Zuerst wurden die üblichen liturgischen Gesänge gesungen; der Gesangsmeister, der wegen seiner Musikalität und wegen seiner schönen Bassstimme für diese Stellung ausersehen war, intonierte die ersten Takte, am Ende jedes Themas senkte er die Stimme, bis keine Luft mehr in seinen Lungen blieb. Wir fielen dröhnend in den Gesang ein, zu dem sich an bestimmten Stellen die Pauken oder die helltönenden Glocken gesellten. Wir gaben uns große Mühe, denn es hieß immer, man könne die in einem Kloster herrschende Zucht an der Reinheit des Gesanges und an der Korrektheit der Musik beurteilen. Die tibetanische Notenschrift ist für jeden Fremden schwer zu lesen; sie besteht nur aus kurven-artigen Linien. Wir halten in ihnen das Steigen und Fallen der Stimme fest. Dies ist der »melodische Bogen«. Improvisationen bewegen sich dann in kleineren Bögen innerhalb des Hauptbogens. Nach Beendigung der regulären Andacht wurde eine Pause von zehn Minuten gehalten, ehe das Totenamt für den Mönch begann, der heute aus dem Leben geschieden war.

Auf das gegebene Zeichen versammelten wir uns wieder. Der zelebrierende Priester auf seinem erhöhten Thronsessel las einen Absatz aus dem Bardo Thödol, dem tibetanischen Totenbuch. »O wandernder Geist des Mönches Kumphel-la, der du heute aus diesem Leben schiedest, wandere nicht unter uns, denn du bist heute von uns gegangen. O wandernder Geist des Mönches Kumphel-la, wir entzünden hier dieses Räucherstäbchen, um dich zu führen und dir Anweisungen zu geben, wie du auf dem rechten Pfad durch das Verlorene Land in die größere Realität gelangst.« Im Gesang luden wir den Geist dazu ein, zu kommen, um von uns Erleuchtung und Führung zu erhalten, wir Jüngeren mit unseren hohen Stimmen, die älteren Mönche in ihren tiefen Bässen. Mönche und Lamas saßen in Reihen in der Tempelhalle, die Gesichter einander zugekehrt, und hoben und senkten abwechselnd religiöse Symbole nach uraltem Brauch. »O wandernder Geist, komm zu uns, auf dass wir dich führen. Wohl siehst du unsere Gesichter nicht, riechst nicht unseren Weihrauch, denn du bist tot. Aber komm, auf dass wir dich geleiten!« Ein Orchester von Holzbläsern, Pauken, Muschelhörner und Becken füllte die Pausen unseres Gesanges. Eine menschliche Hirnschale, mit rot gefärbtem Wasser gefüllt, das Blut symbolisierte, wurde unter den Mönchen herumgereicht, damit jeder es berühre. »Dein Blut hat die Erde benetzt. Du Mönch, der du nun ein irrender Geist bist, komm, auf dass wir dir zur Freiheit verhelfen!« Safrangelbe Reiskörner wurden nach Osten, nach Westen, nach Norden und Süden gestreut. Wo wandert der verirrte Geist umher? Im Osten oder im Norden? Im Westen, im Süden? Die Speise der Götter wurde in alle Winkel der Erde gestreut, und du isst sie nicht, denn du bist tot. Komm, irrender Geist, auf dass wir dich in die Freiheit geleiten!« Dunkle Paukenschläge ertönten im Rhythmus des Lebens, gleich dem Herzschlag des menschlichen Körpers. Andere Instrumente fielen ein und symbolisierten andere Laute: das sanfte Rauschen des Blutes durch Venen und Arterien, den leisen Atem der Lungen, den

Strom der Säfte durch den Körper, die ganze Melodie des Lebens. Sie begann in regelmäßigem Rhythmus, dann ein lauter Trompetenton, und darauf der fliegende Puls des Herzens. Ein Schock dann plötzliche Stille: das Ende des Lebens, ein unerwarteter Tod. »O Mönch, der du einer der unsern warst und jetzt ein irrender Geist bist, unsere Seher werden dich geleiten. Hab keine Furcht, vertraue dich uns an. Vertraue unserer Führung in die Freiheit. Es gibt keinen Tod, irrender Geist, sondern nur ein ewiges Leben. Tod ist Geburt, und wir beten, dass du den Weg zum nächsten Leben findest.«

Seit Jahrhunderten haben wir Tibetaner eine richtige Wissenschaft der Laute entwickelt. Wir kennen alle Laute, die die Funktionen des menschlichen Organismus begleiten, und können sie genau reproduzieren. Hat man sie einmal gehört, dann vergisst man sie nie wieder. Wer hat nicht schon, wenn sein Kopf beim Einschlafen auf einem Kissen lag, das Klopfen seines Herzens gehört oder das Atmen seiner Lungen? In der Lamaserie des Staatsorakels pflegt man mit Hilfe solcher Laute das Medium in Trance zu versetzen, worauf sich irgendein Geist in ihm manifestiert. Der Soldat Younghusband, der oberste Befehlshabende der britischen Streitmacht, die im Jahre 1904 in Lhasa eingefallen war, war Zeuge der Macht dieser Laute und auch der Tatsache, dass das Staatsorakel in Trance seine Gestalt veränderte.

Gleich nach der Totenandacht gingen wir eiligst wieder Schlafen. Erregt durch die Drachenflüge während des Tages und durch die so ganz andere Luft ermüdet, schlief ich fast im Stehen ein. Am nächsten Morgen sandte der Drachenmeister mir eine Nachricht, um mir mitzuteilen, dass sich mit dem »steuerbaren« Drachen beschäftigen wolle und lud mich dazu ein. In Begleitung meines Mentors begab ich mich in seine Werkstatt, die er in dem ehemaligen Vorratsspeicher eingerichtet hatte. Stapel ausländischer Hölzer lagen

da nebeneinander auf dem Boden, und eine Reihe von Zeichnungen verschiedener Drachen bedeckte die Wände. Oben im gewölbten Dach hing ein Modell des Drachens, den ich ausprobieren sollte. Ich war sehr überrascht, als der Drachenmeister eine Leine betätigte und der Drachen auf den Boden herunter schwebte - er war mit einer Art von Flaschenzug Herrichtung aufgehängt. Der Meister forderte mich auf, einzusteigen. Den Boden der Kabine bildeten mehrere Leisten, auf denen man stehen konnte, und eine Querstange in Hüfthöhe bot genügend Halt, um sich auf sie zu stützen. Wir überprüften den Drachen Stück für Stück. Die Seidenbespannung wurde entfernt, und der Drachenmeister sagte, er wolle persönlich für eine neue Bespannung sorgen. Die Flügel an den Seiten waren nicht flach wie an den andern Modellen, sondern gebogen wie eine nach unten gekrümmte Hand, sie hatten eine Spannweite von etwa dreieinhalb Metern, und ich hatte den Eindruck, sie besäßen eine erhöhte Tragkraft.

Am nächsten Tag wurde der Drachen auf das »Flugfeld« hinaus gebracht, und die Mönche hatten die größte Mühe, ihn festzuhalten, als sie ihn über den Felsspalt mit dem starken Aufwind transportierten. Schließlich brachten sie ihn in die richtige Startposition und, meiner Wichtigkeit bewusst, kletterte ich in den Kistenteil. Diesmal waren keine Pferde vorgespannt, wie das sonst üblich war, sondern Mönche zogen den Drachen; das war besser für seine Steuerung im Flug. Ich rief: »Tra-dri, them-pa« - fertig, los! Als der Drachen zuerst in seinem ganzen Gestell erzitterte, rief ich noch: »O-na dö-a« - Auf Wiedersehen! Dann, mit einem plötzlichen Ruck, erhob sich der Drachen wie ein Pfeil in die Luft. Gut, dass ich mich die ganze Zeit über festhielt, dachte ich, sonst würden sie heute in der Nacht meinen irrenden Geist beschwören, und ich bin doch froh, dass er vorläufig noch eine Weile in diesem Körper haust. Die Mönche unten betätigten das Seil sehr geschickt und der Drachen

stieg immer höher. Ich warf den Stein mit dem Spruchband den Göttern der Lüfte zu, beinahe hätte er einen der Mönche unten getroffen; wir konnten den Stoff später noch einmal verwenden, denn er fiel ihm direkt vor die Füße. Der Drachenmeister sah voller Ungeduld zu mir herauf, ob ich nicht endlich mit den verabredeten Versuchen beginnen würde. So begann ich und bewegte mich vorsichtig umher. Ich merkte, dass ich die Leistung, sowohl den „Auftrieb“, als auch die „Stellung“, des Drachens beträchtlich beeinflussen konnte.

Ich wurde leichtsinnig und etwas zu selbstsicher. Ich bewegte mich in den hinteren Teil der »Kabine«, und der Drachen fiel wie ein Stein. Meine Füße rutschten von der Querleiste ab, ich hing der Länge nach, mit ausgestreckten Armen, und konnte mich gerade noch mit den Händen festhalten. Der Wind verfring sich in meiner Kutte und schlug sie mir über den Kopf, doch es gelang mir, mit großer Anstrengung, mich wieder hinaufzuschwingen und oben wieder in der normalen Position zum Stehen zu kommen. Der Drachen stürzte nicht mehr, sondern stieg wieder. Ich hatte meinen Kopf wieder freibekommen und sah schnell um mich. Wäre mein Kopf nicht, wie es bei einem Lama Sitte ist, geschoren gewesen, dann hätten sich mir die Haare gestäubt: ich war kaum mehr als sechzig Meter über dem Boden! Später, nach meiner Landung, sagte man mir, ich sei nur mehr fünfzehn Meter hoch gewesen, als der Drachen sich in seinem Sturz fing und wieder zu steigen begann. Eine Zeitlang hielt ich mich an der Querstange fest und kämpfte mit meiner Atemnot in der dünnen Luft. Als ich dann kilometerweit in die Landschaft schaute, sah ich in weiter Ferne etwas, das wie eine sich vorwärts bewegende, gepunktete Linie aussah. Einen Moment lang guckte ich ohne zu verstehen, dann dämmerte es mir: Natürlich! Das war der andere Teil der Kräutersammler, der langsam durch die

trostlose Landschaft voran schritt. Sie zogen sich in Form von großen Punkten, kleinen Punkten und länglichen Punkten auseinander; Männer, Kinder und Tiere, dachte ich mir, die sich so langsam, so schmerzhaft stockend vorwärts bewegten. Es bereitete mir große Freude, den anderen sagen zu können, dass die Gruppe innerhalb der nächsten Tage bei uns sein würde. Es war wirklich herrlich, sich umzublicken und auf die kalt-blaugrauen Felsen, die warm-rotbraune Erde und die, in der Ferne, leuchtenden Seen zu schauen. Unten, in der Schlucht, wo es warm und vor den kalten Winden geschützt war, breitete sich ein Teppich von Moos, Flechten und Pflanzen, der mich an den Teppich in meines Vaters Arbeitszimmer erinnerte. Mittendurch rann der kleine Bach, den ich in der Nacht immer rauschen hörte. Ja, mittendurch rann er, und auch das erinnerte mich schmerzlich an den Tag, an dem ich einmal versehentlich einen Krug Wasser auf meines Vaters Teppich verschüttete. Ja, mein Vater hatte eine recht kräftige Hand!

Die Gegend hinter dem Kloster war gebirgig, Gipfel um Gipfel erhob sich dicht beieinander in der Bergkette, die sich am fernen Horizont scharf und dunkel gegen den sonnigen Himmel abzeichnete. Der Himmel Tibets ist der klarste in der ganzen Welt, da kann man immer in weite Fernen sehen, weit hinaus, bis dorthin, wo Berge den Blick begrenzen, und kein Hitzeschleier trübt je die Aussicht. So weit mein Auge reichte, lag alles in tiefer Ruhe, nur die Mönche unten waren in Bewegung und in der Ferne die kaum erkennbaren dunklen Punkte, die sich in unsere Richtung bewegten. Vielleicht sahen auch sie mich hier oben. Doch jetzt begann der Drachen zu fallen; die Mönche holten ihn ein. Sehr vorsichtig zogen sie ihn nieder, um das wertvolle Modell nicht zu beschädigen. Als ich gelandet war, sah mich der Drachenmeister mit tiefer Rührung an und umarmte mich so begeistert, daß ich glaubte, er bräche mir alle Knochen entzwei. Niemand anderer konnte zu Wort kommen;

jahrelang hatte er immer nur »Theorien« entwickelt, aber praktisch keinen Beweis für sie erbringen können, weil seine Körperfülle ihn daran hinderte, selbst in einem Drachen zu fliegen. Als er wieder zu Atem kam, sagte ich ihm, ich wolle es gerne für ihn tun, und das Fliegen mache mir ebenso viel Freude wie ihm das Entwerfen der Modelle, das Experimentieren mit ihnen und ihre Beobachtung im Flug.

»Ja, ja, Lobsang - wenn wir das also ändern und die Querleiste hierher versetzen - ja, das geht, das tun wir, und dann versuchen wir es gleich wieder.

Und wenn du hier standest, neigte sich der Drachen zur Seite, sagst du?« So ging es weiter. Ich stieg mit dem Drachen auf, dann wurde etwas geändert, ich stieg wieder auf - und so fort. Mir machte das eine Riesenfreude. Nur ich allein durfte mit diesem einen Drachen fliegen und kein anderer durfte ihn besteigen. Vor jedem Flug wurden einige Änderungen, einige Verbesserungen vorgenommen. Die erfreulichste für mich war die Anbringung eines Sicherheitsseiles!

Als nun jedoch die Nachzügler aus unserem Kloster Chakpori ankamen, erfuhr der Drachenflug eine Unterbrechung von einem oder zwei Tagen. Die Ankömmlinge wurden in Gruppen eingeteilt, teils zum Kräutersammeln, teils zur Verpackung der gesammelten Kräuter. Die Mönche, die keine besonderen botanischen Kenntnisse hatten, durften nur drei Arten von Kräutern sammeln, und man schickte sie an die Fundorte, wo diese hauptsächlich gediehen. Jede Gruppe war eine Woche lang unterwegs und suchte die Fundorte ab. Am achten Tag kamen sie mit den Kräutern zurück, die dann auf dem sauberen Boden eines großen Vorratsraumes ausgebreitet wurden. Sachkundige Mönche untersuchten sie, ob sie nicht vom Brand infiziert und ob es auch die richtigen Kräuter wären. Von einigen

Kräutern wurden die Blütenblätter abgelesen und getrocknet, von anderen wurden die Wurzeln zerrieben und aufbewahrt; wieder andere wurden gleich nach der Einlieferung ausgepreßt, um ihren Saft zu gewinnen, der in dicht versiegelten Flaschen aufbewahrt wurde. Samen, Blätter, Stengel, Blütenblätter das alles wurde gesäubert und, sobald es getrocknet war, in Lederbeutel gefüllt. Die Beutel wurden außen entsprechend beschriftet, der Hals wasserdicht verschlossen, das Leder kurz in Wasser getaucht und nachher der Sonnenhitze ausgesetzt. Binnen einem Tag war das Leder so hart wie Holz. Um den Beutel zu öffnen, mußte man den dicht verschnürten Hals abschlagen. In der trockenen Luft Tibets halten sich Kräuter auf diese Weise jahrelang.

Nach den ersten Tagen, die folgten, war meine Zeit zwischen Kräutersammeln und Drachenfliegen geteilt. Der alte Drachenmeister war ein sehr einflußreicher Mann, und nach seiner Meinung war im Hinblick auf die Voraussagen für meine Zukunft die Kenntnis der Flugdrachen für mich nicht minder wichtig als die Praxis des Sammelns von Kräutern und ihrer Bestimmung. So stieg ich denn an drei Tagen der Woche in den Drachen auf, in der übrigen Zeit ritt ich zu den einzelnen Gruppen der Kräutersammler, um in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu lernen. Wenn ich in einem Drachen hoch in der Luft schwebte, blickte ich oft über die Gegend hin, die mir nun schon vertraut war, und sah da und dort die Yakzelte der Kräutersammler. Ringsumher weideten die Yaks und hielten sich schadlos für die Zeit, in der sie am Ende der Woche die schweren Säcke mit den Kräutern heimtragen mußten. Viele dieser Kräuter waren in den meisten östlichen Ländern gut bekannt, andere wieder waren im Westen noch nicht »entdeckt« und hatten daher keine lateinischen Namen. Die Kenntnis der Kräuter war mir sehr nützlich, doch die Übung im Drachenfliegen nicht minder.

Wir hatten noch einen Unglücksfall: ein Mönch hatte mir, sooft ich flog, sehr aufmerksam zugesehen, und als die Reihe an ihn kam, in einem der gewöhnlichen Drachen aufzusteigen, meinte er, er könne es ebensogut wie ich. Der Drachen schien sich hoch in der Luft eigenartig zu bewegen. Wir sahen, wie der Mönch sich bemühte, die Lage des Drachens zu regulieren, indem er dauernd hin und her sprang. Mit einem plötzlichen Schwung kippte der Drachen und überschlug sich seitwärts. Die Holzplatten gingen aus den Fugen und splitterten, und der Mönch wirbelte mit der Kutte über dem Kopf durch die Luft. Seine Tsampaschale, sein hölzerner Becher, sein Rosenkranz und ein paar Amulette, die er bei sich trug, fielen herunter. Er brauchte sie nicht mehr. Hals über Kopf verschwand er im Abgrund. Ein paar Sekunden später schlug sein Körper unten auf.

Alle schönen Dinge enden viel zu schnell. Die Tage waren gefüllt mit Arbeit, harter Arbeit, trotzdem ging unser Vierteljahresausflug allzuschnell zu Ende. Es war der erste von vielen angenehmen Ausflügen ins Gebirge, dem noch manche andere schöne folgten, auch in das andere Kloster Tra Yerpa, das näher bei Lhasa liegt. Betrübt packten wir unsere wenigen Habseligkeiten zusammen. Der Drachenmeister schenkte mir zum Abschied das Modell eines schönen Flugdrachens, das er eigens für mich gebaut hatte. Am nächsten Tag traten wir den Heimweg an. Wieder, wie auf dem Herweg, ritten einige von uns schneller voraus, und der Haupttrupp von Mönchen, Akoluthen und Packtieren folgte uns langsamer. Wir freuten uns, zu unserem »Eisen-Berg«, nach Chakpori, heimzukehren, waren jedoch traurig über die Trennung von unseren neuen Freunden und von dem unbeschwerten Leben im Gebirgsland.

Erster Besuch Zuhause



Wir waren gerade rechtzeitig zum Logsar, der Neujahrsfeier, zurückgekehrt. Überall mußte gesäubert, alles auf Glanz hergerichtet werden. Am fünfzehnten Tag begab sich der Dalai Lama zu einer Reihe von Andachten in die Kathedrale. Nach ihrer Beendigung nahm er an der Prozession über den Barkhor teil, die »Gürtelstraße«, die am Tempel Jo- Kang, an der Ratshalle vorüber und rings um das Marktviertel zwischen den großen Geschäftshäusern zurückführte. Nach dem würdevollen Teil der Feierlichkeiten, begann nun der fröhliche Teil. Die Götter waren versöhnt, und die Zeit der Vergnügungen und der Unterhaltung begann. Zehn bis zwölf Meter hohe Horzgestelle, trugen Bilder aus gefärbter Butter. Manche der Gestelle hatten plastische Butterbilder, die in Relief Szenen aus unseren Heiligen Büchern darstellten. Der Dalai Lama machte die Runde und betrachtete alle. Die schönste Arbeit trug den Mönchen

des Klosters, das sie angefertigt hatte, den Titel der »besten Butter-Modellierer« des Jahres ein. Wir in Chakpori hatten an diesen Wettbewerben kein Interesse, sie erschienen uns kindisch und wenig unterhaltsam, ebenso wie die Pferderennen ohne Reiter auf der Ebene von Lhasa, an denen jedermann seine Pferde teilnehmen lassen konnte. Wir waren vielmehr an den Riesenfiguren interessiert, die Gestalten aus unseren Legenden darstellten. Diese Figuren bestanden aus einem leichten Holzgestell, das den Körper bildete und auf dem ein ganz realistisch ausgeführter riesiger Kopf angebracht war. Im Innern des Kopfes waren Butter-Lampen angebracht, deren Licht durch die Augenöffnungen schimmerte und deren Flackern den Eindruck erweckte, als blickten die Augen bald nach rechts, bald nach links. Im Innern des Holzrahmens der Figur würde sich ein kräftiger Mönch auf Stelzen befinden, der durch eine Schlitz in Bauchhöhe des Riesen einen sehr eingeschränkten Blick auf das äußere Geschehen hatte. Diesen Darstellern würden die ungewöhnlichsten Unfälle passieren. Zum Beispiel konnte es geschehen, dass der arme Kerl mit einer Stelze in einem Schlagloch landete und non auf einer einzigen Stelze balancierte oder eine der Stelzen rutschte auf etwas Rutschigem auf der Straße aus. Das Schlimmste war jedoch, wenn die Lampen sich durch das Ruckeln lösten und die ganze Figur Feuer fing! Einmal, ein paar Jahre später, überredete man mich dazu die Figur von Buddha, den Gott der Medizin, darzustellen. Sie war über siebeneinhalb Meter hoch. Das Gewand flatterte um meine Beine, das heißt um meine Stelzen, und Motten waren auch darin, denn es war lange Zeit aufbewahrt gewesen. Als ich auf der Straße dahinstelzte, stieg aus dem Stoff Staub auf und ich mußte immerfort niesen. Bei jedem Niesen meinte ich, ich fiel der Länge nach hin, und jedes Niesen verursachte eine Erschütterung, die mein Unbehagen noch verschlimmerte, denn aus den Lampen tropfte mir die heiße Butter auf den geschorenen Kopf. Die Bedrängnis war furchtbar. Die modrigen alten Fetzen, die

Schwärme lästiger Motten und die heiße Butter! Für gewöhnlich ist die Butter in einer Lampe steif, außer einer kleinen Lache rings um den Docht. Aber jetzt, in der Hitze, war die ganze Butter geschmolzen. Das Guckloch in halber Höhe der Figur war nicht auf meiner Augenhöhe, und ich konnte die Stelze nicht loslassen, um das wieder in Ordnung zu bringen. Ich sah nur noch den Rücken der vor mir herstellenden Figur, und die stolperte und schwankte auch vor mir her; dem armen Kerl, der darin steckte, ging es nicht besser als mir. Doch da der Dalai Lama unserer Vorführung zusah, blieb mir



nichts anderes übrig, als immer weiterzugehen, wenn ich auch in dem dicken Gewand beinahe erstickte und in der Butter zur Hälfte gebraten wurde. In der Hitze und durch die Anstrengung verlor ich an diesem Tag sicherlich ein paar Pfund an Gewicht. Aber am Abend sagte ein höherer Lama zu mir: »Lobsang, du warst großartig, du wärest ein ausgezeichnete Schauspieler geworden!« Natürlich gestand ich ihm nicht, daß meine »Späße«, die ihm so gut gefielen, höchst unfreiwillig waren. Doch ich ließ mich nie wieder auf ein solches Abenteuer ein!

Nicht lange danach, es mögen wohl fünf oder sechs Monate gewesen sein, kam plötzlich ein heftiger Sturm auf und es flogen Wolken von Staub und Kiesel. Ich

war eben auf dem Dach eines Vorratshauses und wurde im Legen von Goldblech unterwiesen, das dazu dient, das Dach wasserdicht zu machen. Der Sturm erwischte mich und fegte mich vom flachen Dach, um zunächst auf ein anderes, etwa sechs Meter tiefer gelegenes Dach zu fallen. Dort ergriff mich eine weitere Böe, blies mich über den Rand und schleuderte mich über den Hang des Eisen-Berges, über hundert Meter in die Tiefe, in das Gelände neben der Lingchor-Straße hinunter. Der Boden war sumpfig, und ich landete mit dem Gesicht im Wasser. Etwas brach, noch ein Ast, dachte ich. Benommen versuchte ich mich aus dem Morast zu erheben, fühlte jedoch einen heftigen Schmerz, sobald ich meinen linken Arm oder die Schulter bewegen wollte. Immerhin erhob ich mich zuerst auf die Knie, stand dann auf und stapfte mühsam zu der trockenen Straße hinüber. Ich hatte furchtbare Schmerzen und konnte nicht klar denken, mein einziger Gedanke war, möglichst schnell wieder auf den Berg hinaufzukommen. Wie blind taumelte ich weiter, bis mir auf halbem Wege eine Gruppe von Mönchen begegnete, die heruntergelaufen waren, um zu sehen, was mir geschehen sei, mir und noch einem anderen Jungen. Der andere war auf den Felshang gestürzt und war tot. Sie trugen mich den restlichen Weg hinauf und brachten mich in das Zimmer meines Mentors. Der untersuchte mich sofort: »Ach, ach, ihr armen Jungen! Man hätte euch in diesem Sturm nicht hinausschicken sollen!« Dann sah er mich an: »Du hast dir den Arm und das Schlüsselbein gebrochen, Lobsang. Wir werden die Brüche richten. Es wird wehtun, aber ich werde es so vorsichtig machen, wie ich nur kann.«

Während er sprach und ehe ich dessen gewahr wurde, hatte er das Schlüsselbein gerichtet und schiente es, um die gebrochenen Knochen zu fixieren. Der Oberarm war schmerzhafter, doch auch dieser war bald gerichtet und geschient. Für den Rest des Tages blieb ich liegen. Mit Einbruch des nächsten Tages sagte der Lama Mingyar

Dondup zu mir: »Wir können es nicht zulassen, dass du im Studium zurück bleibst, Lobsang, deshalb werden du und ich hier gemeinsam lernen. Wie wir alle, hast du eine gewisse kleine Abneigung neue Dinge zu lernen, also werde ich diesen „Lern-Widerwillen“ hypnotisch aufheben. Er schloss die Fensterläden und der Raum war, bis auf das schwache Licht, das von den Altarlampen zu uns drang, dunkel. Von irgendwoher nahm er eine kleine Kiste, die er auf ein Regal vor mir stellte. Mir war so, als sähe ich helle Lichter, farbige Lichter, Farblinien und -bänder, und dann schien alles in einer leisen Explosion von Helligkeit zu enden.

Es mussten viele Stunden vergangen sein, als ich erwachte. Das Fenster stand wieder offen, doch purpurne nächtliche Schatten senkten sich bereits über das Tal unten. In den Fenstern des Potala und rings um den Palast leuchteten bald da, bald dort kleine Lichter auf: die Nachtwachen machten ihre Runde und sahen überall nach, ob alles in Ordnung war. Ich konnte über die Stadt hinsehen, wo nun das abendliche Leben begann. Da trat mein Mentor ein: »Ah!« sagte er, »so bist du doch endlich zurückgekommen. Wir dachten schon, du fändest die Wanderung durch das Astralreich so schön, dass du noch eine Weile dort bleiben wolltest. Jetzt wirst du, denke ich - wie gewöhnlich! - Hunger haben.« Als er das sagte, merkte ich, dass ich wirklich hungrig war. Man brachte mir etwas zu essen, und während ich aß, redete er mit mir. »Normalerweise, hättest du eigentlich deinen Körper verlassen müssen, doch deine Sterne sagten, du würdest weiterleben und erst nach vielen Jahren im Land der Rothäute (in Amerika) sterben. Sie halten gerade die Totenandacht für den Jungen, der nicht geblieben ist. Er war auf der Stelle tot.«

Mir ging der Gedanke durch den Kopf, das diejenigen, die entschlafen, eigentlich die Glücklichen sind. Meine Erlebnisse astraler Reisen hatten mich gelehrt, dass es in jenen Gefilden sehr schön war... Doch dann fiel mir ein, dass wir zwar nicht gerne zur

Schule gingen, dass wir jedoch bleiben mussten, um zu lernen und was war, das Leben anderes als eine Schule? Eine harte Schule, gewiss! Ich dachte: »Hier liege ich nun mit zwei gebrochenen Knochen, und dennoch muss ich weiterlernen!« Zwei Wochen lang erhielt ich weit anstrengenderen Unterricht als sonst. Es hieß, ich müsse von meinen Gedanken an meine gebrochenen Glieder abgelenkt werden.

Jetzt, nach vierzehn Tagen, waren sie geheilt, waren aber noch steif, und Schulter und Arm schmerzten noch immer. Als ich eines Morgens den Lama Mingyar Dondup in seinem Zimmer aufsuchte, las er eben einen Brief. Er blickte auf, als ich eintrat. »Lobsang«, sagte er, »wir haben ein Päckchen mit Kräutern, das wir deiner verehrten Frau Mutter zustellen müssen. Du darfst es ihr morgen früh überbringen und den Tag über ausbleiben.«

»Mein Vater wird mich gewiss nicht sehen wollen«, erwiderte ich. »Er tat, als kenne er mich nicht, als er mir auf der Treppe zum Potala begegnete.« »Allerdings, doch er konnte nicht anders. Er wusste, dass du soeben von Seiner Heiligkeit kamst und sehr gnädig empfangen worden warst; daher durfte er nicht mit dir sprechen, wenn ich nicht dabei war, denn du bist auf ausdrücklichen Befehl Seiner Heiligkeit mein Schutzbefohlener.« Schmunzelnd sah er mich aus den von kleinen Fältchen umspielten Augenwinkeln an: »Übrigens wird dein Vater morgen nicht daheim sein. Er ist für ein paar Tage nach Gyangtse geritten.«

Am Morgen musterte mich mein Mentor prüfenden Blickes. »Hm, ja, du siehst zwar ein bisschen blass aus, aber du bist sauber und hübsch gekleidet. Das ist wichtig, wenn man seine Mutter besucht! Hier hast du einen Schal, vergiss nicht, dass du jetzt ein Lama bist und dich an die Ordensregeln halten musst. Du bist zu Fuß hierhergekommen. Heute wirst du einen unserer schönsten Schimmel

reiten. Nimm den meinen, er braucht ohnehin ein bisschen Bewegung.«

Der Lederbeutel mit Kräutern, den man mir beim Aufbruch aushändigte, war zur besonderen Ehrung in ein Seidentuch eingewickelt. Misstrauisch betrachtete ich es und fragte mich, wie ich das blöde Ding sauber halten sollte. Schließlich nahm ich den Seidenschal ab und steckte ihn in den Brustbeutel meines Gewandes, um es in der Nähe unseres Hauses wieder um den Beutel zu wickeln.

Wir ritten den steilen Weg hinunter, der Schimmel und ich. Auf halbem Wege blieb der Schimmel stehen, wandte den Kopf und nahm mich, den Reiter, gründlich in Augenschein. Offenbar gefiel ich ihm nicht besonders, denn er wieherte laut und trabte eilig weiter, als könne er meinen Anblick nicht länger ertragen. Ich teilte seine Gefühle, denn auch ich hatte keine gute Meinung von ihm! In Tibet reiten die meisten orthodoxen Lamas auf Mauleseln, weil diese als geschlechtslose Tiere gelten. Nur weniger ängstliche Lamas reiten Hengste oder Ponys. Was mich betrifft, so zog ich es vor, wenn möglich, zu Fuß zu gehen. Unten im Tal angekommen, wandten wir uns nach rechts. Ich seufzte erleichtert, als der Schimmel mit mir einverstanden war, den Weg nach rechts einzuschlagen - vermutlich weil man die Lingkhor-Straße, aus religiösen Gründen, normalerweise immer im Uhrzeigersinn entlang geht. Wir wandten uns also nach rechts, überquerten die Straße von Drepung und ritten auf der Lingkhor-Straße weiter, am Potala entlang (der sich nach meinem Empfinden mit unserem Kloster Chakpori an Schönheit gar nicht vergleichen ließ), überquerten dann die Straße, die nach Indien führte, und ließen den Kaling Chu zur Linken, den Schlangentempel zur Rechten hinter uns zurück. Vor dem Eingangstor meines Elternhauses angekommen, etwas weiter vorn, sahen Diener mich kommen und beeilten sich, das Tor zu öffnen. Ich ritt geradewegs in den Hof ein, in stolzer Haltung und in der stillen Hoffnung, der

Schimmel werde mich nicht im letzten Augenblick abwerfen. Zu meinem Glück nahm ein Diener ihn am Zügel und ich stieg ab.

In üblicher Förmlichkeit tauschten der Hausverwalter und ich die Begrüßungsschals. »Segne dieses Haus und alle, die darin wohnen, ehrwürdiger Herr und Lama der ärztlichen Kunst!« sagte der Hausverwalter. »Der Segen Buddhas, des Reinen und All-Sehenden, sei über Euch und erhalte Eure Gesundheit«, erwiderte ich. »Ehrwürdiger Herr, die Herrin des Hauses gebot mir, dich zu ihr zu geleiten.« So folgte ich ihm denn (als ob ich meinen Weg nicht hätte allein finden können!) und bemühte mich dabei, den Beutel mit den Kräutern wieder in das olle Seidentuch einzuwickeln. Der Verwalter führte mich die Treppe hinauf, in das schönste Zimmer meiner Mutter. »Als ich nur der Sohn des Hauses war, durfte ich es nie betreten«, dachte ich. Und mein nächster Gedanke war, ob ich nicht umkehren und davonlaufen sollte, denn das Zimmer war voll von Frauen!

Doch schon kam meine Mutter mir entgegen und verneigte sich vor mir. »Ehrwürdiger Herr und Sohn, meine Freundinnen hier sind gekommen, um dich von der Ehrung erzählen zu hören, die Seine Heiligkeit dir zuteil werden ließ.« »Verehrte Frau Mutter«, erwiderte ich, »die Regeln meines Ordens verbieten es mir, jemandem mitzuteilen, was Seine Heiligkeit zu mir gesprochen hat. Der Lama Mingyar Dondup hat mir aufgetragen, dir diesen Beutel mit Kräutern zu überbringen und dir diesen Khata mit seinem Gruß zu überreichen.« »Ehrwürdiger Lama und Sohn, diese Damen sind von weither gekommen, um etwas über das Leben im Potala und Seiner Heiligkeit zu erfahren. Ist es wirklich wahr, dass er indische Zeitschriften liest? Und ist es wahr, dass er ein Glas besitzt, mit dessen Hilfe er durch die Wände jedes Hauses sehen kann?«

»Gnädige Frau Mutter«, antwortete ich, »ich bin nur ein bescheidener Lama der ärztlichen Kunst, der erst kürzlich wieder aus dem Gebirge zurückgekehrt ist. Als solchem geziemt es mir nicht, über das Tun und Lassen des Höchsten Herrn unseres Ordens zu sprechen. Ich bin nur als Bote gekommen.«

Eine junge Frau trat auf mich zu und fragte: »Kennst du mich nicht mehr? Ich bin Yaso!«

Um ehrlich zu sein, ich erkannte sie kaum wieder, sie hatte sich sehr entwickelt, sie war sehr „schmückend“ zurechtgemacht! Mir wurde unbehaglich. Acht, nein neun Frauen, das war zu viel für mich. Männer, ja, mit denen wusste ich mittlerweile umzugehen, aber Frauen! Sie sahen mich an, als wäre ich ein saftiger Happen und sie hungrige Wölfinnen in der Steppe. Es blieb mir nur ein Ausweg: der Rückzug.

»Verehrte Frau Mutter«, sagte ich, »ich habe meine Botschaft überbracht und muss zu meinen Pflichten zurückkehren. Ich war in der letzten Zeit krank und habe nun sehr viel zu tun.«

Mit diesen Worten verneigte ich mich, machte kehrt und ging davon, so rasch es die Höflichkeit erlaubte. Der Verwalter hatte sich wieder in seinen Dienstraum begeben, ein Reitknecht brachte mir das Pferd. »Hilf mir vorsichtig in den Sattel«, sagte ich, »ich habe mir kürzlich den Arm und die Schulter gebrochen und kann nicht allein aufsitzen.« Der Reitknecht öffnete das Tor, und ich ritt in dem Augenblick hinaus, da meine Mutter auf den Balkon hinaustrat und mir noch etwas nachrief. Der Schimmel wandte sich nach links, so dass wir wieder im Sinne des Uhrzeigers die Lingchor-Straße entlang trabten. Langsam ritt ich dahin. Langsam, denn ich wollte nicht zu früh wieder im Kloster sein. Ich ritt über Gyü-po Linga, Muru Gompa und so die ganze Ringstraße im Kreis herum.

Als ich wieder zu Hause war, auf dem Eisen-Berg, ging ich zum Lama Mingyar Dondup. Er sah mich an. »Was ist denn mit dir, Lobsang? Haben sämtliche irrenden Geister dich rings um die Stadt gejagt? Du siehst ja so verstört aus!« »Verstört?« antwortete ich. »Verstört? Meine Mutter hatte eine ganze Meute von Frauen zu Gast, die alles über Seine Heiligkeit wissen wollten und was der Erhabene zu mir gesagt habe. Ich erwiderte, die Ordensregeln verböten es mir, darüber zu sprechen. Und dann machte ich mich davon, solange ich noch konnte, während diese Frauen mich alle anstarrten!«

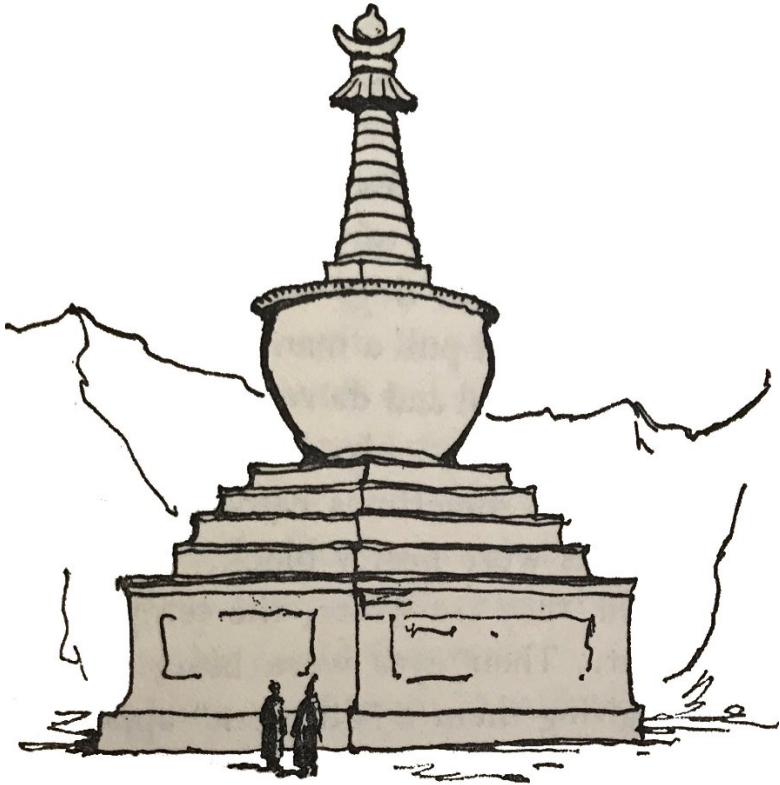
Mein Mentor schüttelte sich vor Lachen, und je erstaunter ich ihn ansah, desto mehr lachte er. »Seine Heiligkeit wollte wissen, ob du dich hier bei uns eingewöhnt hast oder noch Heimweh hast.«

Das Leben im Kloster hatte meine »sozialen« Werte durcheinander gebracht und Frauen waren fremdartige Wesen für mich (und sind es noch heute!) und... »Aber ich bin ja zu Hause«, sagte ich. »In mein Vaterhaus will ich nicht zurückkehren, nein! Der Anblick all dieser Frauen, angemalt, mit Zeug in ihren Haaren - und wie sie mich ansahen, wie die Schlächter von Shö ein preisgekröntes Schaf... Die schrillen Stimmen und« ich fürchte, dass sich meine Stimme auf ein Wispern gesenkt hat; und ihre astralen Farben. Schrecklich! Oh, ehrwürdiger Lama und Führer, lass uns nicht mehr darüber sprechen!«

Tagelang wurde mir nicht erlaubt, die Angelegenheit zu vergessen: »Oh, Lobsang, in die Flucht geschlagen von einer Frauenmeute!« Oder: »Lobsang, ich möchte, dass du deine verehrte Frau Mutter besuchst. Sie gibt heute ein Fest und sie brauchen Unterhaltung.« Doch eine Woche später teilte man mir mit, der Dalai Lama wäre ganz besonderes an mir interessiert und hätte alles in die Wege geleitet, damit ich nach Hause geschickt würde, wenn meine Mutter eines ihrer vielen sozialen Gesellschaften gäbe. Niemand

widersetzte sich je seiner Heiligkeit, wir alle liebten ihn, nicht nur als einen Gott auf Erden, sondern auch als den aufrechten und wahrhaftigen Mann, der er war. Er hatte ein etwas ungestümes Temperament, so wie ich auch, doch er lies nie seine persönlichen Neigungen auf seine staatliche Verpflichtungen Einfluss nehmen. Ebenso dauerte seine Wut nie länger, als ein paar Minuten. Er war das Oberhaupt von Staat und Kirche.

Einsatz des Dritten Auges



Eines Morgens, da ich mit der Welt in vollkommenem Einklang war und nicht recht wusste, wie ich eine müßige halbe Stunde vor der nächsten Andacht verbringen sollte, suchte mich der Lama Mingyar Dondup auf.

»Komm, Lobsang, wir wollen einen Spaziergang machen! Ich habe eine kleine Aufgabe für dich.« Ich war sofort bereit, weil ich

mich freute, mit meinem Mentor ausgehen zu dürfen. Wir machten uns rasch fertig und brachen auf. Als wir den Tempel verließen, bezeugte uns eine der Tempelkatzen, ein Kater, seine besondere Zuneigung durch lautes Schnurren, so dass wir warteten, bis er sein Schnurren beendete und mit dem Schweif zu wedeln begann. Es war ein großer Kater, den wir in unserer Sprache in Tibet »shi-mi« nennen. Zufrieden, dass wir seine Freundlichkeit nicht minder freundlich erwiderten, begleitete er uns würdevoll ein Stück Weges hinunter. Dann fiel ihm offenbar ein, dass er seine Pflicht versäumte, die Tempelschätze zu bewachen, und er lief in größter Eile zurück.

Unsere Tempel-Katzen waren nicht etwa nur zur Zierde da; sie waren wilde Wächter der Haufen von ungeschliffenen Edelsteine, die rings um die heiligen Götterstatuen lagen. Die Häuser wurden im allgemeinen von Hunden bewacht, von riesigen Bulldoggen, die einen Menschen zu Boden werfen und ihn schwer verletzen konnten. Doch diese Hunde konnte man einschüchtern und abwehren. Nicht so die Katzen. Sobald sie einmal jemand attackierten, ließen sie von ihrem Opfer nur noch im Tode ab. Es waren sogenannte »siamesische« Katzen. Da das Klima in Tibet kalt ist, waren sie fast schwarz. In wärmeren Ländern sind sie, wie ich hörte, weiß, weil die Färbung des Fells angeblich vom Klima beeinflusst wird. Sie hatten blaue Augen, und ihre Hinterbeine waren besonders lang, wodurch sie sich im Gang von andern Katzen unterschieden. Auch hatten sie lange, buschige Schwänze und ihre Stimmen! Keine der anderen Katzen haben solche Stimmen. Die Lautstärke und der Umfang ihrer Stimmen waren ganz ungewöhnlich.

Wenn diese Katzen ihren »Dienst« taten, strichen sie aufmerksam auf leisen Samtpfoten durch den Tempel, wie dunkle Schatten der Nacht. Falls jemand sich an die Edelsteine herannachte, die ansonsten unbewacht waren, konnte plötzlich eine Katze auftauchen und ihm in den Arm beißen und wenn er nicht sofort das Weite

suchte, würde eine weitere Katze vielleicht von der heiligen Figur hinunter und dem Dieb direkt an die Kehle springen. Diese Katzen hatten doppelt so lange Krallen, wie Hauskatzen und ließen nicht locker. Einen Hund kann man abschütteln, ihn festhalten, ihn allenfalls vergiften, eine Katze nicht. Die Katzen würden die gefährlichsten Bulldoggen in die Flucht schlagen. Nur diejenigen, die die Katzen persönlich kannten, durften sich ihnen nähern, wenn sie ihren Dienst taten.

Wir gingen gemächlich unseres Weges. Unten an der Straße wandten wir uns nach rechts, passierten den Torbogen des Tschorten Pargo Kaling und kamen an dem Viertel Shö vorbei über die türkise Brücke und bogen dann beim Haus der Dorings wieder rechts ab, so dass wir an der Seite der alten chinesischen Mission waren. Während wir gingen, sagte der Lama Mingyar Dondup zu mir: »Wie ich dir gesagt haben, ist eine chinesische Delegation eingetroffen. Lass uns einen Blick auf sie werfen und sehen, wie sie aussehen.« Mein erster Eindruck war ein denkbar schlechter. Im Haus eilten die Männer arrogant umher und waren damit beschäftigt, Kisten und Koffer auszupacken. Sie schienen genügend Waffen zu haben, um eine kleine Armee auszurüsten. Da ich ein kleiner Junge war, konnte ich nach Herzenslust »spionieren«, wie kein Erwachsener es hätte tun können. Ich schlich mich durch den Garten an ein offenes Fenster heran. Dort stand ich eine Zeitlang und sah den Leuten zu, bis schließlich einer aufsaß und mich erblickte. Er stieß einen chinesischen Fluch aus, der für meine Vorfahren nicht sehr schmeichelhaft war und für meine Zukunft nichts Gutes prophezeite. Dann langte er nach einem Gegenstand, doch ich verschwand, ehe er ihn nach mir werfen konnte.

Als wir auf der Lingchor-Straße waren, sagte ich zu meinem Mentor: »Oh! Wie ihre Aura rot wurde! Und sie fuchteln so mit ihren Messern herum.«

Der Lama Mingyar Dondup war während des ganzen Heimweges sehr nachdenklich. Nach unserer Abendmahlzeit sagte er zu mir: »Ich habe über diese Chinesen viel nachgedacht. Ich möchte Seiner Heiligkeit den Vorschlag unterbreiten, dass wir uns in dieser Sache deiner besonderen Fähigkeiten bedienen sollen. Fühlst du dich imstande, die chinesische Delegation von einem Versteck aus zu beobachten und zu beurteilen, wenn sich dies einrichten lässt?«

Ich konnte nur erwidern: »Wenn du glaubst, dass ich kann, dann kann ich es auch.«

Am nächsten Tag sah ich meinen Mentor gar nicht. Doch am darauffolgenden Tag hielt er mit mir seine übliche Unterrichtsstunde, und nach der Mittagsmahlzeit sagte er zu mir: »Wir werden heute Nachmittag einen Spaziergang miteinander machen, Lobsang. Hier hast du einen Schal, der allerbesten Qualität, also brauchst du kein Hellseher zu sein, um zu wissen, wohin wir gehen. Du hast zehn Minuten Zeit, um dich vorzubereiten und kommst dann zu mir in mein Zimmer. Ich muss inzwischen noch mit unserem Abt sprechen.«

Wieder gingen wir den steilen Weg Am Berghang hinunter. Wir nahmen eine Abkürzung an der Südwestseite unseres Berges und kamen, nach einem sehr kurzen Spaziergang, zum Norbu Linga. Der Dalai Lama liebte diesen Juwel Park sehr und verbrachte dort den größten Teil seiner Freizeit. Der Potala war, von außen gesehen, ein schöner Ort, doch im Innern war er aufgrund der unzureichenden Belüftung stickig und zu viele Butterlampen brannte seit zu langer Zeit. Jahrelang war die Butter aus den Lampen auf den Boden getropft, und es kam oft genug vor, dass ein würdiger Lama, der gemessenen Schrittes durch einen der sanft abwärts führenden Korridore ging, auf einem längst von Staub bedeckten Butterklecks ausglitt und am unteren Ende des Korridors unsanft auf seinem

Sitzfleisch landete. Solchen despektierlichen Zufällen wollte sich der Dalai Lama nicht aussetzen und verweilte daher mit Vorliebe im Norbu Linga. Der Park, der erst ungefähr hundert Jahre alt ist, ist von einer dreieinhalb Meter hohen Steinmauer umgeben. Der inmitten des Parkes gelegene kleine Palast hatte goldene Türmchen und gliederte sich in drei Trakte, die für öffentliche und staatliche Angelegenheiten genutzt wurde. Dahinter, wieder von einer sehr hohen Mauer umfriedet, lag ein inneres Gehege, das der Dalai Lama als Garten benutzte. In verschiedenen Berichten heißt es, dass die Beamten dieses Grundstück

nicht betreten dürften. Das ist jedoch nicht richtig. Sie durften dort nur keine dienstlichen Angelegenheiten vorbringen. Ich weiß es, denn ich war selbst wohl an die dreißig mal dort. Im Park befand sich ein sehr schöner, künstlich angelegter See mit zwei Inseln, und auf jeder der beiden Inseln erhob sich ein Sommerhaus. Von der Nordwestseite her führte ein breiter Steindamm zu den Inseln und den beiden Sommerhäusern. Der Dalai Lama verbrachte viel Zeit, mal auf der einen, mal auf der anderen der beiden Inseln und meditierte dort stundenlang. Im Park befanden sich Kasernen, in den ungefähr fünfhundert Männer untergebracht waren, die die persönliche Leibwache des Dalai Lama darstellten. Genau dorthin brachte mir der Lama Mingyar Dondup. Das war mein erster Besuch dort.

Wir spazierten durch die sehr schöne Anlage und betraten durch einen prunkvollen Torbogen den inneren Park. Alle möglichen Arten von Vögeln pickten Körner vom Boden auf, als wir die Anlage betraten und sie beachtet uns gar nicht und gingen nicht aus dem Weg, also mussten wir ihnen ausweichen! Der See lag still da wie ein glänzend polierter Metallspiegel. Der Steindamm war erst kürzlich neu getüncht worden. Wir begaben uns zu dem Haus auf der weiter entfernt gelegenen Insel, wo der Dalai Lama derzeit verweilte. Er

war auch in diesem Augenblick in tiefer Meditation versunken, doch als wir eintraten, blickte er auf und lächelte uns zu. Wir knieten nieder und legten ihm unsere Schals zu Füßen, worauf er uns einlud, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er läutete und befahl, gebutterten Tee zu bringen, ohne den man in Tibet kein Gespräch führen kann. Während wir warteten, bis der Tee gebracht wurde, erzählte er mir von den verschiedenen Tieren, die er in seinem Park hielt, und versprach mir, dass ich sie später noch sehen sollte.

Als der den Dienst versehende Lama den Tee gebracht und sich wieder entfernt hatte, sah der Dalai Lama mich an und sagte: »Unser lieber Freund Mingyar teilt mir mit, dass dir die Aura der Mitglieder der chinesischen Delegation nicht gefällt. Er sagt, sie führten Waffen mit. Deine Hellsichtigkeit hat sich bisher in allen Proben, die man mit oder ohne dein Wissen unternahm, stets bewährt. Was hältst du von diesen Leuten?«

Diese Frage war mir nicht angenehm, ich sprach nicht gerne mit jemand außer dem Lama Mingyar Dondup über die astrale Aura irgendwelcher Menschen und gab vor allem nicht gerne mein Urteil darüber ab. Ich war im stillen der Meinung, dass jemand, der selbst nicht die Gabe hatte, sie zu sehen, auch nichts davon wissen müsste. Doch wie sollte ich dies dem Dalai Lama, dem Staatsoberhaupt, zu verstehen geben, zumal wenn er selbst die Gabe der Hellsichtigkeit nicht besaß?

Ich antwortete daher: »Verehrungswürdiger, ich bin ganz und gar ungeübt, die Aura eines Mitmenschen zu deuten, und daher unwürdig, darüber eine Meinung zu äußern.« Die Antwort nützte mir nichts. Seine Heiligkeit erwiderte: »Da du eine besondere Begabung hast, die außerdem durch unsere alten Kunstmittel zu höherer Entfaltung kam, ist es deine Pflicht zu sprechen. Wir haben dich dazu herangebildet. Also sag, was du gesehen hast.«

»Verehrungswürdiger, diese Menschen haben schlechte Absichten. Nach ihrer Aura zu urteilen, führen sie Böses im Schilde.« Das war alles, was ich sagte.

Der Dalai Lama war mit meiner Antwort zufrieden. »Gut. Du wiederholst nur, was mir Mingyar schon berichtet hat. Du wirst dich morgen hinter jenem Wandschirm dort verstecken und heimlich dabei sein, wenn die chinesische Delegation hier erscheint. Wir müssen Gewissheit haben. Jetzt geh einmal in dein Versteck, damit wir feststellen können, ob dich jemand sehen kann.« Das war noch nicht in Ordnung, daher ließ der Dalai Lama ein paar Leute kommen und die als Dekoration aufgestellten chinesischen Löwen ein wenig verschieben, damit ich mich dahinter wirklich vollkommen verbergen konnte. Dann wurde eine Probe veranstaltet, bei der einige Lamas die Mitglieder der chinesischen Delegation darzustellen hatten. Sie sollten sich bemühen, mein Versteck zu entdecken. Ich konnte die Gedanken eines von ihnen lesen, er dachte: »Ah! Wenn ich ihn entdecken kann, dann werde ich befördert!« Doch er hatte kein Glück, er sah nach der falschen Seite. Nun war der Dalai Lama zufrieden und rief mich heraus. Er unterhielt sich noch einige Augenblicke lang mit uns und trug uns auf, am nächsten Tag wiederzukommen, wenn er die chinesische Delegation empfing, die unbedingt einen Vertrag über Tibet mit ihm abschließen wollte. Damit verabschiedete uns Seine Heiligkeit für heute und wir kehrten auf den Eisen-Berg zurück. Am folgenden Tag gegen elf Uhr gingen wir wieder unseren Felsweg hinunter und begaben uns in den Norbu Linga. Der Dalai Lama lächelte mir zu und meinte, ich müsste zuerst etwas essen ehe ich mein Versteck aufsuchte, wozu ich natürlich sofort bereit war! Auf seinen Wink wurde dem Lama Mingyar Dondup und mir ein sehr schmackhaftes Frühstück serviert, verschiedene Gerichte, aus importierten indischen Konserven bereitet. Ich kannte die Speisen nicht, doch sie waren eine

willkommene Abwechslung zu unseren sonstigen Mahlzeiten, die in der Regel nur aus Tee, Tsampa und weißen Rüben bestanden. Nach dieser Stärkung erschien mir die Aufgabe, ein paar Stunden lang ganz unbeweglich dasitzen zu müssen, wesentlich erfreulicher. An sich war das unbewegliche Dasitzen für mich und für alle Lamas eine durchaus gewohnte, einfache Sache, es ist die gebotene Voraussetzung für die Meditation. Schon in meiner frühesten Jugend, im Alter von sieben Jahren, hatte ich gelernt, stillzusitzen ohne mich zu rühren. Ich musste eine brennende Butter-Lampe ruhig auf dem Kopf halten und im Lotossitz verharren, bis die Butter von der Flamme verzehrt war. Das konnte mitunter auch zwölf Stunden dauern. Drei oder vier Stunden bedeuteten daher für mich keine besondere Anstrengung.

Mir gerade gegenüber saß auch der Dalai Lama im Lotossitz auf seinem Thron, fast zwei Meter erhöht, ebenso regungslos wie ich. Von draußen kam heiseres Geschrei und ein Stimmengewirr in chinesischer Sprache. Später erfuhr ich, dass die Kleider der Chinesen verdächtig ausgebeult waren, so dass sie nach Waffen durchsucht worden waren. Dann wurde ihnen erlaubt die innere Anlage zu betreten. Wir sahen sie kommen. Sie wurden von den Wächtern der Leibgarde über den erhöhten Fußweg und durch das Portal des Pavillons begleitet. Ein hoher Lama stimmte ein: »O! Ma-ni pad-me Hum« Anstatt, wie es die Höflichkeit gebot, mit dem selben Mantra der zu antworten, verwendeten die chinesischen Landsmänner die chinesische Form: »O-mi-t' o-fo« (Bedeutung: »Erhöre uns O Amida Buddha!«)

Ich dachte bei mir: »Gut, Lobsang, deine Aufgabe ist einfach; sie zeigen ihre wahren Farben.«

Als ich sie von meinem Versteck aus betrachtete, beobachtete ich das Schimmern ihrer Auren, ihren schillernden Glanz, der mit trübem

Rot durchzogen war; Ihre Auren offenbarten den schwülstigen Strudel hassgefüllter Gedanken. Farbstreifen und -bänder in unangenehmen Tönen, nicht die klaren, reinen Farbtöne höheren Denkens, sondern die verderbten, verseuchten Färbungen derer, die ihre Lebenskräfte dem Materialismus und den bösen Handlungen verschrieben haben. Es waren Menschen, von denen wir zu sagen pflegen: »Ihre Rede scheint redlich, doch ihre Gedanken sind von Übel.« Ich sah auch den Dalai Lama an. Seine Farben spiegelten seine Traurigkeit wieder, Traurigkeit, da er sich an die Zeit erinnerte, die er in China verbracht hatte. Alles, was ich von seiner Heiligkeit sah, gefiel mir. Er war der beste Herrscher, den Tibet jemals hatte. Er hatte ein heißes Temperament und wenn er aufbrauste, leuchtete seine Aura rot; doch die Geschichte wird festhalten, dass es nie einen besseren Dalai Lama gab, einen, der so ganz und gar für sein Land lebte. Ich hatte ihn sehr in mein Herz geschlossen; meine Verehrung für ihn wurde nur durch die innige Liebe übertroffen, die ich für meinen Mentor, den Lama Mingyar Dondup, empfand.

Doch die Audienz der chinesischen Delegation neigte sich ihrem sinnlosen Ende zu, und zwar deshalb, weil diese Männer nicht in freundschaftlicher Absicht kamen, sondern mit Feindseligkeit erfüllt waren. Sie wollten nur ihren eigenen Willen durchsetzen und waren in ihren Methoden nicht allzu wählerisch. Sie wollten Land und wollten die Politik Tibets bestimmen - und sie verlangten Gold! Unser Gold lockte sie schon seit vielen Jahren. Tibet besitzt Tonnen von Gold. Wir sehen es als geheiligtes Metall an.

Nach unserem Glauben wird der Boden entweiht, wenn man nach Gold gräbt wird, daher bleibt er unberührt. Manche Flüsse führen vom Gebirge her große Goldklumpen mit, die man am Ufer nur aufzulesen braucht. In der Chang-Tang Region habe ich Flüsse mit starkem Gefälle gesehen, an deren Ufern Goldsand lag, wie an den Ufern anderer Flüsse gewöhnlicher Sand. Mitunter sammeln wir

solche Goldkörner oder solchen »Sand« und schmelzen ihn ein, um das Gold zum Schmuck unserer Tempel zu verwenden, das geheiligte Metall zu geheiligtem Zweck. Auch Butter-Lampen werden aus Gold gemacht. Leider hat das Metall einen so geringen Härtegrad, daß die daraus hergestellten Gegenstände oder Ornamente sich leicht verformen.

Tibet ist etwa acht mal so groß wie die Britischen Inseln. Weite Gebiete sind bisher praktisch noch nicht erschlossen, doch weiß ich auf Grund meiner eigenen Wanderungen mit dem Lama Mingyar Dondup, dass es dort Gold, Silber und Uran gibt. Wir haben westlichen Völkern nie gestattet, danach zu suchen – trotz ihrer fieberhaften Versuche! Ein altes Sprichwort bei uns besagt nämlich: »Dahin, wohin die Männer des Westens gehen, geht auch der Krieg!« Wenn man also von »goldenen Trompeten«, »goldenen Schüsseln«, »Goldlagen und -beschichtungen« in Tibet liest, dann möge man sich stets vor Augen halten, dass Gold in Tibet zwar kein seltenes, aber ein geheiligtes Metall ist. Tibet könnte eine der größten Vorratskammern der Welt sein, wenn die Menschen in Frieden Zusammenarbeiten wollten, anstatt einander in sinnlosen Machtkämpfen zu bekriegen.

Eines Morgens trat der Lama Mingyar Dondup bei mir ein, als ich gerade damit beschäftigt war, die Abschrift eines alten Manuskriptes druckfertig zu machen.

»Du wirst diese Arbeit einstweilen unterbrechen müssen, Lobsang. Seine Heiligkeit hat uns rufen lassen. Wir müssen in den Norbu Linga gehen und miteinander die Aura eines Fremden aus dem Westen beurteilen. Mach dich rasch fertig, Seine Heiligkeit will vorher noch mit uns sprechen. Keine Khatas, kein Zeremoniell, es eilt!« Da half keine Widerrede. »Nur noch ein sauberes Gewand, ehrwürdiger Lama und Lehrer, und ich bin bereit.« Ich brauchte nicht

viel Zeit, um mich umzukleiden und einigermaßen schicklich auszusehen, dann machten wir uns auf den Weg, den Berg hinunter, die Entfernung betrug kaum einen Kilometer. Am Fuße des Berges, gerade an der Stelle, wo ich seinerzeit abgestürzt war und mir ein paar Knochen gebrochen hatte, gingen wir über eine kleine Brücke zur Lingchor-Straße. Wir überquerten sie und waren schon am Tor zum Norbu Linga, dem »Juwel Park«, wie der Name häufig übersetzt wird. Die Wachen wollten uns den Eintritt verwehren, als sie jedoch den Lama Mingyar Dondup erkannten, in dessen Begleitung ich war, wurden wir sofort in den Inneren Park eingelassen. Der Dalai Lama saß auf einer Veranda. Ich fühlte mich etwas verlegen, weil ich keinen Schal mit hatte, den ich ihm zur Begrüßung hätte überreichen können, und wusste nicht recht, wie ich mich ohne ihn benehmen sollte. Er begrüßte uns mit einem freundlichen Lächeln. »Oh! Nimm Platz, Mingyar, und du auch, Lobsang. Ihr habt euch sicherlich sehr beeilt.«

Wir setzten uns und warteten, bis er weitersprechen würde. Er dachte eine Zeitlang nach, offenbar um genau zu überlegen, was er uns sagen wollte.

»Vor einiger Zeit«, sprach er dann, »fiel die Armee der Roten Barbaren (die Briten) in unser geheiligtes Land ein. Ich begab mich nach Indien und unternahm von dort aus zahlreiche Reisen. Als unmittelbare Folge der britischen Invasion besetzten die Chinesen im Jahre des Eisen-Hundes (1910) unser Land. Ich ging wieder nach Indien, und dort begegnete ich dem Mann, der uns heute besuchen soll. Das sage ich vor allem für dich, Lobsang, denn Mingyar begleitete mich damals. Die Briten machten Versprechungen, hielten sie aber nicht. Nun möchte ich heute wissen, ob jener Mann aufrichtig ist oder nicht. Du, Lobsang, verstehst seine Sprache nicht und bist daher durch den Inhalt seiner Rede gar nicht beeinflusst. Du wirst dort hinter dieser Gitterwand mit noch jemand anderem der

Unterredung beiwohnen und wirst deine Eindrücke von seinen astralen Farben niederschreiben, so wie dich dein Mentor gelehrt hat, der so viel Gutes von dir zu berichten weiß. Führe ihn nun zu seinem Platz, Mingyar, denn er ist vertrauter mit dir als mit mir - und ich glaube - er schätzt den Lama Mingyar Dondup noch höher als den Dalai Lama!«

Hinter der Gitterwand wurde ich müde vom Umherschauen, vom Beobachten der Vögel und der sich im Wind wiegenden Äste der Bäume. Dann naschte ich heimlich ein bisschen von dem Tsampa, den ich bei mir hatte. Wolken zogen über den Himmel, und ich dachte, wie schön es wäre, das Schwanken und Erzittern eines Drachens unter mir zu fühlen, wenn seine Tragflächen und das gespannte Seil laut im Winde ertönten. Plötzlich schrak ich auf, als wäre da ein Krachen. Einen Augenblick lang meinte ich, ich flöge wirklich in einem Drachen, sei eingeschlafen und herausgefallen! Aber nein, das Tor zum Inneren Garten war wurde aufgerissen und die gold-gekleideten Lamas der Leibgarde begleiteten eine sehr außergewöhnliche Gestalt herein. Es fiel mir äußerst schwer still zu bleiben und wäre beinahe in herzliches Gelächter ausgebrochen. Ein Mann, ein großer, dünner Mann. Weiße Haare, weißes Gesicht, spärliche Augenbrauen und tief eingefallene Augen. Ein recht harter Mund. Doch seine Kleider! Irgend so ein blauer Stoff, mit einer ganzen Reihe von Knöpfen auf der Vorderseite, glänzenden Knöpfen. Offenbar hatte ein sehr schlechter Schneider diese Kleider angefertigt, weil der Kragen so groß war, das man ihn umschlagen musste. Er war auch über gewisse Flecken auf beiden Seiten umgeschlagen.

Ich dachte, das habe bei den Europäern eine ähnliche symbolische Bedeutung wie die Flecken, die wir in Erinnerung an Buddhas ärmliche Kleidung an unseren Gewändern aufnähen. Mit Taschen konnte ich damals nichts anfangen und ebenso wenig mit

umgeschlagenen Kragen. In Tibet tragen die Leute, die keine manuelle Arbeit verrichten müssen, lange Ärmel, die die Hände vollkommen bedecken. Dieser Mann hatte kurze Ärmel, die nur bis zu den Handgelenken reichten. »Er ist aber doch kein manueller Arbeiter«, dachte ich, »denn seine Hände sehen so weich aus. Vielleicht weiß er nur nicht, wie man sich anzieht.« Das Gewand dieses Burschen endete, wo seine Beine sich mit dem Oberkörper vereinen. »Armselig«, dachte ich, »ganz armselig«. Seine Hosenbeine waren zu eng und zu lang, denn sie waren unten umgeschlagen. »Er muss sich furchtbar unbehaglich fühlen, wenn er in diesem Aufzug vor Seiner Heiligkeit erscheint«, dachte ich, »hätte ihm nicht jemand, der gleich groß ist wie er, anständige Anzihsachen leihen können?« Dann sah ich seine Füße an. Sehr, sehr komisch. Er hatte eigenartige schwarze Dinger an den Füßen. Glänzende Dinger, ; glänzend, als seien sie mit Eis bedeckt. Nicht Filzschuhe, wie wir sie tragen, nein - ich war mir sicher, dass ich niemals etwas Komischeres als das zu Gesichte bekommen würde. Ganz automatisch notierte ich die astralen Farben, die ich in seiner Aura beobachtete, und einige Anmerkungen dazu. Vorübergehend sprach er tibetanisch, für einen Ausländer sehr gut, dann redete er wieder, ein Kauderwelsch der fremdartigsten Laute, die ich je gehört habe. »Englisch«, belehrte man mich später, als ich wieder zum Dalai Lama gerufen wurde.

Mit Erstaunen sah ich, wie der Mann seitlich in einen der Flicker an seiner Kleidung griff und ein Stück weißen Stoffes hervorholte. Vor meinen staunenden Augen breitete er dieses Stück Stoff über Mund und Nase und gab einen Laut wie aus einer Trompete von sich. »Wahrscheinlich eine Begrüßung für Seine Heiligkeit«, dachte ich. Nach dieser Begrüßung steckte er das Stoffstück wieder unter den Flicker. Daraufhin griff er unter einen anderen Flicker und brachte ein paar Blätter Papier zum Vorschein, wie ich sie noch nie gesehen

hatte. Weißes, dünnes, glattes Papier, anders als das unsere, das ledergelb, dick und rauh war. »Wie kann man auf solchem Zeug schreiben?« dachte ich. »Daran haftet doch keine Kohle, der Staub fällt herunter.« Nun zückte der Mann, wieder unter einen anderen Flicker greifend, ein Stäbchen aus farbigem Holz, das in seinem Innern anscheinend eine Art Ruß enthielt. Mit diesem Stäbchen vollführte er allerhand seltsame Bewegungen. Ich meinte, er könne gar nicht schreiben und täte nur so, als ob er etwas notieren wollte. Ruß? Wer in aller Welt hatte je schon gehört, dass man mit Ruß schreiben könne? Man bläst darüber hin, und er fliegt fort.

Der Mann war offenbar ein Krüppel, denn er musste auf einem hölzernen Gestell sitzen, das sich auf vier Stöcken stützte. Er saß auf dem Rahmen und ließ die Beine herunterhängen. Auch mit seinem Rückgrat, meinte ich, sei etwas nicht in Ordnung, denn von dem Rahmen, auf dem er saß, ragten noch zwei Stöcke auf, an die er sich anlehnte. Der Mann tat mir allmählich leid: schlechtsitzende Kleider, vergebliche Bemühungen zu schreiben, das Manöver mit dem Stoff vor Mund und Nase, und jetzt noch seine Sitzweise mit angelehntem Rücken und herabhängenden Beinen. Er kam auch nicht zur Ruhe, sondern legte abwechselnd bald das rechte Bein über das linke und das linke über das rechte. Zu meinem Schrecken hielt er auch einmal den linken Fuß so, dass die Fußsohle dem Dalai Lama zugekehrt war; eine furchtbare Beleidigung, wenn ein Tibetaner das getan hätte, doch er besann sich sogleich und kreuzte die Beine wieder umgekehrt. Der Dalai Lama erwies dem Fremden alle Ehre, denn er saß auch auf einem so sonderbaren hölzernen Gestell und ließ seine Beine auch herunterhängen. Der Besucher hatte einen höchst eigenartigen Namen, er hieß »Weibliches Musikinstrument« und führte außerdem vor seinem Namen noch zwei andere. Sein offizieller Name, mit dem ich ihn anreden musste, war »C. A. Bell«. Anhand der Farben seiner Aura, konnte ich sehen, dass seine

Gesundheit nicht die beste war. Wahrscheinlich, weil er in einem Klima lebte, das ihm nicht zugute kam. Seine Hilfsbereitschaft schien echt zu sein, doch seine Aura verriet, dass er seiner Regierung nicht verärgern wollte und um seine künftige Pension bangte. Er selbst vertrat wohl einen bestimmten Kurs einschlagen, doch seine Regierung wollte sich nicht auf diesen Kurs einlassen, und so konnte er im Stillen nur hoffen, dass er mit seinen Ansichten und Vorschlägen im Laufe der Zeit schließlich Recht behalten würde.

Wir wussten eine Menge über diesen Herrn Bell. Wir hatten alle seine persönlichen Daten, seine Geburtsuhrzeit und verschiedene markante Ereignisse in seinem Leben, auf Grund derer wir seinen gesamten Lebenslauf annähernd überblicken konnten. Die Astrologen stellten fest, dass er schon in früheren Leben in Tibet gelebt hatte und dass er in seinem letzten Leben den Wunsch geäußert hatte, in der westlichen Welt wiedergeboren zu werden, in der Hoffnung, an einer Verständigung zwischen dem Osten und dem Westen mitwirken zu können. Erst kürzlich erfuhr ich, er habe dieser Hoffnung in einem seiner Bücher Ausdruck gegeben. Wir waren davon überzeugt, dass wir, wenn er seine Regierung in seinem Sinne hätte beeinflussen können, die kommunistische Invasion in Tibet nicht hätten erleben müssen. Doch die Voraussagen kündeten die Invasion an, und sie haben sich noch immer bewahrheitet. Die britische Regierung war anscheinend sehr argwöhnisch, denn sie vermutete, Tibet wolle Verträge mit Russland schließen.

Das war ihr nicht recht. England wünschte zwar selbst keinen Vertrag mit Tibet, wollte aber auch nicht, dass Tibet sich mit irgend einem anderen Staat befreunde. Sikkin, Bhutan alle durften Verträge schließen, nur Tibet nicht. So kam es dazu, dass die Engländer, in die Enge getrieben, den Versuch wagten, unser Land zu besetzen oder uns überhaupt völlig zu unterdrücken - beide Lösungen wären ihnen recht gewesen. Herr Bell, der genau informiert war, sah eindeutig,

dass wir nicht wünschten, uns irgendeiner Nation anzuschließen; wir wollten selbständig bleiben, unser eigenes Leben führen und uns auf keinerlei Unterhandlungen mit Fremden einlassen, die uns seinerzeit nur Schwierigkeiten, Nachteile und Unannehmlichkeiten eingetragen hatten.

Als die Audienz mit Herrn Bell beendet war, zeigte sich der Dalai Lama mit meinem Bericht sehr zufrieden.

Schon aber dachte er an neue Aufgaben für mich. »Ja, ja, Lobsang«, sagte er, »wir müssen deine Entwicklung weiter vorantreiben. Es wird dir später, wenn du ins Ausland gehst, zugute kommen. Du wirst es als äußerst nützlich befinden, wenn du später in die weit entfernten Länder gehst. Wir werden dich noch weiter hypnotisch behandeln und dir in der Hypnose alles Wissen mitgeben, über das wir verfügen.« Er läutete nach dem diensthabenden Lama und befahl: »Mingyar Dondup soll sofort zu mir kommen.« Nach einigen Minuten erschien mein Mentor gemessenen Schrittes vor dem Dalai Lama; nichts hätte ihn aus der Ruhe bringen können. Der Dalai Lama, der ihm freundschaftlich zugetan war, zeigte auch nicht die geringste Ungeduld. Mein Mentor nahm neben mir Platz. Wieder brachte ein Aufwärter gebutterten Tee und Leckereien aus Indien. Dann sagte der Dalai Lama: »Du hattest recht, Mingyar, er ist wirklich begabt. Wir müssen ihn noch höher ausbilden. Tue dein Möglichstes, dass seine Ausbildung recht bald vollendet ist. Spare keine Mühe und keine Mittel, denn es ist uns prophezeit, dass schlimme Zeiten für uns kommen, und wir müssen jemand haben, der unsere alte Kultur aufrechterhält.« So wurde das Tempo meiner Tage erhöht. Von da an, kam es immer öfter vor, dass ich in aller Eile vom Dalai Lama gerufen wurde, um die Aura irgendeines Besuchers zu »deuten«, sei es eines gelehrten Abtes aus einem entlegenen Kloster oder eines Beamten aus einer fernen Provinz. Ich wurde ein ständiger Gast im Potala und im Norbu Linga, und alle

Leute dort kannten mich. Im Potala hatte ich auch Zutritt zur Sternwarte mit ihren Fernrohren und dem großen, auf einem dreifüßigen Stativ montierten astronomischen Fernrohr, und verbrachte viele Stunden der Nacht in Betrachtung des Mondes und der Sterne.

Oft ging ich mit dem Lama Mingyar Dondup in die Stadt, nach Lhasa hinunter, und wir musterten dort die Fremden. Da er selbst hellseherisch hoch begabt war und zudem eine große Menschenkenntnis besaß, belehrte er mich immer wieder, wenn ich ihm meine Beobachtungen und Eindrücke mitteilte. Es war sehr unterhaltsam, wenn wir im Vorübergehen einen Händler an seinem Verkaufsstand seine Waren anpreisen hörten und dabei seine heimlichen Gedanken lesen konnten. Auch mein Gedächtnis wurde in jenen Tagen besonders geschult; stundenlang musste ich schwierige Texte anhören und sie auswendig wiederholen. Dann wieder lag ich lange Zeit in hypnotischer Trance, während man mir Stellen aus unseren ältesten heiligen Schriften vorlas.

Der Geheime Norden und - die Yetis



Zu jener Zeit gingen wir in das Hochland von Chang-Tang. Doch habe ich in diesem Buch gerade mal die Zeit, um diese Region kurz zu erwähnen. Um dieser Expedition gerecht zu werden, müsste ich mehrere Bücher darüber schreiben. Der Dalai Lama hatte jeden einzelnen der fünfzehn Expeditionsteilnehmer gesegnet, und wir hatten uns frohgemut auf Maultieren auf den Weg gemacht, weil diese sich im schwierigen Terrain besser bewähren als Pferde. Wir ritten über Tengri Tso und an den großen Seen des Zilling Nor vorüber, immer weiter nach Norden, dann über das Tangla-Gebirge in bisher unerforschte Gegenden. Ich kann nicht sagen, wie lange wir dazu brauchten, denn Zeit bedeutete uns nichts; wir hatten keinen Grund, uns zu beeilen, wir ritten in bequemem Trott dahin und sparten unsere Kräfte für die Anstrengungen, die uns noch bevorstanden.

Während unser Weg uns immer weiter und immer höher hinauf ins Hochgebirge führte und der Boden sich immer weiter erhob, musste ich oft an die Mondlandschaften denken, die ich durch das große

Fernrohr der Sternwarte des Potala betrachtet hatte. Riesige Gebirgsketten und tiefe Schluchten. Hier war der Anblick der Gleiche. Das endlose, ewige Gebirge, und tiefe Schluchten, die Bodenlos erschienen. Wir kämpften uns durch diese „Mondlandschaft“, während die Bedingungen für uns immer schwieriger wurden. Schließlich kamen die Maulesel keinen Schritt weiter. Sie waren in der dünnen Luft stets sehr schnell erschöpft und vermochten es nicht mehr über die Felsspalten zu springen, über die wir uns an Seilen aus Yakhaar schwindlig hinüberschwangen. Wir ließen die Maultiere an der geschütztsten Stelle, die wir finden konnten, zurück und die fünf schwächsten Mitglieder der Gruppe blieben bei ihnen. Der Rastplatz war gegen den ärgsten Wind durch eine zackige Felswand geschützt, die in der öden, unwirtlichen Gegend wie ein Wolfsgebiss aufragte. An ihrem Fuße hatte sich im bröckelnden Gestein eine Höhle gebildet. Ein Steilhang fiel zu einer Talsenke ab, in deren spärlichem Grün die Maultiere immerhin weiden konnten. Am Rande des Felskessels plätscherte ein Bach dahin und stürzte dann, wo der Abgrund sich auftat, Hunderte von Metern in die Tiefe, so tief, dass das Rauschen des Wasserfalls aus der Tiefe hier oben nicht mehr zu hören war.

Hier rasteten wir zwei Tage lang, ehe wir den weiteren mühsamen Weg in das Hochgebirge antraten. Der Rücken schmerzte uns unter den Lasten, die wir trugen, und wir hatten das Gefühl, als müssten unsere Lungen vor Atemnot bersten. Doch wir stiegen weiter, über Steilhänge und Felsspalten, hinauf. An vielen Stellen mussten wir Mauerhaken einschlagen und Seile daran befestigen und konnten immer nur hoffen, an der gegenüberliegenden Wand einen festen Halt zu finden. Mitunter warfen wir einen Haken, an dem ein Seil befestigt war, über eine Felsspalte und kletterten, wenn der Haken im Gestein hielt, der Reihe nach am Seil hinüber. Wenn wir alle drüben waren, holten wir das Seil hinter uns wieder ein, indem wir durch

gemeinsamen kräftigen Zug die zuerst angebrachte Sicherung und Verankerung am anderen Seilende lösten. Manchmal gelang es uns nicht, auf der anderen Seite für den Haken einen festen Halt zu finden. Dann band einer von uns sich das Seil um die Taille und würde versuchen von der höchsten erreichbaren Stelle, wie ein Pendel, zur gegenüberliegenden Wand hinüberzuschwingen, indem er den Pendelausschlag mit jedem Schwung vergrößerte. Sobald es einem von uns gelang, auf der anderen Seite Fuß zu fassen, kletterte er so gut er konnte dort empor, um eine Stelle zu erreichen, an der das Seil mehr oder weniger horizontal über die Felsspalte gespannt werden konnte. Dieser Aufgabe unterzogen wir uns abwechselnd, denn sie war sehr anstrengend und gefährlich. Einer der Mönche fand dabei den Tod. Er war auf unserer Seite sehr hoch die Felswand hinaufgeklettert und pendelte am Seil mit starkem Schwung hinüber. Offenbar hatte er den Schwungkraft unterschätzt, denn er prallte mit furchtbarer Gewalt in die gegenüberliegende Wand, so dass sein Kopf an den zackigen Felsen zerschmetterte. Wir zogen den Leichnam am Seil herauf und hielten eine Totenandacht für den Verunglückten. Da wir ihn in dem harten, felsigen Boden nicht begraben konnten, überließen wir ihn dem Wind, dem Regen und den Raubvögeln. Der Mönch, der nun als nächster an der Reihe war, fühlte sich sehr unbehaglich, daher trat ich an seine Stelle. Nach meinem Horoskop war ich überzeugt, dass mir keine Gefahr drohe, und mein Glaube wurde belohnt. Vorsichtig trotz der Voraussage schwang ich mich hinüber und krallte mich mit den Fingern an einem Felszacken fest. Mit knapper Not gelang es mir, einen Halt zu finden und mich hinaufzuziehen, doch ich rang nach Atem und mein Herz hämmerte zum Zerspringen. Eine Weile blieb ich völlig erschöpft liegen, dann kletterte ich mühsam an der Felswand höher. Meine treuen Gefährten; die treuesten Freunde und Helfer, die es auf der Welt geben konnte, warfen mir die andere Seilhälfte so geschickt wie möglich zu. Nun hatte ich beide Seilenden auf meiner Seite und

sicherte das Seil, dann rief ich einen nach dem anderen herüber, mit Händen und Füßen das Seil umklammernd, die Gewänder flatterten im Wind, der zwar nur leise wehte, uns aber doch behinderte und uns das Atmen keineswegs erleichterte.

Auf der Höhe der Felswand angelangt, hielten wir kurze Rast und bereiteten Tee, der uns allerdings nicht wirklich erwärmte, weil der Siedepunkt des Wassers in dieser großen Höhe sehr niedrig lag. Immerhin ein wenig erholt, nahmen wir unsere Traglasten wieder auf und setzten unseren Weg in das Herz dieser furchtbaren Landschaft fort. Bald stießen wir auf eine Eisdecke, vermutlich einen Gletscher, und der Weg wurde noch beschwerlicher. Wir hatten keine genagelten Schuhe, keine Eispickel, keine Bergsteigerausrüstung; unsere einzige »Ausrüstung« bestand aus unseren gewöhnlichen Filzschuhen mit einem Fellbelag an den Sohlen, der einigen Halt bot, und Seilen.

Übrigens gibt es in der tibetanischen Mythologie eine kalte Hölle. Wärme ist eine Wohltat für uns und ihr Gegenteil ist die Kälte, daher die Vorstellung einer kalten Hölle. Diese Hochgebirgswanderung zeigte mir, was Kälte ist!

Drei Tage lang schleppten wir uns über diese Eisschicht hinauf, zitterten im bitterkalten Wind und wünschten, wir hätten diesen Ort niemals gesehen; dann führte der Weg zwischen hohen Felswänden über den Gletscher bergab. Stolpernd und immer wieder ausgleitend, stiegen wir tiefer und tiefer ohne zu wissen, was uns in der Tiefe erwartete. Einige Kilometer weiter machte der Gletscher in dem engen Tal eine Wendung um einen Bergsporn, und wir sahen plötzlich einen dichten weißen Nebel vor uns. Zuerst wussten wir aus der Entfernung nicht, ob es Schnee oder eine Wolkenwand sei, es war nur eine gleichmäßige weiße Fläche. Als wir näherkamen, sahen wir,

dass es tatsächlich Nebel war, aus dem sich einzelne Fetzen lösten und abtrieben.

Der Lama Mingyar Dondup, der Einzige von uns, der schon einmal hier in der Gegend gewesen war, lachte über uns: »Ihr seid ja eine recht traurige Gesellschaft, aber jetzt werdet ihr gleich vergnügter werden.«

Wir sahen nichts, was uns hätte vergnügen können. Nebel. Kälte. Eis unter den Füßen und ein eiskalter Himmel über unseren Häuptern. Zackige Felsen gleich den Fangzähnen in einem Wolfsgebiss, Felsen, an denen wir uns Beulen schlugen. Und da sagte mein Mentor, wir würden gleich »vergnügter werden«!

So suchten wir denn unseren Weg durch den kalten, feuchten Nebel und schleppten uns weiter, ohne zu wissen, wohin es ging. Wir zogen unsere Gewänder dicht um uns und bildeten uns ein, dadurch würde uns wärmer, zitterten und erschauerten aber vor Kälte. Vorwärts, nur immer vorwärts! Und plötzlich blieben wir stehen, wie versteinert vor Staunen und Schrecken: Der Nebel wurde warm, der Boden wurde heiß! Die Gefährten hinter uns, die ein paar Schritte zurückgeblieben waren und die Hand nicht vor den Augen sehen konnten, stießen stolpernd auf uns. Ein neuerliches Lachen des Lama Mingyar Dondup löste uns aus unserer Erstarrung, wir drangen wieder vorwärts, blind, immer hinter dem Mann her, der uns anführte und, da auch er nichts sah, mit einem vorgestreckten Stab den Weg abtastete. Wir strauchelten über Steine, Geröll glitt unter unseren Schuhen weg.

Steine? Geröll? Doch wo war dann der Gletscher, das Eis? Ganz plötzlich wurde der Nebel dünn, wir waren durch und tappten einer nach dem anderen hinaus ins Freie? Oder wo waren wir? Als ich um mich sah, meinte ich, ich sei erfroren, gestorben und in die himmlischen Gefilde entrückt. Ich rieb mir die Augen - mit warmen

Händen! Ich kniff mich in den Arm und klopfte mit meinen Knöcheln an einen Felsen, um zu sehen, ob ich lebte oder ein Geist sei. Aber dann blickte ich mich um: meine acht Gefährten waren auch da. Wir konnten doch nicht alle zugleich in den Himmel entrückt sein? Und wenn - wo war dann der zehnte geblieben, der an der Felswand den Tod gefunden hatte? Und waren wir alle der himmlischen Gefilde würdig, die sich vor uns ausbreiteten?

Kaum einige Minuten vorher hatten wir an der anderen Seite der Nebelwand vor Kälte gebebt. Jetzt rührte uns fast der Schlag vor Hitze. Die Luft flimmerte, der Boden dampfte. Zu unseren Füßen brach ein Bach unmittelbar aus der Erde, von Dampfwolken getrieben und begleitet. Grüne Wiesen lagen ringsum, grüner als ich je welche gesehen hatte. Breithalmiges Gras reichte uns bis zu den Knien.

Wir standen da, völlig verwirrt und wie betäubt. Hier musste irgendein Zauber walten, das konnten wir uns aus unserer bisherigen Erfahrung nicht erklären. Nun sagte der Lama Mingyar Dondup: »Wenn ich seinerzeit, als ich zum ersten Mal hierherkam, auch ein solches Gesicht machte wie ihr allesamt, dann muss ich schön ausgesehen haben! Ihr seht ja drein, als meintet ihr, die Eisgötter trieben einen Schabernack mit euch!« Wir sahen uns um, immer noch standen wir da und wagten uns nicht zu rühren. Mein Mentor fuhr fort: »Jetzt wollen wir über den Bach springen, hinüber springen, denn das Wasser ist kochend heiß. Noch ein paar Kilometer und wir kommen an eine wirklich schönen Ort, wo wir uns ausruhen können.«

Er hatte recht wie immer. Etwas über drei Kilometer weiter legten wir uns der Länge nach auf den moosbewachsenen Boden, nachdem wir unsere Gewänder abgelegt hatten, denn uns war zumute, als würden wir kochen. Hier wuchsen Bäume, wie ich sie nie zuvor

gesehen hatte und wahrscheinlich nie im Leben wieder sehen werde. Überall blühten Blumen in den lebhaftesten Farben. Lianen rankten sich an den Stämmen empor und hingen von den Zweigen herab. Etwas weiter rechts von der lieblichen Lichtung, wo wir ruhten, erblickten wir einen kleinen See, auf dessen Oberfläche ein leises Kräuseln dann und wann verriet, dass sich Leben in ihm regte. Wir fühlten uns noch immer wie verzaubert und glaubten fest, wir seien an der Hitze zugrunde gegangen und auf eine andere Daseinsebene entrückt. Oder durch die Kälte vorher? Wir wussten es nicht!

Das Laub der Bäume war üppig. Heute, da ich so viel gereist bin, würde ich sagen, es sei tropisch gewesen. Viele Arten von Vögeln lebten in den Kronen, die ich heute noch nicht kenne. Das ganze Gebiet war vulkanischer Boden. Heiße Quellen entsprangen da und dort, aus denen Schwefeldämpfe aufstiegen. Mein Mentor sagte, es gäbe, soweit ihm bekannt sei, im Hochland nur zwei solche Gebiete, und er belehrte uns, dass durch die Hitze im Erdinnern und die unterirdischen heißen Quellen das Eis schmelze und die hohen Felswände rings um den Talkessel die warme Luft nicht entweichen ließen. Der dichte weiße Nebel, durch den unser Weg hierher geführt hatte, sei die Zone zwischen den warmen und den kalten Strömungen. Er erzählte auch, er habe riesige Tierskelette gesehen, von Tieren, die, als sie lebten, sechs bis neun Meter groß gewesen sein müssten. Später sah ich selbst solche Skelettreste. Hier begegnete ich zum ersten Mal in meinem Leben einem Yeti. Ich war gerade damit beschäftigt, Kräuter zu sammeln, als irgend etwas mich aufblicken ließ. Und da stand in kaum zehn Meter Entfernung eines dieser Geschöpfe vor mir, von denen ich schon so viel gehört hatte. In Tibet drohen Eltern ihren unfolgsamen Kindern oft: »Sei artig, sonst holt dich ein Yeti!« Nun, meinte ich, würde mich der Yeti holen. Das behagte mir gar nicht. Wir sahen einander an, beide starr vor Schrecken, lange Zeit, endlos. Der Yeti zeigte mit der Hand auf

mich und ließ ein seltsames Miauen hören, wie eine kleine Katze. Der Schädel hatte kein Stirnbein, sondern wich über den dichten Brauen schräg zurück. Über dem stark fliehenden Kinn lagen derbe Kiefer mit großen, vorstehenden Zähnen. Doch die Schädelgröße entsprach, abgesehen von der kaum vorhandenen Stirn, durchaus der eines heutigen Menschen. Hände und Füße waren groß und ungeschlacht. Die Beine waren krumm, die Arme länger als normal. Mir fiel auf, dass das Geschöpf mit der Außenseite der Füße auftrat wie die Menschen. (Affen und andere Tiere verwandter Gattungen tun das nicht.)

Als ich den Yeti ansah und vielleicht eine erschrockene Bewegung machte, oder auch aus einem anderen Grund, kreischte er auf, machte kehrt und suchte das Weite mit Riesenschritten, es war eher ein Springen von einem Bein auf das andere. Auch ich lief davon, in anderer Richtung! Als ich später über meine Flucht nachdachte, war ich davon überzeugt, ich hätte den tibetanischen Rekord im Kurzstreckenlauf in einer Höhe von mehr als fünftausend Metern gebrochen!

Später sahen wir noch Yetis aus größerer Entfernung. Sie flüchteten, sobald sie uns sahen, und wir vermieden es, sie auf irgendeine Weise zu reizen. Der Lama Mingyar Dondup erklärte uns, die Yetis seien eine frühe Abart der menschlichen Rasse, die sich anders entwickelt habe und nur in sehr einsamen Gebieten lebe. Oft hörten wir Geschichten über Yetis, die das Hochgebirge verlassen hatten und in den von Menschen bewohnten Gegenden herumstreiften. Es geht auch die Rede, dass mitunter eine allein lebende Frau von einem männlichen Yeti entführt worden war. Das könnte für sie eine Weise der Arterhaltung sein. Auf jeden Fall bestätigten später einige Nonnen, dass eine Ordensschwester eines Nachts von einem Yeti davongetragen wurde. Jedenfalls bin ich nicht in der Lage über diese Dinge zu schreiben. Ich kann nur sagen, dass

ich sowohl erwachsene Yetis als auch Yetikinder gesehen habe. Und außerdem auch Skelette von ihnen.

Einige Leute haben Zweifel an der Wahrheit meiner Aussagen über die Yetis geäußert. Anscheinend haben einige Leute Bücher mit Vermutungen über sie geschrieben, doch niemand dieser Autoren hat jemals – wie sie selber zugeben – einen Yeti gesehen. Ich habe Yetis gesehen. Vor ein paar Jahren wurde Marconi ausgelacht, als er sagte, dass er mit Hilfe des Radios Nachrichten über den Atlantik senden würde. Wissenschaftler der westlichen Welt behaupteten nachdrücklich, der Mensch werde sich nie mit einer größeren Geschwindigkeit als fünfundsiebzig Stundenkilometer fortbewegen können, weil ihn der Luftzug töten würde. Es kursierten Geschichten über einen Fisch, von dem man sagte es sei ein „lebendes Fossil“. Mittlerweile haben die Wissenschaftler ihn gesehen, gefangen und seziiert. Wenn man die gelehrten Herren aus dem Westen gewähren ließe, würden sie auch unsere armen alten Yetis fangen, sezieren und in Spiritus aufbewahren. Wir glauben, dass die Yetis sich, von den Menschen verdrängt, ins Hochgebirge zurückgezogen haben und in anderen Gegenden bis auf wenige noch herumwandernde Exemplare ausgestorben sind. Man erschrickt, wenn man einem Yeti zum ersten Mal begegnet. Dann aber hat man Mitleid mit diesen armen Kreaturen einer längst vergangenen Zeit, die durch die Errungenschaften der Zivilisation zum Untergang verurteilt sind.

Ich bin gerne bereit, wenn die Kommunisten einmal wieder aus Tibet vertrieben sind, derartige Skeptiker auf einer Expedition zu begleiten und ihnen die Yetis im Hochgebirge wirklich zu zeigen. Die Gesichter all der geschäftstüchtigen Herren möchte ich gerne sehen, wenn sie einmal etwas erleben, von dem ihre merkantile Schulweisheit sich nichts träumen lässt. Sie mögen sich von Trägern begleiten lassen und ihre Sauerstoffgeräte mitnehmen - ich werde nur meine alte Mönchskutte anziehen. Ihre Fotoapparate werden die

Wahrheit erhärten. Wir hatten damals in Tibet noch keine Fotoausrüstung.

In unseren alten Legenden heißt es, Tibet sei vor Jahrtausenden noch vom Meer umspült gewesen. Es ist erwiesen, dass man bei Grabungen immer noch Fischfossilien und andere Seetiere findet. Auch die Chinesen glauben an solche Legenden. Auf der Yü-Tafel, die ursprünglich auf dem Kou-Lou-Gipfel des Heng Berges in der Provinz Hu-pei stand, ist zu lesen, dass der Große Yü (im Jahre 2278 v. Chr.) an diesem Ort rastete, nachdem er an mit großer Mühe am Ablass des »Wassers der Großen Flut« gearbeitet hatte, die zu jener Zeit ganz China mit Ausnahme der höchsten Erhebungen überschwemmte. Die Original-Tafel selbst wurde, soviel ich weiß, entfernt, doch es gibt davon Nachbildungen in Wu-ch'ang Fu, einem Ort in der Nähe von Hankau. Eine weitere Kopie befindet sich im Yu-Lin Tempel bei Shao-Hsing Fu im Chekiang. Nach unserer Überlieferung war Tibet einst ein am Meer gelegenes Tiefland, doch infolge einer Erdkatastrophe, über die wir nichts Näheres wissen, versank ein großer Teil des Landes im Meer, während andere Teile zu hohen Bergen wurden.

Das Hochland von Chang-Tang ist reich an Fossilien, ein Beweis dafür, dass hier einst die Meeresküste verlief. Riesige Muscheln in bunten Farben, seltsame Versteinerungen von Schwämmen und Korallenkämme sind überall zu finden. Auch Gold gab es einst hier, in großen Brocken, die man auflesen konnte wie Kieselsteine. Die Quellen und Bäche, die hier entspringen, sind teils kochend heiß, teils eiskalt. Es war eine Gegend phantastischer Gegensätze. Hier, wo wir rasteten, herrschte eine heiße, feuchte Treibhausatmosphäre, wie wir sie noch nirgends erlebt hatten; ein paar Meter weiter, jenseits der Nebelwand, eine bittere Kälte, in der kein Leben mehr gedieh und der Körper starr wurde wie Glas. Die aller seltensten Kräuter wuchsen hier, und nur ihretwegen hatten wir diese Reise auf uns

genommen. Auch Früchte gab es, wie wir sie nie zuvor gesehen hatten. Wir kosteten sie, sie schmeckten uns, und wir aßen uns daran satt, doch die Bestrafung war hart. Die ganze Nacht hindurch und den ganzen darauffolgenden Tag waren wir zu beschäftigt, um Heilkräuter zu sammeln. Unsere Mägen waren an solche Kost nicht gewöhnt. Danach ließen wir von diesen Früchten ab!

Beim Aufbruch nahmen wir Kräuter und Pflanzen mit, soviel wir tragen konnten, und traten dann den Rückweg durch den Nebel an. Die Kälte auf der anderen Seite war furchtbar. Wir wären alle lieber wieder umgekehrt und in dem herrlichen tropischen Tal geblieben. Einer der Lamas war der Kälte nicht mehr gewachsen. Nach ein paar Stunden brach er unterwegs zusammen, und obwohl wir sogleich Rast machten und ihn zu retten versuchten, kam alle Hilfe zu spät, und er ging während der Nacht hinüber in die himmlischen Gefilde. Wir taten, was wir konnten und versuchten die ganze Nacht hindurch ihn zu erwärmen, wir legten uns zu beiden Seiten neben ihn, doch die bittere Kälte in dieser unwirtlichen Gegend war unbarmherzig. Er schlief ein und erwachte nicht mehr. Wir verteilten die Last, die er getragen hatte, unter uns, obwohl wir geglaubt hatten, es nicht mehr aushalten zu können. Über das schimmernde Gletschereis schleppten wir uns mühselig dahin. Die herrliche Wärme in dem paradiesischen Talkessel hatte uns völlig unserer Kräfte beraubt, und wir hatten nicht mehr genug Proviant. In den letzten zwei Marschtagen bis zu dem Rastplatz, wo wir die Maultiere zurückgelassen hatten, hatten wir nichts mehr zu essen und auch keinen Tee mehr.

Wenige Meilen vor dem Ziel brach wieder einer der Männer zusammen und konnte sich nicht mehr erheben. Kälte, Hunger und die Anstrengungen des Marsches hatten uns wieder eines unserer Gefährten beraubt. Wieder war einer von uns gegangen. Wir erreichten das Ausgangslager, wo uns vier Mönche erwarteten, sie kamen uns entgegen und halfen uns über die letzten hundert Schritte,

das Lager zu erreichen. Vier. Der fünfte hatte sich während eines Windsturms hinausgewagt, und der Wind hatte ihn über den Felsrand in den Abgrund geschleudert. Ich legte mich am Rand des Felskessels auf den Bauch, ließ mich an den Füßen halten, um nicht abzustürzen, und blickte hinunter. Da sah ich ihn ein paar hundert Meter tiefer liegen, in seinem roten Mönchsgewand, das nun auch von seinem Blut gerötet war.

Während der nächsten drei Tage ruhten wir und versuchten, wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen. Nicht nur Müdigkeit und Erschöpfung zwangen uns zur Ruhe, sondern auch der Wind, der gellend zwischen den Felswänden tobte, das kleine Geröll vor sich hertrieb und Schwaden von scharfem Staub in unsere Höhle blies. Er peitschte das Wasser in dem kleinen Bach auf und trug es als feinen Sprühregen fort. Nachts heulten die Sturmböen rings um uns gleich beutegierigen Dämonen, die nach unserem Fleisch gelüstete. Von irgendwo in der Nähe ertönte ein Brausen und Poltern, gefolgt von einem welterschütternden dumpfen Fall. Wieder einmal hatte ein riesiger Felsblock auf dem Bergkamm der Gewalt des Windes und des Wassers nicht mehr widerstanden und einen Erdbeben verursacht. Am frühen Morgen des zweiten Tages, ehe noch das erste Licht das Tal unten erreichte und erst nur der Widerschein der Dämmerung über den Bergen zu uns drang, löste sich ein großer Felsblock von dem Gipfel über uns. Wir hörten ihn stürzen und drängten uns zusammen, indem wir uns so klein machten wie möglich. Er stürzte mit einem Getöse herab, als würden die Teufel auf ihren Höllenwagen vom Himmel her auf uns zu jagen. Er war von einer Steinlawine begleitet. Mit einem furchtbaren Krachen, das die Erde erbeben ließ, schlug er auf dem steinigen Plateau vor uns auf. Die Felskante wackelte und schwankte und ein Randstreifen von drei oder vier Metern Breite brach ab und ging in die Tiefe. Erst

Sekunden später ertönte von unten der Widerhall des fallenden Gesteins. Nun war unser toter Gefährte begraben.

Das Wetter schien immer schlechter zu werden. Wir beschlossen, am folgenden Morgen zeitig aufzubrechen, ehe wir hier von der Welt abgeschnitten wurden. Sorgfältig überholten wir unsere Ausrüstung soweit wir eine besaßen. Wir prüften die Seile und untersuchten die Maultiere, ob sie nicht irgendwelche wunde Stellen oder Verletzungen hätten. Am nächsten Tag bei Morgengrauen flaute der Sturm ein wenig ab. Doch von den fünfzehn, die die Wanderung so frohgemut angetreten hatten, waren wir nun nur noch elf. Tag für Tag wanderten wir mühselig weiter, wund an den Füßen und müde. Die Maultiere trugen die Säcke mit den Kräutern. Langsam zogen wir dahin. Zeit bedeutete uns nichts. In dumpfer Müdigkeit schleppten wir uns fort. Wir hatten unsere Rationen auf die Hälfte einschränken müssen und litten dauernd Hunger.

Endlich tauchten die Seen wieder vor uns auf, und wir sahen zu unserer großen Freude, dass eine Yakherde in ihrer Nähe graste. Die Händler, die mit ihr unterwegs waren, begrüßten uns, boten uns Essen und Tee an und taten, was sie konnten, um unsere Müdigkeit zu lindern. Wir waren zerlumpt und zerschlagen. Unsere Gewänder hingen in Fetzen und unsere Füße waren blutig, wo die großen Blasen aufgesprungen waren. Doch wir waren im Hochland Chang-Tang gewesen und kehrten heim - wenn auch nicht alle! Mein Mentor hatte die Gegend nun schon zum zweiten Mal besucht, vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, der zwei solcher großer Wanderungen gemacht hatte.

Die Händler kümmerten sich sehr gut um uns. Im Dunkel der Nacht um das Feuer aus Yakdung hockend, wiegten sie die Köpfe voll Erstaunen, als wir ihnen unsere Erlebnisse erzählten. Wir wiederum lauschten mit viel Gefallen ihren Berichten von ihren

Wanderungen nach Indien und von Begegnungen mit anderen Händlern aus dem Hindukusch. Ungern trennten wir uns von diesen Männern und hätten gewünscht, sie wären in unserer Richtung mit uns weitergewandert. Sie waren erst kürzlich von Lhasa aufgebrochen, und wir kehrten nun dahin zurück. So nahmen wir denn am Morgen mit vielen gegenseitigen guten Wünschen voneinander Abschied.

Es gibt viele Mönche, die mit Händlern nicht verkehren wollen, doch der Lama Mingyar Dondup lehrte, alle Menschen seien gleich: Rasse, Farbe und Glaube hätten nichts zu bedeuten. Einzig die Absichten und Handlungen eines Menschen zählten. Nun waren wir wieder bei Kräften und waren auf dem Heimweg. Das Land wurde grüner und fruchtbarer, und schließlich erblickten wir die schimmernden Golddächer des Potala und unseres Chakpori, das noch ein wenig höher aufragte. Maultiere sind kluge Geschöpfe - die unsere hatten es eilig, um in Shö nach Hause zu kommen und zerrten so fest, dass wir Mühe hatten, sie zurückzuhalten. Man hätte meinen können, sie seien in Chang-Tang gewesen und nicht wir!

Voller Freude stiegen wir den steinigen Weg zum Eisen-Berg empor - voller Freude, aus Chambala zurück zu sein, wie wir den kalten hohen Norden zu nennen pflegen. Nun folgte für uns eine Zeit der Begrüßungsrunden, zuerst jedoch mussten wir Seiner Heiligkeit unseren Besuch abstaten. Seine Reaktion war aufschlussreich. »Ihr habt getan, was auch ich gerne getan hätte, und gesehen, was auch ich leidenschaftlich gerne zu sehen wünschte. Hier bin ich „allmächtig“ und doch bin ich ein Gefangener meines Volkes. Je größer die Macht, desto geringer die Freiheit; je höher der Rang, desto mehr ist man nur Diener. Ich würde alles dafür geben, um das zu sehen, was ihr gesehen habt.«

Er verlieh dem Lama Mingyar Dondup als dem Leiter der Expedition den Ehrenschal mit dem dreifachen roten Knoten. Ich, als der jüngste Teilnehmer an der Expedition, erfuhr eine ähnliche Ehrung. Ich wusste wohl, dass mit einer Ehrung des Ältesten und des Jüngsten vor allem auch alle anderen Teilnehmer gemeint waren.

Während der nächsten Wochen besuchten wir eine Reihe anderer Lamaserien, um dort Vorträge zu halten, besondere Heilkräuter zu verteilen und wohl auch, weil man mir Gelegenheit geben wollte, andere Orte in Tibet kennenzulernen. Zuerst mussten wir »Die Drei Sitze« besuchen, die Klosterstädte Drepung, Sera und Ganden, dann ging es weiter ins Land hinaus, nach Dorje-thag und nach Samye, die beide etwa fünfundsechzig Kilometer von Lhasa an dem Fluss Tsang-Po liegen. Auch die Lamaserie Samden, in etwa viertausenddreihundert Metern Höhe zwischen dem Düme- und dem Yamdok-See gelegen, besuchten wir. Es war ein erhebendes Erlebnis, dem Laufe unseres heimatlichen Flusses, des Kyi Chu, zu folgen. Für uns hieß er mit Fug und Recht: »der Fluss der Glückseligkeit«.

Die gesamte Zeit über war mein Unterricht während des Rittes fortgesetzt worden, wenn wir unterwegs rasteten und wenn wir irgendwo ein paar Tage Ruhe genossen. Nun rückte jedoch die Zeit meiner Prüfung für die Würde eines Lama immer näher, und so kehrten wir wieder nach Chakpori zurück, damit ich nicht mehr abgelenkt würde.

Die Lama-Würde

ཡོ་མཁའི་མཁའ་མཁའ་

Nun wurde mir die gründliche Übung und Ausbildung in der Kunst der astralen Reise zuteil, bei welcher der Geist oder das Ich den Körper verlässt und mit dem irdischen Leben nur durch das Silberband verbunden bleibt. Vielen Menschen fällt es schwer zu glauben, dass wir auf solche Weise zu reisen vermögen. Aber jeder Mensch tut es, wenn er schläft. Im Westen geschieht dies fast immer unwillkürlich; im Osten vermögen es die Lamas bei vollem Bewusstsein. Daher haben sie eine lückenlose Erinnerung an das, was sie getan und gesehen haben und wo sie gewesen sind. . Im Westen haben die Menschen diese Fähigkeit verloren und meinen daher, wenn sie wieder erwachen, sie hätten einen »Traum« gehabt.

In allen Ländern kannte man einst diese astralen Reisen. In England heißt es allgemein, dass »Hexen fliegen können«. Besenstiele sind dazu nicht erforderlich, außer als Mittel zur Rationalisierung für das, was die Menschen durchaus nicht glauben wollen. In den USA sagt man, die »Geister der roten Männer« fliegen. In allen Ländern, überall in der Welt, gibt es ein allmählich in Vergessenheit geratenes Wissen um solche Dinge. Ich lernte die Kunst. Jeder kann sie lernen.

Auch die Telepathie ist eine Fähigkeit, die leicht zu beherrschen ist, aber nicht zum Zweck öffentlicher Vorführungen.

Erfreulicherweise wird dieses Phänomen heute mehr und mehr anerkannt. Ebenso wird die Hypnose im Osten vielfach angewendet. Ich habe wiederholt schwierigere Operationen an hypnotisierten Patienten vorgenommen, wie zum Beispiel Beinamputationen oder andere ähnliche ernste chirurgische Eingriffe. Der Patient spürt nichts, er leidet nicht und er erwacht in besserer gesundheitlicher Verfassung, weil er nicht an den Nachwirkungen der sonst üblichen Narkose zu leiden hat. Wie ich höre, wird die Hypnose jetzt auch in England in begrenztem Umfang angewendet.

Sich unsichtbar zu machen, ist schon eine höhere Fähigkeit. Es ist gut, dass sie nur sehr, sehr wenige besitzen. Das Prinzip ist einfach, die Ausübung ist schwierig. Was ist es, das die Aufmerksamkeit auf einen Menschen lenkt? Vielleicht ein Geräusch, eine rasche Bewegung oder ein plötzlicher visueller Eindruck? Geräusche und rasche Bewegungen fallen auf, sie lenken die Aufmerksamkeit auf sich. Eine Person, die ganz still sitzt, übersieht man leicht, ebenso jenen Menschentyp, dem man im Alltag häufig zu begegnen gewöhnt ist. Zum Beispiel der Briefträger; da heißt es oft: »Es war niemand da, gar niemand« und doch hat er die Post gebracht. Was hat es nun für eine Bewandnis mit einem unsichtbaren Menschen? Oder mit einem, dessen Anblick so alltäglich und vertraut ist, dass man ihn gar nicht mehr »sieht« oder wahrnimmt? (Einen Polizisten bemerkt jeder Mensch, weil fast jeder Mensch ein schlechtes Gewissen hat!) Um sich unsichtbar zu machen, muss man jede Aktivität abschalten, auch die Gehirnwellen! Wenn das Gehirn, ein physisches Organ, in Tätigkeit ist (denkt), dann wird jeder andere Mensch, der sich in der Nähe befindet, ihn telepathisch wahrnehmen (er sieht) - und mit der Unsichtbarkeit ist es vorbei. In Tibet gibt es Menschen, die sich nach Belieben unsichtbar machen können, weil sie imstande sind ihre Gehirnwellen abzuschirmen. Vielleicht ist es ein Glück, dass ihrer nur so wenige sind.

Die Fähigkeit der Levitation kann ausgebildet werden, und viele erlernen sie, wenigstens was ihre praktische Methode anbelangt. Es ist eine plumpe Methode der Fortbewegung, die einen erheblichen Kräfteaufwand erfordert. Der echte Adept bevorzugt die astrale Wanderung, die im Grunde eine einfache Sache ist vorausgesetzt, dass man einen guten Lehrer hat. Ich hatte einen guten Lehrer und konnte (und kann) astrale Reisen unternehmen. Mich unsichtbar machen konnte ich nicht, obwohl ich mich sehr darum bemühte. Es wäre wunderbar gewesen, wenn ich spurlos hätte verschwinden können, sooft mir etwas Unangenehmes bevorstand, doch das war mir versagt. Ich hatte auch, wie ich schon berichtete, keinerlei musikalische Begabung. Mein Gesang erweckte den Zorn des Musikmeisters, doch der war nichts gegen die Wut, die ich in ihm auslöste, als ich versuchte, die Becken zu schlagen – in dem Glauben, das müsse ein jeder können - und dabei einem unglücklichen, vor mir sitzenden Mönch, die Becken um die Ohren schlug. Ich wurde auf unfreundliche Weise dazu angehalten, beim Hellsehen und bei der Medizin zu bleiben!

Wir praktizierten auch viel der, in der westlichen Welt Yoga genannten, Disziplin. Es handelt sich hierbei natürlich um eine sehr große Wissenschaft, die einen Menschen jenseits aller Vorstellungskraft vervollkommen kann. Meine persönliche Meinung ist, dass Yoga, ohne beträchtliche Änderungen, nicht für die Menschen der westlichen Länder geeignet ist. Uns sind die wissenschaftlichen Grundlagen des Yoga seit Jahrhunderten bekannt, und wir erlernen die Yogastellungen von kleinster Kindheit an. Unsere Glieder, unser Skelett, unsere Muskeln sind Yoga gewöhnt. Menschen aus westlichen Ländern, die vielleicht auch noch mittleren Alters sind, und einige diese Stellungen ausprobieren, können sich definitiv schaden. Dies ist nur meine Meinung als Tibetaner, doch ich glaube, dass, wenn eine bestimmte Übungsabfolge nicht vorab

entsprechend verändert worden ist, man vor dem Ausprobieren der Yogaübungen gewarnt werden sollte. Also nochmal, man braucht einen sehr guten, in einem östlichen Land gebürtigen, Lehrer, der die weibliche und die männliche Anatomie sorgfältig studiert hat, wenn man Schädigungen vermeiden möchte. Nicht nur durch die Stellungen, sondern auch durch die Atemübungen können solche Schädigungen entstehen!

Das Atmen nach bestimmten Schemen ist das größte Geheimnis vieler tibetischer Phänomene. Doch es kann, wie schon gesagt, ohne einen erfahrenen Lehrer sehr schädlich, ja sogar tödlich sein. Viele Weltreisende haben von den »Schnellläufern« berichtet, jenen Lamas, die imstande sind, ihr Körpergewicht aufzuheben (was nichts mit Levitation zu tun hat) und stundenlang in großer Geschwindigkeit lange Strecken zu laufen, wobei sie den Boden mit den Füßen kaum berühren. Das erfordert viel Übung, und der »Läufer« befindet sich dabei in Halbtrance. Abends ist die beste Zeit dafür, wenn die Sterne am Himmel stehen, nach denen man starren kann und der Boden muss eben sein, so dass nichts den Zustand der Halbtrance unterbrechen kann. Der auf diese Weise rennende Mann ist in einem Zustand, der dem eines Schlafwandlers ähnelt. Er visualisiert sein Ziel, behält es konstant vor seinem Dritten Auge und sagt ununterbrochen das entsprechende Mantra auf. So läuft er stundenlang und kommt ohne jede Ermüdung am Ziel an. Dieses System hat gegenüber der Astralreise nur einen Vorteil. Letztere vollzieht sich auf rein geistiger Ebene und man kann somit dabei keine materiellen Objekten bewegen; man kann also zum Beispiel nicht seine Habseligkeiten mitnehmen. Der Arjopa jedoch, wie wir den »Schnellläufer« nennen, kann seine normale Last tragen. Dafür muss er andere Nachteile in Kauf nehmen.

Richtiges Atmen befähigt den tibetanischen Adepten, in einer Höhe von fünftausend Metern vollkommen nackt auf dem Eis zu

sitzen und doch warm zu bleiben, so warm, dass der Schnee unter ihm schmilzt und seine Hautatmung unbehindert vonstatten geht.

Eine kleine Abschweifung: Eines Tages sagte ich zu jemandem, ich hätte dies selbst einmal in fünfeinhalbtausend Meter Höhe versucht. Mein Zuhörer fragte mich ganz ernsthaft: »Hattest du dabei eingeatmet oder ausgeatmet?«

Hast du, mein Leser, jemals versucht, einen schweren Gegenstand zu heben, wenn die Lungen luftleer sind? Versuch es einmal und du wirst merken, dass dies fast unmöglich ist. Dann atme tief ein und fülle deine Lungen so sehr du kannst, nun halte den Atem an und du wirst den Gegenstand mit Leichtigkeit hochheben. Wenn du verängstigt oder zornig bist, dann hole tief Atem, so tief du kannst, und halte den Atem zehn Sekunden lang an. Dann atme langsam aus. Wiederhole dies mindestens dreimal und du wirst merken, dass dein Herzschlag sich verlangsamt und du dich beruhigst. Das kann jeder gefahrlos versuchen. Meine Kenntnisse über die Steuerung des Atems, haben mir später geholfen, die Folterungen der Japaner auszuhalten und noch mehr Folterungen, als ich ein Gefangener der Kommunisten war. Im Vergleich mit den Kommunisten, sind die Japaner, wenn sie sich am schlimmsten betragen, noch Ehrenmänner! Ich habe die einen wie die andern von ihrer übelsten Seite erlebt.

Nun war die Zeit da, in der ich meine Abschlussprüfung für die Lamaschaft ablegen sollte. Davor musste der Dalai Lama mir seinen Segen erteilen. Jedes Jahr segnet er jeden Mönch in Tibet persönlich, nicht alle in der Masse, wie es etwa der Papst in Rom tut. Die meisten berührt er mit einer, an einem Stab befestigten, seidenen Quaste. Diejenigen, denen er wohlgesinnt ist, oder Mönche von höherem Rang berührt er mit einer Hand an der Stirn. Wen er ganz besonders schätzt, den segnet er, indem er ihm beide Hände auflegt. Zum ersten Mal tat er dies bei mir und sagte leise: »Du hältst dich

gut, junger Mann, mach es noch besser bei deiner Prüfung. Rechtfertige das Vertrauen, das wir in dich gesetzt haben.«

Drei Tage vor meinem sechzehnten Geburtstag meldete ich mich mit vierzehn anderen Kandidaten zur Prüfung.

Die »Prüfungszellen« schienen mir kleiner zu sein, vielleicht war ich selber aber einfach nur größer. Wenn ich auf dem Boden lag und meine Füße an die eine Wand anstießen, konnte ich die andere Wand mit den Händen über meinem Kopf berühren, ohne die Arme auszustrecken, denn dazu war kein Platz mehr. Die Zellen waren quadratisch und die vordere Wand gerade so hoch, dass ich, wieder mit erhobenen Armen, bis zu ihrer Höhe hinaufreichen konnte. Die hintere Wand war doppelt so hoch wie ich. Die Zelle hatte oben keine Decke, so hatten wir wenigstens genug frische Luft! Wieder wurden wir vor dem Eintreten durchsucht und alles, was wir mitnehmen durften waren unsere Holzschale, unser Rosenkranz und Schreibmaterial. Als die Aufsichtsperson zufrieden war, wurden wir einer nach dem anderen zu einer Zelle geführt und es wurde uns gesagt einzutreten. Nachdem wir dieser Aufforderung gefolgt waren, wurde die Tür hinter uns geschlossen und der Riegel vorgeschoben. Dann kamen der Abt und der Prüfungsleiter und brachten an jeder Tür ein großes Siegel an, so dass sie nicht geöffnet werden konnte. Eine Luke mit einer Klappe von ungefähr achtzehn Quadratzentimetern konnte nur von außen geöffnet werden. Durch diese erhielten wir jeden Morgen die Prüfungsunterlagen. Die ausgefüllten Blätter wurden bei Einbruch der Dunkelheit eingesammelt. Auch Tsampa erhielten wir auf dem gleichen Wege einmal im Tag. Gebutterten Tee konnten wir haben, soviel wir wollten, wir brauchten nur zu rufen: »pö-cha kesho!« (bringt mir Tee). Da wir die Zelle unter keinerlei Vorwand verlassen durften, tranken wir lieber nicht zu viel!

Mein Aufenthalt in der Zelle sollte zehn Tage dauern. Meine Prüfungsfächer waren Heilkräuterlehre, Anatomie, ein Fach, in dem ich schon sehr vorgeschrittene Kenntnisse besaß, und Theologie. Diese Fächer beschäftigten mich fünf, endlos erscheinende, Tage lang, vom ersten zum letzten Tageslicht. Der sechste Tag brachte Abwechslung und Aufregung. Aus einer nahegelegenen Zelle kam Geheul und Schreien, dann das Geräusch rennender Schritte und Stimmengewirr, gefolgt vom Klappen einer Holztür, die entriegelt wurde. Beschwichtigendes Flüstern, und dann wandelten sich die Schreie in einen schluchzenden Unterton. Für einen Kandidaten war die Prüfung beendet. Für mich begann erst ihr zweiter Teil. Ich erhielt die Prüfungsfragen für den sechsten Tag mit einer Verspätung von einer Stunde. Metaphysik. Yoga. Seine neun Disziplinen. Und ich musste den ganzen Haufen abliefern.

Fünf Yoga-Disziplinen sind im Westen einigermaßen bekannt: Hatha Yoga lehrt die Meisterschaft über den rein physischen Körper, des »Vehikels«, wie wir zu sagen pflegen. Kundalini Yoga verleiht einem Geisteskraft, Hellsichtigkeit und ähnliche Kräfte. Laya Yoga lehrt die Meisterschaft über den Verstand, einer seiner Ausläufer ist sich Dinge, die man einmal gelesen oder gehört hat, zu dauerhaft zu merken. Raja Yoga bereitet den Menschen auf transzendentes Bewusstsein und Weisheit vor. Samadhi Yoga führt zur höchsten Erleuchtung und befähigt den Menschen, einen Einblick in den Zweck und den Plan der Schöpfung jenseits des irdischen Lebens zu errahnen. Diese ist die Disziplin, die dem Menschen dazu verhilft, in dem Augenblick, indem er aus dem irdischen Leben scheidet, die Größere Wirklichkeit zu begreifen und dem Kreislauf der Wiedergeburten zu entgehen; es sei denn, er entscheidet sich selbst dazu für einen bestimmten Zweck auf die Erde zurückzukehren, etwa um anderen Menschen auf besondere Weise zu helfen. Die anderen Disziplinen des Yoga können in einem Buch dieser Art nicht

erörtert werden. Vor allem aber, sind meine Englischkenntnisse [dieses Buch wurde ursprünglich in englischer Sprache verfasst; A.d.Ü.] nicht ausreichend, um diesen illustren Themen gerecht zu werden.

Ich war also noch weitere fünf Tage lang beschäftigt, wie eine brütende Henne in einer Kiste. Doch auch eine zehntägige Prüfung geht schließlich zu Ende, und als der Lama am zehnten Abend unsere letzten Arbeiten einsammelte, wurde er von uns mit einem Lächeln der Freude begrüßt. An diesem Abend bekamen wir zum üblichen Tsampa etwas Gemüse, die allererste Abwechslung zu unserem einzigen Grundnahrungsmittel seit mindestens zehn Tagen. In dieser Nacht fiel mir das Einschlafen leicht. Ich hatte zwar keinen Moment lang Angst die Prüfung nicht zu bestehen, doch ich machte mir um meine Noten Sorgen. Mir wurde aufgetragen diese Prüfungen als Bester zu bestehen und der erste auf der Abschlussliste zu sein. Am nächsten Morgen wurden die Türen entsiegelt und entriegelt und wir durften die Zellen verlassen, nachdem wir sie gereinigt hatten.

Eine Woche lang durften wir uns von der anstrengenden Prüfung erholen. Dann folgten die Judo-Prüfungen, die zwei Tage dauerten und in deren Verlauf wir alle Griffe ausprobierten und uns gegenseitig mit unseren „Betäubungsgriffen“ bewusstlos machten. In den folgenden zwei Tagen wurden wir noch einer mündlichen Prüfung über die schriftlichen Prüfungsunterlagen unterzogen, in der uns die Prüfer nur Fragen zu unseren Schwachpunkten stellten. Bitte erlaube mir zu betonen, dass jeder Prüfling jeweils zwei ganze Tage lang mündlich geprüft wurde. Noch eine Woche, in der wir uns unserem persönlichen Temperament entsprechend gehen lassen und erholen durften, dann wurden die Ergebnisse verkündet. Zu meiner, lautstark zum Ausdruck gebrachten, Freude, stand ich wieder ganz oben als Bester auf der Notenliste. Meine Freude hatte zwei Gründe: zum einen, bewies es, dass der Lama Mingyar Dondup der Beste

aller Lehrer war und ich wusste, dass der Dalai Lama sowohl mit meinen Lehrer, als auch mit mir, sehr zufrieden sein würde.

Einige Tage später, als der Lama Mingyar Dondup mir in seinem Zimmer eben Unterricht erteilte, flog die Tür auf und ein Bote stürzte mit heraushängender Zunge und starren Augen keuchend herein. Er trug, um sich auszuweisen, den üblichen Botenstab. »Von Seiner Heiligkeit«, keuchte er, »für den ehrwürdigen Lama der ärztlichen Kunst Dienstag Lobsang Rampa.« Mit diesen Worten holte er aus seinem Gewand den, in eine seidene Begrüßungsschärpe gehüllten, Brief hervor. »Ehrwürdiger Herr, ich bin, so schnell ich konnte, hergelaufen!« Von seiner Last befreit, machte er kehrt und rannte um so schneller wieder davon, um zu seinem Becher Chang [tibetisches leicht alkoholisches Getränk aus Getreide oder Reis, A.d.Ü.] zu kommen!

Die Botschaft nein, ich wollte sie nicht öffnen! Wohl war sie an mich gerichtet, aber . . . was stand wohl darin geschrieben? Weitere Studien? Mehr Arbeit? Sie schien sehr umfangreich und höchst offiziell zu sein. Solange ich sie nicht öffnete, konnte ich nicht wissen, was darin stand und niemand konnte mir einen Vorwurf machen, dass ich dies oder jenes unterlassen hätte. Das etwa war mein erster Gedanke. Mein Mentor saß neben mir und lachte, daher reichte ich ihm den Brief samt Schärpe und Umhüllung. Er nahm ihn und löste die Hülle. Zwei gefaltete Bogen waren darin, er entfaltete sie und las, absichtlich recht langsam, um mich auf die Folter zu spannen. Als ich schließlich meine fieberhafte Ungeduld nicht mehr bezähmen konnte, sagte er: »Es ist alles in Ordnung, du darfst ruhig atmen. Wir müssen zum Potala gehen und uns sobald als möglich beim Dalai Lama melden. Das heißt: sofort, Lobsang. Hier steht, dass ich auch mitkommen soll.« Er schlug den Gong, der neben ihm stand, und beauftragte den eintretenden Bediensteten damit, dass man unverzüglich zwei Schimmel für uns satteln möge. Wir

wechselten rasch unsere Gewänder und wählten zwei unserer schönsten weißen Schärpen aus, dann suchten wir miteinander den Abt auf, um ihm zu melden, dass wir zu Seiner Heiligkeit beordert seien. »In den Potala so, so? Gestern war er in Norbu Linga. Na, wenn es in dem Brief steht, wird es schon richtig sein. Das ist ja höchst offiziell.«

Im Hofe führten uns die stalldiensttuenden Mönche die Pferde vor. Wir saßen auf und ritten den Bergweg hinab. Gleich darauf mußten wir wieder bergauf reiten, zum Potala, es war kaum der Mühe wert, dass wir die Pferde bestiegen hatten. Der einzige Vorteil war, dass wir nicht zu Fuß den Berg über die Treppen ersteigen mußten. Mehrere Diener erwarteten uns bereits, sie versorgten unsere Pferde sobald wir abgesehen waren, und wir wurden eiligst zu den Privatgemächern Seiner Heiligkeit geführt. Ich ging allein hinein und machte meine Aufwartungen und überreichte meinen Katha-Schal.

»Setz dich, Lobsang«, sagte der Dalai Lama. »Ich bin sehr zufrieden mit dir und sehr zufrieden mit Mingyar, weil er an deinem Erfolg so großen Anteil hat. Ich habe sämtliche deiner Prüfungsarbeiten persönlich gelesen.«

Darüber erschrak ich. Einer meiner vielen Schwächen war, wie mir gesagt wurde, dass ich einen irgendwie unangebrachten Sinn für Humor habe. Bei der Beantwortung der Prüfungsfragen hatte ich mich des öfteren dazu hinreißen lassen, weil mich manche Fragen dazu herausforderten! Der Dalai Lama erriet meine Gedanken, denn er lachte herzlich und sagte: »Ja, dein Humor meldet sich manchmal zu einem unangebrachten Zeitpunkt, aber...« hier folgte eine lange Pause, während der ich schon das Schlimmste befürchtete, »doch ich habe jedes einzelne Wort genossen.«

Zwei Stunden lang war ich bei ihm. Während der zweiten Stunde ließ er meinen Mentor zu sich bitten und gab ihm Anweisungen für

meinen weiteren Unterricht. Ich sollte mich der Zeremonie des »Kleinen Todes« unterziehen, dann mit dem Lama Mingyar Dondup andere Lamaserien besuchen und schließlich mit den Leichenbrechern zusammen studieren. Da Letztere einer niedrigen Kaste angehörten und ihre Arbeit jener Natur war, übergab mir der Dalai Lama einen Ausweis, dass ich trotz meiner Lamawürde mit ihnen verkehren dürfe. Er wandte sich an die Körperzerleger, dass sie mir »alle mögliche Unterstützung gewähren mögen, so dass sich mir alle Geheimnisse des Körpers offenbaren konnten und ich alle Todesursachen entdecken möge. Man sollte mir auch jeden Leichnam oder einzelne Leichenteile, die ich zu Studienzwecken benötigte, überlassen.« Das war es also!



Ehe ich mehr über die Entsorgung unserer toten Körper berichte, ist es vielleicht angebracht, noch einiges über die in Tibet herrschende Einstellung zum Tod im allgemeinen zu schreiben. Sie ist ganz verschieden von der Einstellung der westlichen Völker. Für uns ist der Körper nur eine »Hülle«, das materielle Kleid eines unsterblichen Geistes. Ein Leichnam bedeutet uns nicht mehr, als ein altes, abgetragenes Gewand. Stirbt ein Mensch eines natürlichen Todes, das heißt, nicht durch plötzliche, unerwartete äußere Gewalt, dann sehen wir darin ein Anzeichen, dass der Körper bereits krank und geschwächt und für den Geist so unbequem geworden ist, dass keine weiteren Lektionen mehr erlernt werden können. Es ist also der Zeitpunkt gekommen, den Körper abzulegen. Ganz allmählich löst

der Geist sich aus dem Körper und verlässt ihn. Die ätherische Form hat die gleiche äußere Gestalt wie ihr materielles Ebenbild, und kann von einem Hellseher deutlich gesehen werden. Im Augenblick des Todes wird das Band, das den physischen mit dem ätherischen Körper verbindet, immer dünner und durchtrennt sich schließlich völlig (das »Silberband« der christlichen Bibel), und der Geist entschwebt. Der Tod ist eingetreten, zugleich aber auch die Wiedergeburt in einem neuen Leben, denn die »Schnur« ist mit der Nabelschnur zu vergleichen, die durchschnitten wird, um das Kind vom Mutterleib zu trennen und es seinem Eigenleben zu überantworten. Im Augenblick des Todes erlischt auch der Strahl der Lebenskraft vom Kopf aus. Ein Hellsichtiger kann auch diesen Schein sehen und in der christlichen Bibel wird dieser als »die goldene Schale« bezeichnet. Ich bin kein Christ und kenne die Bibel nicht genau, doch ich glaube, es gibt dort ein Zitat, welches lautet: »Auf dass das Silberne Band nicht zerreiße und die Goldene Schale nicht zerbrochen werde.«

Drei Tage, sagen wir, dauert es bis der Körper stirbt, bis alle physische Aktivität endet und der Geist, die Seele, das Ich sich von seiner fleischlichen Hülle einigermaßen befreit. Wir glauben, dass sich während des Lebens eines Körpers ein ätherisches Ebenbild bildet. Dieses „ätherische Ebenbild“ kann nun zu einem Gespenst werden. Jeder von uns hat sicherlich schon die Beobachtung gemacht, dass man, wenn man in ein starkes Licht blickt und dann die Augen abwendet, das Licht immer noch sieht. Wir sind der Meinung, das Leben sei ein elektrisches Kraftfeld, und das ätherische Ebenbild, das nach dem Tode noch zurückbleibt, dem Licht gleicht, das man immer noch sieht, wenn man auch nicht mehr in die Lichtquelle blickt, oder es, aus elektrischer Sicht, ein starkes Restmagnetfeld darstellt. Wenn der Körper sehr starke Gründe hatte, um am Leben zu klammern, dann bildest sich ein starker ätherischer

Körper , der ein Gespenst formt, das im gewohnten Umfeld spukt. Ein Geizkragen mag so sehr an seinen zurückgelassenen Geldbeuteln hängen, dass seine gesamte Aufmerksamkeit auf sie gerichtet ist. Bei seinem Tod war sein letzter Gedanke vielleicht die Angst um das Schicksal seines Geldes, so dass er seinem ätherischen Körper beim Sterben zusätzliche Kraft verliehen hat. Sein glücklicher Erbe mag sich in der Nacht unbehaglich fühlen. Er könnte fühlen, dass »der alte Soundso wieder hinter seinem Geld her ist!« Ja, er hat Recht, der alte Soundso ärgert sich, dass er mit seinen Gespensterhänden nicht nach diesem Geld greifen kann!

Es gibt drei Grundkörper: den Körper aus Fleisch, in dem der Geist die harten Lehren des Lebens lernen kann, den ätherische oder »magnetischen «Körper, den wir mittels unserer Lüste, Begierden und verschiedener starker Leidenschaften bilden. Der dritte Körper ist der geistige Körper, die »Unsterbliche Seele«.

Das ist unser lamastischer, wenn auch nicht der orthodoxe buddhistische Glaube. Ein Sterbender durchläuft drei Stadien: er muss seinen physischen Körper abstreifen, seine ätherische Gestalt muss sich auflösen, und sein Geist muss den Weg in die geistige Welt finden. Auch die alten Ägypter glaubten an ein ätherisches Ebenbild, an ein Geleit der Toten und an eine geistige Welt. In Tibet helfen wir den Menschen, wenn sie im Begriff sind zu sterben. Der Adept bedarf solcher Hilfe nicht, doch die Laien, Männer und Frauen oder auch ein Trappa, bedürfen der Führung auf dem Weg aus diesem Leben. Vielleicht darf ich hier kurz darüber berichten.

Eines Tages verständigte mich der ehrwürdige Totenmeister: »Es ist an der Zeit, dass du die praktischen Methoden der Befreiung der Seele erlernst, Lobsang. Heute darfst Du mich begleiten.«

Wir liefen entlang langer, bergab führender Gänge und überschlüpfriß feuchte Stufen hinunter in die Unterkunftsräume der

Trappas. Dort, in einem „Krankenhauszimmer“, lag ein alter Mönch, der sich anschickte, den letzten Weg zu gehen, den wir alle einmal gehen müssen. Er hatte einen Schlaganfall erlitten und war sehr schwach. Seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab und die Farben seiner Aura verblassten zusehends. Er musste unbedingt bei Bewusstsein erhalten werden, so lange, bis es durch das Schwinden des Lebens von selbst erlosch. Der Lama, mit dem ich gekommen war, ergriff die Hände des alten Mönches und hielt sie gütig in den seinen. »Bald wirst du von aller Mühsal des Fleisches erlöst sein, guter alter Mann. Achte auf meine Worte, damit du den leichten Weg wählst. Deine Füße werden kalt. Dein Leben schwindet, es geht mehr und mehr seinem Ende zu. Sei gefasst, guter alter Mann, du hast nichts zu fürchten. Das Leben weicht aus deinen Beinen, dein Blick wird dämmerig. Die Kühle steigt immer höher, je mehr dein Leben entflieht. Sei gefasst, guter alter Mann, denn du hast nichts zu fürchten, wenn dein Leben in die Größere Wirklichkeit eingeht.

Die Schatten der ewigen Nacht verdunkeln deinen Blick und dein Atem röchelt. Deinem Geist naht die Stunde, da er der Freuden des Jenseits teilhaft werden soll. Sei gefasst, guter alter Mann. Deine Stunde der Erlösung ist gekommen.« Während der ganzen Zeit streichelte der Lama den Sterbenden vom Schlüsselbein aufwärts bis zum Scheitel, um nach alter Erfahrung den Geist schmerzlos vom Körper zu lösen. Dabei belehrte er ihn über die Hindernisse auf seinem Weg und wie er ihnen ausweichen solle. Er beschrieb ihm den Weg, den er nehmen müsse, genau so, wie die telepathisch begabten Lamas, die schon hinübergegangen waren und sich aus dem Jenseits hatten melden können, ihn beschrieben hatten.

»Dein Augenlicht ist erloschen, guter alter Mann, und dein Atem stockt. Dein Körper erkaltet, und wir hören die Laute des Lebens mit unseren Ohren nicht mehr. Ruh nun in Frieden, alter Mann, denn nun

bist du in den Tod eingegangen. Folge dem Weg, den wir dir weisen, und Friede und Freude werden dich erwarten.«

Noch immer streichelte er den Alten, während seine Aura immer mehr verblasste und schließlich erlosch. Dann, nach einem jahrhundertealten Ritus, blies er den Atem mit einem heftigen Laut von sich, um damit den Geist im Todeskampf völlig zu befreien. Über dem leblosen Körper verdichtete sich nun die Lebenskraft des Verstorbenen zu einem wolkenartigen Gebilde, das, wogend und brodelnd, allmählich die Gestalt des Verstorbenen annahm und mit seinem Körper noch immer durch das »Silberne Band« verbunden war. Das Silberne Band wurde dünner und dünner, und so wie bei einem Kind die Nabelschnur gelöst wird, wenn es zur Welt kommt, erfuhr der Alte seine Geburt in einer anderen Welt. Die Schnur wurde, sich verdünnend, zu einem bloßen Faden und löste sich dann völlig auf. Langsam, wie eine zarte Wolke am Himmel oder eine Weihrauchwolke im Tempel, entschwand das seltsame Formgebilde. Der Lama setzte seine telepathischen Weisungen fort, um den Geist des Verstorbenen beim Beginn seiner Wanderung zu geleiten. »Nun bist du tot. Hier bei uns hält dich nichts mehr. Die Bande des Fleisches sind gelöst. Du weilst im Bardo. Gehe deinen Weg, wir wollen den unseren weitergehen. Gehe den Weg, der dir bestimmt ist. Verlasse die Welt der Erscheinung und der Täuschung und gehe hinüber in die Größere Wirklichkeit. Du bist tot. Gehe deinen Weg weiter.«

Weihrauchwolken stiegen auf und verbreiteten Frieden im Raum, in dem sich das erschütternde Ereignis vollzogen hatte. Irgendwo ertönte dumpfer Paukenwirbel. Hoch oben auf dem Dach des Klosters sandte eine tiefhörige Trompete ihre Nachricht hinaus ins Land. In den Gängen draußen ging das Leben weiter, Filzschuhe raschelten wie immer auf den Fliesen, und von den Ställen her war das Grollen eines Yaks zu hören. Hier, in dem kleinen Raum,

herrschte tiefe Stille. Die Stille des Todes. Nur die telepathischen Weisungen des Lamas unterbrachen leise die Stille. Ein alter Mann war gestorben und hatte seine Wanderung durch künftige Existenzen angetreten, vielleicht gefördert durch das, was er in diesem Leben erfahren und gelernt hatte, um nach langer, langer Reise und Mühsal sein Ziel zu erreichen: Buddhas Nirwana.

Wir hoben den Toten vom Lager, brachten ihn in den Lotossitz und verständigten die Leute, die die weitere Betreuung des Leichnams übernehmen mußten, sowie auch andere Priester, die die telepathische Belehrung des abgeschiedenen Geistes fortsetzten. Verschiedene Lamas lösten sich drei Tage lang in diesem Dienst ab. Am Morgen des vierten Tages meldete sich einer der Ragyabs von der Gilde der Leichenentsorger an der Gabelung der Lingkhor-Straße nach Dechnen Dzong. Als er eintraf, beendeten die Lamas ihre Belehrung und überließen ihm den Leichnam. Er schlug ihn, wie er zusammengekrümmt dasaß, in ein weißes Linnen ein, nahm das Bündel über die Schulter und trug es fort. Draußen hatte er ein Yak. Ohne viele Umstände lud er ihm das Bündel auf und ging mit dem Yak seines Weges. Am Ort der Zerteilung überreichte er den Leichnam den Leichenzerteilern. Der „Ort“ war ein trostloser, mit riesigen Felsen übersäter, Landstrich, in dem sich auch eine große flache Steinplatte befand, die groß genug war, dass darauf um auch der größte Körper Platz finden konnte. An den vier Ecken der Platte waren Löcher im Stein, in denen Pflöcke steckten. Eine weitere Steinplatte hatte Löcher, die so tief wie die halbe Dicke des Steines waren.

Der Körper wurde nun auf die Platte gelegt, das Linnen entfernt und die Arme und Beine an den vier Pflöcken festgebunden. Dann schlitzte der Haupt-Leichenzerleger mit Hilfe eines langen Messers den Körper auf, löste das Fleisch in langen Streifen zuerst vom

Körper, dann von den Gliedern und trennte Arme und Beine ab. Schließlich trennte er den Kopf ab und öffnete ihn.

Schon beim ersten Anblick des Leichenträgers, würden die Geier vom Himmel herunter schießen und sich geduldig ringsum auf den Felsen sammeln und gelassen den Vorgang beobachten, wie die Zuschauer in einem Freilichttheater. Unter diesen Vögeln herrschte eine strenge Rangordnung und jeglicher Versuch eines dreisteren von ihnen, vor dem Anführer zu landen, würde zu gnadenlosen Angriffen führen.

Mittlerweile hatte der Leichenöffner den Rumpf geöffnet, griff in die Höhlung und holte zuerst das Herz hervor. In diesem Augenblick schwebte der älteste der Geier herunter, ließ sich nieder, watschelte herbei und nahm das Herz aus der ausgestreckten Hand des Leichenöffners in Empfang. Der nächste in der Rangfolge erhielt die Leber und flog mit ihr wieder auf seinen Felssitz zurück, um sie zu verspeisen. Die Nieren und die Eingeweide würden aufgeteilt werden und der Rangfolge entsprechend den „anführenden“ Vögeln gegeben. Dann wurden die Fleischstreifen kleingeschnitten und an die anderen verteilt. Der eine oder andere kam noch einmal herunter geflattert und holte sich die Hälfte des Gehirns oder vielleicht ein Auge oder sonst einen schmackhaften Bissen. In einer überraschend kurzen Zeit waren alle inneren Organe und das Fleisch verzehrt, und nur die Knochen blieben auf der Steinplatte zurück. Sie wurden von den Leichenöffnern in passender Größe zerkleinert, wie Feuerholz, und dann in die Vertiefungen der anderen Steinplatte geschüttet, wo sie mit schweren Stampfern zu einem feinen Pulver gemahlen wurden. Das fraßen dann auch die Vögel!

Die Leichenöffner waren sehr fachkundige Leute. Sie hatten ihren Berufsstolz und untersuchten aus persönlichem Ehrgeiz alle inneren Organe, um die Todesursache festzustellen. Im Laufe der Zeit hatten

sie darin viel Erfahrung gesammelt. Sie waren dazu allerdings nicht verpflichtet, aber es war bei ihnen zur Tradition geworden, die Erkrankung zu ergründen, durch die »der Geist gezwungen war, die körperliche Hülle zu verlassen«. War jemand, zufällig oder vorsätzlich, vergiftet worden, dann würde dies schon sehr bald ans Tageslicht kommen. Sicherlich kam mir ihre Fähigkeit sehr zu Gute, während ich mit ihnen studierte und lernte außerordentlich, so dass ich selbst schon bald sehr sachkundig darin war, Leichen zu sezieren. Der Haupt-Leichenzerleger pflegte neben mir zu stehen und mich auf interessante Besonderheiten aufmerksam zu machen: »Dieser Mann, ehrwürdiger Lama, ist an der Unterbrechung der Blutzufuhr zum Herzen gestorben. Wir wollen einmal diese Arterie öffnen und hier, ja hier, siehst du auch schon das Klümpchen geronnenen Blutes, das den Blutzustrom blockiert hat.« Oder er würde sagen: »Die Frau hier, ehrwürdiger Lama, hat ein merkwürdiges Aussehen. Da muss eine Drüse nicht in Ordnung gewesen sein. Wir wollen sie herausnehmen und untersuchen.« Während er sie ein schön großes Stück herausschnitt, würde er nicht sprechen, doch dann sagte er: »So da haben wir sie. Wir werden sie öffnen und schauen jetzt hinein. Jawohl, da ist eine Verhärtung im Inneren.«

In dieser Art ging mein Studium weiter. Die Männer waren stolz darauf, mir alles zu zeigen, was sie konnten, denn sie wussten, dass ich mit persönlichem Auftrag des Dalai Lama bei ihnen Unterricht nahm. Wenn ich zufällig nicht anwesend war und ein Leichnam besonders interessant zu sein schien, bewahrten sie ihn auf, bis ich wiederkam. So konnte ich Hunderte von Leichen sezieren und wurde später definitiv ein guter Chirurg! Das war eine sehr viel bessere Ausbildung als die das System, nach dem die Medizinstudenten sich im Sezieraum der Medizinhochschule die Kadaver teilen mussten. Ich weiß, ich lernte bei unseren Leichenzerteilern mehr Anatomie als

später an einer vollkommen ausgestatteten Medizinhochschulen, die ich besuchte.

In Tibet können die Leichen nicht beerdigt werden. Es wäre aufgrund des steinigen Bodens und der nur sehr dünnen Erdschicht viel zu anstrengend. Auch die Einäscherung der Leichen ist aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich; es mangelt an Holz, und um einen Leichnam zu verbrennen, müsste Holz aus Indien importiert und von Yaks auf dem Karawanenweg über das Gebirge nach Tibet gebracht werden. Das würde ungeheure Kosten verursachen. Eine Wasserbestattung ist ebenfalls nicht zulässig, denn die Toten in die Flüsse zu werfen würde das Trinkwasser der Lebenden verschmutzen. Es bleibt uns also keine andere Bestattungsmethode als die Luftbestattung, bei der, wie bereits dargestellt, Vögel das Fleisch und die Knochen verzehren. Dies unterscheidet sich nur in zweierlei Hinsicht von den westlichen Methoden: die Menschen im Westen begraben ihre Leichen, und überlassen den Würmern die Aufgabe, die bei uns die Vögel verrichten. Der zweite Unterschied ist, dass im Westen die Kenntnis über Todesursache mit dem Leichnam begraben wird und niemand weiß, ob in der Todesurkunde wirklich die wahre Todesursache steht. Unsere Leichenbrecher vergewissern sich darüber und wissen eindeutig, woran ein Mensch gestorben ist!

Jeder Mensch, der in Tibet stirbt, wird auf diese Weise »bestattet«, mit Ausnahme der höchsten Lamas, die Inkarnationen aus einem früheren Dasein sind. Diese werden einbalsamiert und in einem Kasten mit einer gläsernen Vorderseite gesetzt, wo sie in einem Tempel gesehen werden können oder sie werden einbalsamiert und mit Gold überzogen. Diese letztere Prozedur war sehr interessant. Ich habe oft an diesen Vorbereitungen teilgenommen. Einige Amerikaner, die meine Berichte darüber gelesen haben, wollen nicht glauben, dass wir dazu wirklich Gold dazu verwendeten; sie

behaupten, das ginge „sogar über die Fähigkeiten eines Amerikaners hinaus“! Wir stellten, ganz richtig, die Dinge nicht in Massen her, aber konnten mit einzelnen Dinge umgehen, wie es nur ein guter Handwerker kann. Wir konnten in Tibet keine Uhr zum Preis von einem Dollar herstellen. Jedoch können wir einen toten Körper vom Scheitel bis zur Sohle in Gold hüllen.

Eines Abends wurde ich zu unserem Abt gerufen. Er sagte: »Eine Reinkarnation aus einer früheren Existenz, wird in Kürze seinen Körper verlassen. Er ist jetzt in der Lamaserie Rosenzaun. Ich möchte, dass du hingehst, damit du die Erhaltung in Heiligkeit beobachten kannst.«

So war ich nun wieder der Strapaze des Sattels ausgesetzt und musste nach Sera reiten. In der Lamaserie angekommen, führte man mich in die Zelle des alten Abtes. Die Farben seiner Aura waren dabei zu erlöschen, und eine Stunde später ging er aus der irdischen in die geistige Welt über. Da er ein Abt war und ein gelehrter Mann, bedurfte er keines Führers durch das Zwischenreich, und wir mußten zu seiner Bestattung auch nicht die üblichen drei Tage abwarten. Nur diese eine Nacht lang saß sein Leichnam im Lotossitz, während die Lamas die Totenwache hielten.

Bei Tagesanbruch geleiteten wir ihn in feierlicher Prozession durch das Hauptgebäude der Lamaserie hinab in den Tempel, und durch eine selten benützte Tür in die geheimen unteren Gänge. Auf einer Bahre trugen zwei Lamas den Leichnam vor mir her. Er saß immer noch im Lotossitz. Die Mönche hinter mir sangen mit tiefen Stimmen eine Litanei, und dann und wann ertönte in der Stille der Klang eines silbernen Glöckchens. Wir hatten unsere roten Gewänder an und trugen darüber unsere gelben Stolen. Das Licht der Butter-Lampen und der flackernden Fackeln warf unsere tanzenden Schatten in unheimlicher Vergrößerung an die Wände. So stiegen wir

immer tiefer in die geheimen Räume des Klosters hinunter. Schließlich kamen wir, fünfzehn oder zwanzig Meter unter der Erde, an einer versiegelten Steintür an. Durch diese gelangten wir in einen Raum, der eiskalt war. Hier setzten die Mönche die Bahre mit dem Leichnam ab und entfernten sich alle, bis auf drei Lamas und mich. Hunderte von Butter-Lampen wurden angezündet und verbreiteten ein helles gelbes Licht. Nun wurde der Leichnam entkleidet und fürsorglich gewaschen. Auf dem Wege der natürlichen Körperöffnungen wurden alle inneren Organe aus dem Körper entfernt und in Urnen aufbewahrt, die sorgfältig versiegelt wurden. Dann wurde das Körperinnere gründlich ausgewaschen und getrocknet und mit eine besonderen Form von Lack gefüllt. Dieser würde im Inneren des Körpers eine harte Kruste bilden, so dass die Körperformen, wie zu Lebzeiten, unverändert bleiben würden. Sobald der Lack getrocknet und erstarrt war, wurden die Körperhöhlen mit großer Sorgfalt und Vorsicht ausgestopft, dass die Form sich nicht verändere. Dann wurde weiterer Lack eingefüllt, bis das Füllmaterial vollkommen mit Lack durchtränkt war, das nach dem Trocknen als feste Masse im Körperinnern verblieb. Auch äußerlich wurde der Körper mit einem Lack überzogen und auf den getrockneten Lack eine Art »abblätternde Lösung« auf getragen, die es ermöglichte, die dünne Seide, mit der der Körper nun umwickelt wurde, später wieder zu entfernen, ohne dass die Körperoberfläche verletzt wurde. Schließlich war die Seidenumhüllung zufriedenstellend und wurde nun ebenfalls mit einem Lack (von einer anderen Sorte) überzogen, und damit war der Leichnam für die noch folgenden Prozeduren vorbereitet. Einen Tag und eine Nacht lang verblieb er nun noch in seiner sitzenden Haltung, so dass er vollkommen trocknen konnte. Als wir nach dieser Zeit zu dem Raum zurückkehrten, saß der Körper schön hart und steif im Lotossitz da. So trugen wir ihn nun, wieder in feierlicher Prozession, in einen anderen Raum, ein Stockwerk tiefer, der so angelegt war, dass er von

außen her erhitzt und in gleichmäßiger hoher Temperatur erhalten werden konnte. Der Boden war mit einer dicken Schicht eines besonderen Pulvers bedeckt, und wir setzten den Leichnam in der Mitte des Raumes nieder. Unterhalb schürten Mönche schon das Feuer. Vorsichtig füllten wir den ganzen Raum mit einem speziellen Salz aus einer bestimmten Gegend Tibets und einer Mischung aus Kräutern und Mineralien. Dann, als der ganze Raum vom Boden bis zur Decke ausgefüllt war, verließen wir ihn, er wurde geschlossen und mit dem Siegel der Lamaserie versiegelt. Es wurde der Befehl gegeben, die Öfen anzuzünden. Schon bald hörte man das Holz knistern und die Butter im, sich ausbreitenden, Feuer brutzeln. Als das Feuer im Ofen gut entfacht war, wurden ununterbrochen Yakdung und Butterabfälle zugeführt. Eine ganze Woche lang wütete das Feuer und sandte Wolken von heißer Luft durch die hohlen Wände der Balsamierungskammer. Am siebenten Tag wurde kein weiterer Brennstoff zugefügt. Nach und nach starb da Feuer ab und erlosch. Die starken Steinmauern krachten und ächzten während sie sich abkühlten, dann war der Gang soweit abgekühlt, dass man ihn wieder begehen konnte. Drei Tage lag alles still, während wir alle warteten, dass der Raum seine normale Temperatur zurückgewann. Am elften Tag nach der Versiegelung, wurde das große Siegel gebrochen und die Tür zur Kammer aufgestoßen. Staffeln von Mönchen schaufelten mit den Händen das Material, das zur Einbalsamierung verwendet worden war, wieder heraus. Sie gebrauchten keine Werkzeuge, um den Leichnam nicht zu verletzen. Zwei Tage lang schabten sie mit den Händen und zerdrückten die bröselige Salzzusammensetzung. Schließlich war der Raum leer – bis auf den stillen Leichnam, der in seiner Umhüllung ganz ruhig inmitten des Raumes im Lotossitz saß. Wir hoben ihn vorsichtig auf und trugen ihn in den andern Raum zurück, wo wir ihn im Licht der Butter-Lampen genauer betrachten konnten.

Nun lösten wir vorsichtig, Stück für Stück, die seidene Umwicklung ab, bis der bloße Körper allein blieb. Die Erhaltung war perfekt gelungen. Abgesehen davon, dass er sehr viel dunkler war, hätte es der Körper eines schlafenden Mannes sein können, der im nächsten Augenblick hätte erwachen können. Seien Konturen waren wie im Leben und der Körper war nicht eingeschrumpft. Wieder wurde der nackte tote Körper mit einem Lack überstrichen und schließlich den Goldschmieden überantwortet. Diese Männer sind von einer unübertroffenen Geschicklichkeit. Männer, die totes Fleisch mit Gold bedecken können. Sie arbeiteten langsam und brachten eine Schicht dünnsten und weichstem Gold nach der anderen auf. Gold, das über die Grenzen Tibets hinaus ein Vermögen wert ist, wird hier nur als geheiligtes Metall geschätzt, das unzerstörbar und daher ein Symbol den höchsten erreichbaren Geisteszustand des Menschen ist. Die Priester-Gold-Schmiede arbeiteten mit ausgezeichneter Sorgfalt und achteten auf jedes noch so kleine Detail, so dass sie nach Beendigung ihrer Arbeit als Zeugnis ihrer Geschicklichkeit eine lebensechte goldene Figur schufen, wobei sie jede Linie und jede Falte wirklichkeitsgetreu nachbildeten. Nun wurde der, goldschwere, Leichnam in die Halle der Inkarnationen gebracht und dort, gleich den anderen, auf einen goldenen Thron gesetzt. Hier in dieser Halle gab es Figuren, deren Existenz auf die frühesten Zeiten zurückzuführen war datierten ebensolche Gestalten aus den frühesten Zeiten – sie saßen in langen Reihen und blickten mit halb geschlossenen Augen wie strenge Richter auf die Fehler und Schwächen der heutigen Generation herab. Wir sprachen hier nur im Flüsterton und gingen vorsichtig zwischen ihnen dahin, als wollten wir diese lebenden Toten nicht stören. Ich fühlte mich zu einem dieser Körper besonders hingezogen – eine seltsame Kraft hielt mich, wie angewurzelt, fasziniert vor ihr fest. Er schien mit einem allwissenden Lächeln auf mich herabzuschauen. Da berührte jemand zart und freundlich meinen

Arm, und ich fiel vor Schreck fast um. »Dieser warst du, Lobsang, in deinem letzten Leben. Wir haben uns schon gedacht, dass du ihn wiedererkennen würdest.«

Mein Mentor führte mich dann zur nächsten goldenen Figur und sagte: »Und dieser hier war ich.« Schweigend und tief bewegt verließen wir die Halle, und die Tür wurde hinter uns geschlossen und versiegelt.

Noch oft durfte ich später die Halle besuchen und die in Gold gehüllten Gestalten studieren. Manchmal ging ich allein und setzte mich meditierend vor sie hin. Die Lebensgeschichte jedes dieser Männer war aufgezeichnet, und ich studierte sie mit großem Interesse. Hier war die Lebensgeschichte meines Mentors, des Lama Mingyar Dondup, aufgeschrieben, die Geschichte darüber, was er in der Vergangenheit getan hatte, eine Zusammenfassung über sein Wesen und seine Fähigkeiten, die Würden und Ehren, die ihm zuteil wurden und die Art wie er verstorben war.

Hier stand auch die Geschichte über mein eigenes vergangenes Leben. Auch diese studierte ich mit meiner vollen Aufmerksamkeit. Achtundneunzig goldene Gestalten saßen in der Halle, in der geheimen, in den Stein gehauenen, Kammer, mit ihrer wohl verborgenen Tür. Die Geschichte Tibets war vor mir. So meinte ich damals. Die früheste Geschichte sollte mir erst später offenbart werden.

Die letzte Initiierung



Nachdem ich die Einbalsamierung in verschiedenen Lamaserien sechs- oder siebenmal gesehen hatte, sandte eines Tages der amtsführende Abt von Chakpori nach mir. »Mein Freund«, sagte er, »auf ausdrücklichen Wunsch Seiner Heiligkeit sollst du zum Abt geweiht werden. Du kannst, wie du erbeten hast so wie der Lama Mingyar Dondup weiterhin den Titel Lama führen. Ich übermittle dir nur die Botschaft Seiner Heiligkeit.«

So hatte ich als anerkannte Inkarnation nun wieder den Status, mit dem ich vor ungefähr sechshundert Jahren die Erde verlassen hatte. Das Rad des Lebens hatte einmal vollkommen im Kreis gedreht. Kurze Zeit darauf betrat ein alter Lama mein Zimmer und sagte, ich müsse mich nun der Zeremonie des Kleinen Todes unterziehen. »Denn, mein Sohn, bevor du nicht das Tor des Todes durchschritten hast und zurückgekehrt bist, kannst du nicht wirklich wissen, dass es keinen Tod gibt. Du bist im Studium der Astralreisen schon sehr weit fortgeschritten. Diese Erfahrung wird dich nun noch viel weiterbringen, über die Reiche des Lebens hinaus, in die

Vergangenheit unseres Landes.« Die darauf vorbereitende Schulung war schwer und langwierig. Drei Monate lang wurde meine Lebensführung streng überwacht. Besondere Kräuter, die entsetzlich schmeckten, verliehen meinen täglichen Mahlzeiten unangenehme Note. Man riet mir dringend, meine Gedanken »nur auf das, was rein und heilig ist«, zu richten. Als ob man in einer Lamaserie diesbezüglich eine große Wahl hätte! Sogar Tsampa und Tee durfte ich nur in geringeren Mengen zu mir nehmen. Strenge Enthaltbarkeit, strikte Disziplin und lange, lange Stunden der Meditation.

Endlich, nach drei Monaten, sagten die Astrologen, nun sei die Zeit gekommen, die Zeichen seien günstig. Vierundzwanzig Stunden lang fastete ich, bis ich mich leer fühlte wie eine Tempeltrommel. Dann wurde ich über diese verborgenen Stufen und Gänge tief unter dem Potala hinabgeführt. Weit hinab stiegen wir, die andern hielten brennende Fackeln in den Händen, ich nichts. Durch die Gänge ging es hinab, durch die ich früher schon gegangen war. Schließlich erreichten wir das Ende des Durchganges. Wir standen vor einer massiven Felswand. Doch als wir näherkamen, wurde ein Stein zur Seite gerückt. Ein neuer Pfad eröffnete sich vor uns - ein dunkler, enger Pfad, der nach verbrauchter Luft, Gewürzen und Weihrauch roch. Nach mehreren Metern hielten wir einen Moment lang vor einer schweren, mit Gold beschlagenen, Tür, die langsam geöffnet wurde und ein Kreischen des Widerspruchs von sich gab, das wie in einem riesigen Raum in vielfachem Echo widerhallte. Hier wurden die Fackeln gelöscht und Butter-Lampen angezündet. Wir traten in einen versteckten Tempel, der durch vulkanische Einwirkung, in längst vergangenen Zeiten, in den massiven Fels gegraben war. Durch diese Gänge und Höhlen war einst flüssige Lava zum Krater eines feuerspeienden Vulkans geflossen. Nun trotteten kleine Menschen ihres Weges und dachten sie seien Götter. Doch wir

müssen uns auf die Aufgabe konzentrieren, die uns bevorsteht, dachte ich; vor uns lag der Tempel der Geheimen Weisheit.

Drei Äbte geleiteten mich hinein. Die übrige Lama-Gruppe hatte sich, wie die Erinnerungen an einen Traum, in der Dunkelheit aufgelöst. Drei Äbte, betagt und schrumpelig vom Verlauf der Jahre, die freudig ihre Rückberufung zu den Himmlischen Gefilde erwarteten: drei alte Männer, vielleicht die erfahrensten Metaphysiker auf der ganzen Welt, waren bereit, mich meiner abschließenden Einweihung entgegen zu führen. Jeder trug in der rechten Hand eine Butter-Lampe und in der linken einen dicken, glimmenden Weihrauchstab. Die Kälte war durchdringend hier, eine ungewöhnliche Kälte, die nicht dieser Erde anzugehören schien. Es herrschte eine tiefe Stille: jedes leiseste Geräusch betonte diese Stille. Unsere Filzstiefel waren nicht zu hören: wie Geister glitten wir dahin. Die safranfarbenen Brokatgewänder der Äbte raschelten leise. Zu meinem Entsetzen fühlte ich am ganzen Körper Stiche und Schläge. Meine Hände schimmerten, als umgäbe sie eine neue Aura. Auch die Äbte, sah ich, schimmerten. Die sehr, sehr trockenen Luft und die Reibung unserer Gewänder hatte eine statische elektrische Ladung erzeugt. Ein Abt reichte mir einen kurzen goldenen Stab und flüsterte mir zu: »Halte ihn in der linken Hand und ziehe ihn während des Gehens an der Wand entlang, dann werden die Beschwerden vergehen.« Ich tat es, bei der ersten Entladung der gespeicherten Elektrizität wäre ich beinahe aus den Schuhen gefahren. Nachher schmerzte es nicht mehr.

Eine Butter-Lampen nach der anderen flammten, von unsichtbaren Händen entzündet, auf. Als das flackernde gelbe Licht zunahm, sah ich riesige, mit Gold überzogene, Figuren. Manche davon waren halb in ungeschnittenen Edelsteinen begraben. In dem düsteren Schein sah ich einen Buddha, so riesig, dass das Licht nur bis zur Mitte seines Körpers empor drang. Andere Gestalten waren

undeutlich sichtbar. Bilder von Teufeln, die Darstellung von Lust und die Arten der Prüfungen, denen sich der Mensch unterziehen muss, bevor er sein Selbst verwirklicht.

Wir näherten uns einer Mauer, an die ein beinahe fünf Meter großes Lebensrad gemalt war. Im flackernden Licht schien es sich zu drehen, und die Sinne machten seine Bewegung mit. Wir gingen weiter, bis ich überzeugt war, wir würden nun gleich an den Fels stoßen. Der Abt an der Spitze verschwand: was ich für einen dunklen Schatten gehalten hatte, war eine gut verborgene Tür. Sie führte zu einem Pfad, der immer tiefer hinabging - einem schmalen, steilen, gewundenen Pfad, wo der schwache Schein der Butter-Lampen der Äbte das Dunkel noch zu verstärken schien. Wir tasteten uns schwankend vorwärts, stolpernd und manchmal gleitend. Die Luft war schwer und drückend, als laste das ganze Gewicht der Erde droben auf uns. Mir war, als drängen wir in das Herz der Welt ein. Eine letzte Biegung des gewundenen Pfades, und vor unseren Blicken lag eine Höhle, eine von Gold glänzende Felshöhle: Goldadern - Klumpen von Gold. Eine Schicht Gestein, eine Schicht Gold, eine Schicht Gestein - und so ging es fort. Hoch, sehr hoch über uns glitzerte das Gold wie Sterne am nächtlichen Himmel, als scharfe Flecken das schwache Licht, das die Lampen ausstrahlten, auffingen und zurück warfen.

In der Mitte der Höhle stand ein glänzendes schwarzes Haus. Ein Haus wie aus poliertem Ebenholz. Seltsame Zeichen bedeckten seine Seitenwände, und Skizzen, wie ich sie an den Wänden des Höhlenganges zum See gesehen hatte. Wir gingen auf das Haus zu und traten durch das hohe, breite Tor. Im Innern standen drei schwarze Steinsärge, sonderbar graviert und gekennzeichnet. Sie hatten keinen Deckel. Ich warf einen Blick hinein, und als ich ihren Inhalt sah, schöpfte ich nach Atem und fühlte mich plötzlich der Ohnmacht nahe.

»Mein Sohn«, rief der Abt, der uns führte, »sieh sie an. Sie waren zu den Zeiten, bevor die Berge kamen, Götter in unserem Land. Sie gingen durch unser Land, als die Meere unsere Küsten umspülten und andere Sterne am Himmel standen. Sieh sie an, denn niemand hat sie gesehen außer den Eingeweihten.«

Ich blickte wieder hin, ergriffen und voller Ehrfurcht. Drei nackte goldene Gestalten lagen vor uns. Zwei Männer und eine Frau. Jede Linie, jeder Zug waren getreulich im Gold nachgebildet. Aber ihre Größe! Die Frau war ganze drei Meter lang, wie sie dalag, und der größere der beiden Männer weit über vier. Ihre Häupter waren groß und gegen den Scheitel hin irgendwie kegelförmig. Ihre Kiefer waren schmal, der Mund klein mit schmalen Lippen. Die Nase war lang und dünn, während die Augen, regelmäßig geschnitten, tief in den Höhlen lagen. Das waren keine toten Gestalten - sie sahen aus wie schlafend. Wir bewegten uns leise und redeten behutsam, als fürchteten wir, sie zu wecken. An einer Seite sah ich einen Deckel lehnen: darauf war eine Himmelskarte eingraviert, doch wie eigentümlich fremd erschienen mir die Sterne! Durch meine astrologischen Studien war ich sehr vertraut mit dem nächtlichen Himmel: doch hier sah er ganz, ganz anders aus.

Der älteste Abt wandte sich zu mir und sagte: »Du wirst nun ein Eingeweihter. Du sollst die Vergangenheit sehen und die Zukunft kennenlernen. Die Anspannung wird sehr groß sein. Viele sterben daran und viele scheitern, doch keiner kommt lebend hier heraus, dem es nicht gelungen ist. Bist du bereit und festen Willens?«

»Ja«, antwortete ich. Sie führten mich zu einer Steinplatte, die zwischen zwei Särgen lag. Hier setzte ich mich nach ihrer Weisung im Lotossitz nieder, mit gekreuzten Beinen, gerade aufgerichtetem Rücken und nach nach oben gewandten Handflächen.

Vier Räucherstäbchen wurden angezündet, für jeden Sarg eines, und einer für meine Platte. Jeder der Äbte nahm eine Butter-Lampe, und sie gingen nacheinander hinaus. Als sich die schwere schwarze Tür hinter ihnen schloss, war ich allein mit den Körpern der uralten Toten. Die Zeit verrann, während ich auf meiner Steinplatte meditierte. Die Butter-Lampe, die ich getragen hatte, knisterte und ging aus. Einige Augenblicke lang, qualmte ihr Docht rotglühend und es roch nach brennendem Tuch, dann erlosch auch er und war verschwunden.

Ich legte mich auf meiner Platte zurück und führte die besondere Atmung aus, die man mich jahrelang gelehrt hatte. Das Schweigen und das Dunkel waren bedrückend. Es war wahrlich die Grabesstille. Ganz plötzlich wurde mein Körper steif, kataleptisch starr. Meine Glieder wurden taub und eiskalt. Ich hatte das Gefühl, dass ich sterbe, in diesem alten Grab, über hundert Meter tief unterhalb der Sonne, sterbe. Ein heftiger Stoß durchbebte mich im Innern und ich hatte, und den unhörbaren Eindruck eines eigentümlichen Rascheln und Knarrens, wie wenn man altes Leder entfaltet. Nach und nach erfüllte ein blaßblaues Licht das Grab, wie Mondschein über einem hohen Gebirgspass. Ich fühlte ein Schwingen, ein Emporsteigen und Fallen. Einen Augenblick lang war mir, als sei ich wieder in einem Drachen, hin und her geschleudert und gestoßen am Ende eines Seiles. Dann gewahrte ich, dass ich wirklich über meinem körperlichen Leib schwebte. Mit dem Gewährwerden kam die Bewegung. Wie eine Rauchwolke trieb ich dahin, wie auf einem Wind, den ich nicht spürte. Über meinem Kopf sah ich ein Strahlen, gleich einer goldenen Schale. Von der Mitte meines Körpers hing ein silberblaues Band herab. Es pulsierte voller Leben und glühte voller Lebenskraft.

Ich blickte auf meinen, auf dem Rücken liegenden, Körper hinab, der nun wie ein Leichnam unter Leichnamen ruhte. Langsam wurden

die kleinen Unterschiede zwischen meinem Körper und denen der Riesengestalten offensichtlich. Die Untersuchung war fesselnd. Ich dachte über die Eingebildetheit der heutigen Menschheit nach und fragte mich, wie die Materialisten das Vorhandensein dieser riesigen Körper erklären würden. Ich dachte. . . , doch dann wurde mir bewusst, dass etwas meine Gedanken störte. Ich schien nicht mehr allein zu sein. Teile von Gesprächen erreichten mich, Bruchstücke unausgesprochener Gedanken. Verstreute Bilder begannen vor meinem geistigen Auge aufzuzucken. In weiter Entfernung schien jemand eine große, tiefe Glocke zu läuten. Schnell kam der Laut näher und näher, bis er schließlich in meinem Kopf zu zerplatzen schien, und ich sah Tropfen von farbigem Licht und Blitze in unbekanntem Farbtönen. Mein Astralkörper wurde hin und her geschleudert und getrieben wie ein Blatt im Winterwind. Fetzen von rotglühendem Schmerz peitschten im Sturm durch mein Bewusstsein. Ich fühlte mich allein, einsam, ein Obdachloser in einem schwankenden Weltall. Schwarzer Nebel senkte sich auf mich nieder, und mit ihm eine Ruhe, die nicht von dieser Welt ist.

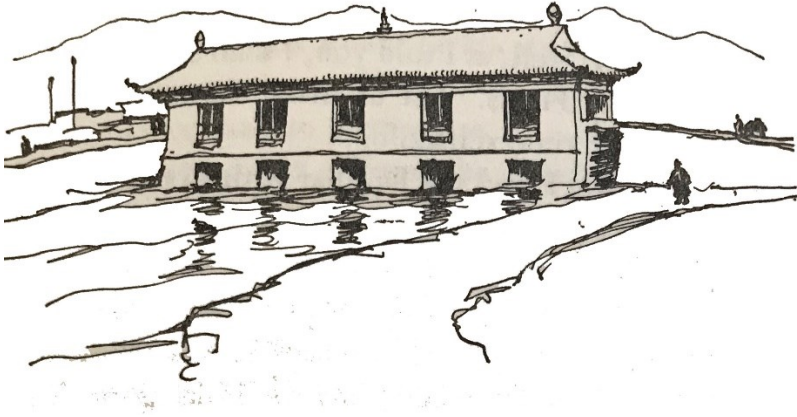
Langsam verzog sich die schwarze Finsternis, die mich umhüllte. Von irgendwoher tönte das Brausen des Meeres und das zischende Kullern der von den Wellen angetriebenen Strandkiesel. Ich roch die salzhaltige Luft und den Tang. Das war eine mir vertraute Szene: ich drehte mich faul, im von der Sonne gewärmten Sand, auf den Rücken und blickte zu den Palmen hinauf. Doch, ein Teil von mir sagte: Ich hatte das Meer nie gesehen, niemals von Palmbäumen auch nur gehört! Aus einem nahegelegenen Hain kam das Geräusch von lachende Stimmen, Stimmen, die lauter wurden, als eine glückliche Gruppe von sonnengebräunten Leuten in mein Blickfeld gelangten. Riesen! Sie alle. Ich blickte herab und sah, dass auch ich ein »Riese« war. In meiner astralen Wahrnehmung entstand der Eindruck: vor unzähligen Zeiten kreiste die Erde in größerer Nähe

der Sonne, in entgegengesetzter Richtung. Die Tage waren kürzer und wärmer. Große Kulturen entstanden, und die Menschen wussten mehr, als sie jetzt wissen. Von außen her kam ein wandernder Planet und streifte die Erde flüchtig. Die Erde wurde erschüttert und aus ihrer Umlaufbahn geworfen und kreiste nun in entgegengesetzter Richtung. Es erhoben sich Winde, die über die Gewässer peitschten und, unter der veränderten Anziehungskraft, das Land aufwürfte, und es entstanden Überflutungen, Sintfluten. Erdbeben erschütterten die Welt. side resort and shot some twelve thousand feet above the sea. Around the Länder versanken in den Meeren und andere tauchten empor. Das warme und angenehme Land, das Tibet war, hörte auf ein Badeort zu sein und schoss drei- bis viertausend Meter hoch über den Meeresspiegel hinauf. Rings um das Land erschienen mächtige Berge, die rauchende Lava ausspien. Weit entfernt in den Hochgebirgen wurde die Erdoberfläche gespalten, und in diesen Spalten gediehen die Vegetation und die Fauna eines versunkenen Zeitalters dort weiter. Doch es ist viel zu viel, um in einem Buch darüber zu berichten, und manche Erlebnisse meiner astralen Einweihung sind mir viel zu heilig und zu intim, um sie zu veröffentlichen. Nach einiger Zeit fühlte ich, dass die Visionen verblassten und dunkler wurden.

Nach und nach verlor ich das Bewusstsein, das astrale und das physische. Später hatte ich das unbehagliche Gefühl, dass ich fror – mir war kalt davon auf einer Steinplatte in der eisigen Dunkelheit einer Gruft zu liegen. Prüfende Gedanken tasteten mein Gehirn ab. »Ja, er ist zu uns zurückgekehrt. Wir kommen!« Minuten vergingen, dann näherte sich ein schwacher Lichtschein. Butter-Lampen. Die drei alten Äbte. »Du hast dich gut gehalten, mein Sohn. Drei Tage lang hast du hier gelegen. Nun hast du gesehen. Du starbst. Und lebstest.«

Steif kam ich auf die Beine, taumelnd vor Schwäche und Hunger. Wir verließen das Gemach, das ich nie vergessen werde, und gingen hinauf in die eiskalte Luft der anderen Gänge. Ich war schwach vor Hunger und überwältigt von allem, was ich gesehen und erfahren hatte. Oben aß ich mich satt und trank, und als ich mich in jener Nacht niederlegte, wusste ich, dass ich Tibet nun bald verlassen musste und, wie vorausgesagt, in die seltsamen fremden Länder gehen würde. Und heute kann ich sagen, dass sie seltsamer sind als ich je für möglich gehalten hätte!

Tibet - Lebwohl



Wenige Tage danach, während ich mit meinem Mentor am Fluss der Glückseligkeit saß, kam ein Mann im Galopp herangeritten. Er blickte träge zu uns herüber und erkannte den Lama Mingyar Dondup. Augenblicklich war der von den Hufen seines Pferdes aufgewirbelte Staub eins mit der Wucht, mit der er es zum Stehen brachte.

»Ich bringe eine Botschaft von Seiner Heiligkeit für den Lama Lobsang Rampa.«

Aus seinem Gewand zog er das lange, wohlbekannte, in den seidene Begrüßungsschal gehüllte Päckchen. Er überreichte es mir, wobei er sich dreimal niederwarf, dann ging er ein paar Schritte nach rückwärts, bestieg sein Pferd und galoppierte davon.

Ich war nun viel selbstsicherer geworden; die Geschehnisse unter dem Potala hatten mein Selbstbewusstsein gestärkt. Ich öffnete das

Päckchen und las die Botschaft, bevor ich sie meinem Mentor und Freund, dem Lama Mingyar Dondup, hinüberreichte.

»Ich soll Seine Heiligkeit morgen früh im Juwelpark aufsuchen. Auch du sollst hinkommen.«

»Man kann die Worte des geschätzten Protektors oft nicht erraten, Lobsang, doch ich fühle, dass du bald abreisen wirst nach China, und ich, nun ja, werde bald zu den Himmlischen Feldern zurückkehren, wie ich es dir bereits sagte.

Lass uns das Beste aus diesem Tag machen und der kurzen Zeit, die uns noch bleibt.« Am Morgen schritt ich den gewohnten Weg zum Juwelpark, den Berg hinab, über die Straße und durch das Haupttor.

Neben mir ging der Lama Mingyar Dondup. Uns beide bewegte der Gedanke, dass wir diesen Weg vielleicht zum letzten Mal miteinander gingen.

Wahrscheinlich drückte sich das lebhaft in meinem Gesicht aus, denn als ich mit dem Dalai Lama allein war, sagte er: »Die Zeit des Abschiednehmens, die Zeit, in der man neue Wege einschlägt, ist immer schwer und voller Leid. Vor Jahren saß ich viele Stunden hier in diesem Pavillon und meditierte und fragte mich, ob ich das Richtige täte, wenn ich bei der Besetzung unseres Landes hierbliebe, oder wenn ich wegginge.

Das eine wie das andere würde einer Reihe von Menschen Kummer bereiten. Dein Pfad, Lobsang, steht dir bevor, und er ist für niemanden ein leichter Pfad. Familie, Freunde, Heimat – all das musst du hinter dir lassen. Und dieser dir bevorstehende Pfad bringt dir, wie dir voraus gesagt worden ist, Mühsal, Folter, Missverständnisse, Ungläubigkeit und das alles ist unangenehm. Die

Gepflogenheiten der Fremden sind eigenartig und tragen daran keine Schuld.

Wie ich dir früher schon einmal sagte, glauben sie nur an das, was sie tun können und das, was in ihren wissenschaftlichen Laboren bewiesen getestet werden kann.

Doch um die höchste von allen Wissenschaften, nämlich die Wissenschaft über das Höhere Selbst, bekümmern sie sich nicht. Das ist dein Pfad, der Pfad, den du erwählt hast, bevor du in dieses Leben kamst.

Ich habe für dich vorgesehen, dass du nach Ablauf der nächsten fünf Tagen nach China abreist.«

Fünf Tage! Fünf Tage! Ich hatte fünf Wochen erwartet.

Als wir, mein Mentor und ich, auf dem Rückweg unsern heimatlichen Berg hinaufstiegen, wechselten wir kein Wort miteinander, bis wir wieder innerhalb der Mauern des Tempels waren.

»Du wirst deine Eltern besuchen müssen, Lobsang. Ich werde einen Boten hinschicken.«

Eltern? Der Lama Mingyar Dondup war mir mehr gewesen als Vater und Mutter. Und bald würde er dieses Leben verlassen, noch bevor ich in wenigen kurzen Jahren nach Tibet heimkehren würde. Dann würde ich nichts anderes mehr von ihm sehen als seine in Gold gehüllte Gestalt in der Halle der Inkarnationen, wie ein altes abgelegtes Gewand, für das der Träger keine Verwendung mehr hat.

Fünf Tage! Geschäftige Tage. Aus dem Museum des Potala brachte man mir neue westliche Kleider, die ich probieren sollte. Nicht, dass ich sie in China tragen sollte, dort würden meine Lama-Gewänder angemessener sein, sondern damit die andern sehen

konnten, wie ich darin aussah. Oh, dieser Anzug! Enge Röhren aus Stoff, die so eng an meinen Beinen hafteten, dass ich es nicht wagte, mich zu beugen. Nun wusste ich, warum die Leute aus dem Westen nicht in der Lotoshaltung sitzen konnten: ihre Kleider waren zu eng. Gewiss, dachte ich, werden mich diese engen Röhren »auf Lebenszeit zugrunde richten«. Sie zogen mir ein weißes Leichenhemd an und legten mir ein dickes Band um den Hals, das sie fest zusammenzogen, als wollten sie mich erdrosseln. Darüber zogen sie mir ein kurzes Stoffzeug an, mit aufgenähten Stoffflicken und Löchern dahinter, in denen der Mann aus dem Westen, wie sie sagten, seine Dinge verwahrte - anstatt im Gewand, wie wir es taten. Doch das Ärgste sollte noch kommen. Sie zogen mir dicke, schwere »Handschuhe« über die Füße und zerrten sie mit Schnüren, die Metallenden hatten, fest zusammen. Ähnliche Lederhüllen zogen die Bettler, die auf Händen und Knien über die Lingchor-Straße krochen, manchmal über die Hände, doch sie waren klug genug, gute tibetanische Filzschuhe an ihren Füßen zu tragen.

Ich fühlte mich, als würde ich verkrüppeln und so nicht in der Lage sein nach nach China zu gehen. Eine umgedrehte schwarze Schale mit einem Rand darum, wurde mir auf den Kopf gesetzt, und nun sagte man mir, ich sei gekleidet wie ein »westlicher Edelmann in seiner Freizeit«. Mir erschien, dass sie dieser Freizeit und Muße bedurften, denn wie sollte man von ihnen erwarten, dass sie in diesem Aufzug irgendwelche Arbeiten verrichten konnten!

Am dritten Tag suchte ich mein früheres Heim wieder auf. Allein, zu Fuß, so wie ich einst von dort weggegangen war. Doch diesmal war ich ein Lama und ein Abt. Mein Vater und meine Mutter waren zu Hause und erwarteten mich. Ich war diesmal ein geehrter Gast. An jenem Abend betrat ich abermals das Arbeitszimmer meines Vaters, um meinen Namen und Rang in das Familienbuch einzutragen. Dann

kehrte ich, wieder zu Fuß, zu der Lamaserie zurück, die so lange Zeit mein Heim gewesen war. Die restlichen zwei Tage vergingen schnell.

Am Abend des letzten Tages suchte ich den Dalai Lama noch einmal auf, um ihm Lebewohl zu sagen und seinen Segen zu empfangen. Mein Herz war schwer, als ich von ihm Abschied nahm. Wir wussten beide, dass ich ihn erst nach seinem Tode wiedersehen würde.

Mit dem ersten Licht des Morgens brachen wir auf. Langsam, Schweren Herzens. Zum zweiten Mal wurde ich heimatlos, wieder ging ich in die Fremde und musste alles von neuem lernen. Oben auf dem hohen Bergpass angekommen, wandten wir uns um und warfen einen letzten, langen Blick auf die Heilige Stadt Lhasa. Vom Dach des Potala stieg ein einsamer Drache auf.



Ende.